

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

4/2000



Jahrg. 12, Heft 4, Dezember 2000

ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Legende s. Abb. 10 von Paul C. Martins Artikel (s.S. 647)

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ,Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart'*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge www.mantis-verlag.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 75,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 80,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2001 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge:** 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997- 1998 = 65,-, 1999 - 2000 = 70,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

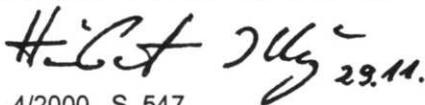
Jg. 12, Heft 4
Dezember 2000

Editorial

Allmählich gewöhnt man sich daran, dass Jahrtausende im raschen Wechsel beginnen oder auch endigen. Insofern kümmert es niemanden mehr, dass ‚eigentlich‘ erst jetzt, am 1. 1. 2001 das dritte Jahrtausend anhebt. Mathematiker und Astronomen haben sogar neuerlich die Debatte darüber entfacht, ob nicht als Startjahr unserer Kalenderzählung das Jahr 6 v. Chr. gelten müsse, wofür gewisse Horoskopstellungen sprächen. Aber niemand wollte mehr darüber diskutieren, dass wir womöglich eine Feier verpasst hätten. Was vor einem Jahr noch Tagesgespräch war, verhilft jetzt nur noch zu entspanntem Gähnen. Oder es droht, wie beim Londoner Millennium Dome, bereits die Abrissbirne – vielleicht, weil sein Millennium soeben zu Ende geht.

Eines bleibt wie bei jedem Jahreswechsel. Das **Abonnement der ZEITENSPRÜNGE** will erneuert sein, weshalb Sie als Abonnentin oder Abonnent aktiv werden und nunmehr DM 75,- (im Ausland DM 80,-) einzahlen können, so sie wollen. Bekanntlich kennt das Bulletin keine Kündigungsfrist zum Ende des Kalenderjahrs, sondern Neubezahlung der Abonnements.

Wer schon mal ganz nach hinten schaut, wird erstaunt feststellen, dass der Mantis Verlag gar keine Bücher mehr anzubieten scheint. Dem ist keineswegs so, aber der Heftinhalt wollte sich auch auf 184 Seiten nicht vollständig unterbringen lassen. Allerdings ist es so, dass die Buchproduktion dank meiner vielfältigen Beanspruchungen nicht vorankommt. In den nächsten Monaten sollten aber erscheinen: Von K. Specht Heidrich: *Mykenische Geschichte(n)* und von G. Anwander · H. Illig: *Bayern ohne Karolinger*. Dringend neuaufgelegt sollten werden: *Die veraltete Vorzeit* und *Chronologie und Katastrophismus*. Das ist mittlerweile eine Frage der Finanzierung geworden, da Lektoratsarbeiten vergeben werden müssen. Wir drücken uns die Daumen, dass sich im neuen Jahr ein Weg findet. Mit den besten Wünschen



H. Illig 29.11.

Aachener Printen oder Jahrestreffen 2000

Heribert Illig

Rechtzeitig genug waren Organisatorin und Moderator in Aachen. Schließlich wollten sie das heikle Geläuf in Ruhe erkunden. Dabei ging es weniger um Pferde und den CHIO als ums frühe Mittelalter. Die Stadt zeigte sich erstaunlich immun gegenüber den Ereignissen, die man ihr aufdrängte: Der Deutsche Historikertag war gerade vorbei, ohne Spuren hinterlassen zu haben; Karl der Große war zwar, wie immer, auf dem Rathausbrunnen präsent, aber sonst? Nirgendwo hingen Plakate wegen seines 1200. Krönungsjahr, nirgends wurden Karlsdevotionalien feilgeboten, schon gar kein lokaler Karl-d.-Gr.-Schnaps – lediglich im Café gab es ein Zuckertütchen mit dem bebrillten Kaiser, der mit „Süßen Augenblicken“ für einen Optiker werben durfte. Der Schluss liegt nahe, daß der omnipräsente Karl den Aachenern überdrüssig geworden ist.

Aber die Fremden strömten zuhauf ins Rathaus zur Ausstellung über die Krönungen und umlagerten den hl., extra veralteten Stuhl der Stadt. Auch die heißen Quellen strömen unentwegt, so auf dem Marktplatz zu Aachen-Burtscheid mit rund 65°. Hier hat Otto III. seine Abtei 997 gegründet, doch die Zeit war ihr nicht hold. Die Abteikirche wurde 1732 ganz neu gebaut, der Zweite Weltkrieg vernichtete mit der Nikolauskapelle den letzten ottonischen Rest. Burtscheid gehörte übrigens zum Bistum Köln, während Aachen bis 1803 zu Lüttich gehörte, um erst dann selbst Bischofssitz zu werden.

Das Aachener Ibis-Hotel, das *Ewald Ernst* für uns aufgespürt hatte, wirkte nicht ganz karolingisch, aber auch nicht ganz up to date. So trafen wir erstmals auf einen underhead-Projektor, dem die betagte Mikrofonanlage nicht nachstand. Gleichwohl breitete der Ibis seine Schwingen so schützend über uns aus, dass die Corona gut umhegt war, nirgends Not litt und bestens zusammenfand. Dieser Prozess begann diesmal schon am Vorvorabend, da ein paar Teilnehmer den Tagungsbeginn gar nicht abwarten konnten. Viele wollten sich auch die Krönungsausstellung in Ruhe betrachten, wenige die gleichgute Ausstellung über die Künste an Kaiser Karls Hof.

Und dann kamen die Abonnenten; so viele wie nie zuvor, die runde Zahl von 80 nur knapp verfehlend. Karl bleibt einfach Leuchtturm samt Magnet. Und ihm war der erste Arbeitstag weitgehend gewidmet. Der *Chronist* stimmte die Menge ein mit dem dendrochronologischen Fiasko,

das bereits im letzten Heft publiziert und das bis heute nicht behoben worden ist. Er brachte weiter die Kurve von R.R. Newton [ZS 3/2000, 484ff] und die Aktualitäten des Historikertags [hier im Heft]. Beim anschließenden Mittagessen summt es im Raum wie in einem Bienenstock. Es gab so viel zu erzählen und zu diskutieren, dass die rund 30 ‚Frischlinge‘ gar keine Gelegenheit zum Fremdeln hatten.

Wie zum Dessert reichte *Paul C. Martin* die erste Kostprobe seiner Bibliotheksfunde und erntete ungläubiges Lächeln ob der Unchristlichkeit so vieler christlicher Mönche [ZS 3/2000, 449]. Danach sprach *Dr. Hans-Martin Ungericht* über Siedlungsstrukturen in Südwestdeutschland. Ziel war es, Gemarkungsstrukturen innerhalb der Ortsentwicklung aufzuzeigen, die von Bildmäßigkeit bestimmt waren – beispielsweise etwa der Ulmer Spatz im Stadtplan von Ulm. Allerdings überwog die Skepsis bei den Zuhörern, und das Frühmittelalter ließ sich auch mit dieser Methode nicht ans Licht bringen.

Nach der Kaffeepause gab es ein Intermezzo. *Gunnar Heinsohn* war wegen Krankheitsfolgen zum Bedauern aller nicht dabei, aber er legte Evidenz vor. Ihn hatte jener unumstößliche Karlsbeweis beeindruckt, den Peter Mikolasch letztes Jahr auf den Tisch gewuchtet hatte: wahrhaftiger Karl-d.-Gr.-Schnaps. Nun wurde der zugehörige Original-Karls-Humpen feierlich in der Runde enthüllt, Heinsohns Geschichte seiner Auffindung in der spanischen Mark von *Hanjo Schmidt* vorgetragen. Auch dieses Beweisstück ist unwiderlegbar, spricht doch schon das Karlsporträt auf dem Deckel eine klare, eindeutige Sprache, noch mehr aber die Kette, mit der es an Karls Gürtel befestigt war. Der damit konfrontierte Chronist war pikiert.

Kaum hatte er dem letztjährigen Beweis trinkend den Garaus gemacht, schon wurde er mit neuer Evidenz behelligt. Da es ihm von Heinsohn anheim gestellt wurde, mit der neuen Belästigung nach Belieben zu verfahren, erhob er ihn zum Wanderpokal, um ihn aus dem Haus zu bekommen. Er wird dem für ein Jahr verliehen, der den besten Karlsbeweis dem staunenden Publikum vorweisen kann. Dummerweise blieb der Pokal in der Familie hängen, brachte doch das Ehegespons eine uralte Weinbouteille ans Licht, bei der man unterm Staub der Jahrhunderte das Karlsmonogramm samt eigenhändigem Vollzugsstrich Karls erkennen konnte. Die Versammlung verzichtete klugerweise darauf, den ehrwürdigen Inhalt auf seine Genießbarkeit zu überprüfen.

Überraschenderweise gab es, im Gegensatz zu den Artikeln im Heft, bei den Vorträgen kein Übergewicht in Sachen Mittelalter. So trug *Reinhard Sonnenschmidt* noch am ersten Tag über Spätantike und Gnosis vor, also über jenes Thema, mit dem er habilitiert wurde und das er uns auch in Leipzig, 1997, nahe gebracht hat.

In starkem Kontrast dazu stand die Darbietung unseres Überraschungsgastes, der nach dem Abendessen auftrat. Niemand erkannte den Theaterleiter von Monschau, den Kabarettisten und Autor *Hubert vom Venn*, der im Habitus ‚Zorro ohne Maske‘ hereinwirbelte. Er hat jenen Krimi ‚Kaisermord‘ geschrieben, in dem ein Wissenschaftler namens Hans Ihle, dem frühen Mittelalter samt Karl die Existenz absprechend, zu Aachen erschossen wird. Daraufhin hatte Ihle mit einem Brief aus dem Jenseits geantwortet und sich besonders empört darüber gezeigt, dass er nicht als Märtyrer der eigenen Thesen, sondern aus Versehen erschossen wurde, weil er bei der Umwidmung eines Wohnhauses in ein Bordell im Wege stand.

Er forderte Wiedergutmachung, und HvV leistete sie prächtig, indem er die Abgründe ausleuchtete, die sich in der Seele des Öocher und vor allem des Eifler auftun (mundartl. für Aachener und Eifeler). Dort dominiert die Putzwoche, der Morgenmantel, aber vor allem die Todessehnsucht. „Weißt du, wer gestorben ist“, ist auf den rauhen Höhen von Schneefel und Venn die gängige Grußformel, und man erhofft sich als Antwortenden jenen charmanten Wiener Kaffeehausgast, den Friedrich Torberg verewigt hat: „Nein, aber mir ist jeder recht.“ Das Publikum wollte es ganz genau mit der Wiedergutmachung wissen und erklatschte sich zwei Zugaben. Etliche Zugaben gab es dann auch bei der nächtlichen Séance der Diskutanten.

Am nächsten Vormittag hielten *Herwig Brätz* und *Peter Winzeler* ihre Vorträge, die hier im Heft nachgelesen werden können. *Brätz* löste die ungewöhnliche Aufgabe, einen Ort aufzuspueren, der sich durch besondere Fundleere auszeichnet, während *Winzeler* das Unterste nach oben kehrte, als er Caesars Gallienfeldzug in viel früheren (?) vorderasiatischen Berichten wiederfand. Wie sich das erklären könnte, war Gegenstand lebhafter Diskussion, und keine Seite, den Referenten eingeschlossen, hatte eine tragfähige Lösung.

Bei beiden stellte sich auch die Frage, ob man mit bloßen Wort- und Lautähnlichkeiten argumentieren dürfe. Schließlich kenne man die Lautverschiebungen innerhalb einer Sprache und auch zwischen Sprachen; sie

geben keinen Raum für derartig ‚regelwidrige‘ Evolutionen. Aber das sind zwei verschiedene Vorgänge: Flächendeckende Veränderungen contra Übernahmen einzelner Worte, bei denen natürlich Verhören und Missverstehen beteiligt sind. Wer erstmals das schöne bayrische Wort *Podschamperl* hört, erkennt auch nicht gleich, dass die Bedeutung von *le pot de chambre* korrekt, der Wortklang aber nicht identisch weitergegeben worden ist. Im Falle von *Charivari* ist es genau umgekehrt: Hier kam das Wort buchstaben- und klanggetreu ins Bayerische – bezeichnet aber nun ein den Franzosen völlig unbekanntes Accessoire bayrischer Tracht. Insofern ist bei Klangtransformationen wenig auszuschließen, aber auch wenig stichhaltig zu beweisen.

Bevor die Abteilung für angewandte Wissenschaft eröffnet wurde, konnte das frisch eingetroffene *Zeitensprünge*-Heft verteilt werden. Gegen diese harte Konkurrenz stellte *Andreas Birken* vor, wann Eisen in den verschiedenen Kulturen auftrat, wie seine Bearbeitung sich herleitet von der bei anderen Metallen (ob Gold, Bronze oder Messing) und wie primitive Eisenherstellung aussah und noch in Zeiten der Fotografie aussehen konnte. Noch nicht zu beantworten war die Kernfrage des Vortrages: Wann begann die Eisenzeit?

Armin Wirsching demonstrierte anschließend, wie man Obelisken von bis zu 400 t Gewicht mit möglichst wenig Aufwand aufrichten kann. So richtig etwas zum Anfassen. Er umgibt den in Position liegenden Obelisken auf drei Seiten mit hohen Mauern, über die Zugseile mit Gegengewichten gelegt werden. Hier gab es eine lebhafte Diskussion über die Führung der Zugseile und andere technische Details bis hin zu dem Problem, dass die Verteilung der Gegengewichte eine Mathematik voraussetzt, die den Ägyptern bislang nicht zugetraut worden ist.

Hatte Winzeler die Axt an die Wurzeln der Chronologie gelegt, so legte *Georg Menting* seine Axt an die Wurzel des Darwinismus. Wenn die Mutation als Rohstoff der Evolution ausscheidet, wie hier im Heft belegt, was dann? Bleibt dann nur noch der Kreationismus als Lösung, womit es keine wissenschaftliche Erklärung für die Artenvielfalt gäbe? Auch hier gab es viel mehr Fragen und Beiträge, als an Zeit zur Verfügung stand.

Denn schließlich wollte *Hans-Ulrich Niemitz* noch erklären, wie die antike Eigentums-gesellschaft in den mittelalterlichen Feudalismus ‚zurückstürzt‘. Im Kern ging es aber um eine Revolution in der Landwirt-

schaft, die mit „Dreifelderwirtschaft“ unzureichend beschrieben wird. Wesentliche Zugabe war die gezielte Stallmistdüngung der Felder, womit der Ertrag um ein Vielfaches gesteigert werden konnte. Dieser Gedanke von Erich Bromme wurde hier ins Szenario eingebaut.

Dann musste natürlich ein Teil der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufbrechen, liegt Aachen doch eher randseitig und ist ohne Karls Reiseelefanten selbst heute nicht schnell zu durchqueren. Die qualifizierte Minderheit blieb auch an diesem Abend beisammen, ließ die Eindrücke Revue passieren und fand zu neuen Ideen. Ein kleiner Teil wohnte auch noch der Pressekonferenz am Nationalfeiertag bei, die von Martin, Niemitz und dem Chronisten für die örtliche Presse und zwei Radiosender gegeben wurde.

So endigte das Jahrestreffen rundwegs erfreulich; wir hatten uns alle wechselseitig gute Stunden bereitet. Besonderen Dank an die Referenten und an die stillen Helfer. Und Hans Ihle war schließlich froh, unbeschadet das Abenteuer Aachen hinter sich gebracht zu haben.

Vorträge:

- Birken, Andreas: Wann begann die Eisenzeit? – nach Meinung Herodots und anderer Fachkollegen
- Brätz, Herwig: Der heilige Hain der Semnonen
- Heinsohn, Gunnar: Karls Humpen (vorgetragen von Hanjo Schmidt)
- Illig, Heribert: Neues aus dem Frühmittelalter
- Martin, Paul C.: Was las man denn so im Mittelalter? Kleiner Rundblick durch die Bibliotheken der Karolingerzeit von Fulda über St. Gallen bis zum Staffelsee
- Menting, Georg: Bilden Mutationen den Rohstoff der Evolution, aus dem durch Selektion und Isolation die Arten entstehen?
- Niemitz, Hans-Ulrich: Wie „stürzt“ die antike Eigentumsgesellschaft in den mittelalterlichen Feudalismus „zurück“?
- Sonnenschmidt Reinhard: Spätantike und Gnosis
- Ungericht, Hans-Martin: Siedlungsstruktur Südwestdeutschlands in „karolingischer“ Zeit
- Winzeler, Peter: Verfasste Julius Caesar die Mescha-Stele? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches
- Wirsching, Armin: Altägyptische Technik II: Obelisken aufrichten mit Steinen und Seilen

Teilnehmer

A.C. Maas, Heeze-Leende ▪ Achim Babendreyer, Bonn ▪ Andreas Birken, Hamburg ▪ Andreas Schaale, Berlin ▪ Anga Helmecke, Bielefeld ▪ Angelika Timm, Engelsdorf ▪ Anna Pöttgen, Düsseldorf ▪ Armin Lieberam, Köln ▪ Armin Wirsching, Hamburg ▪ Berislava Jan-Illig, Gräfelfing ▪ Berthold Giese, Bad Bentheim ▪ Burkhard Dietrich, Berlin ▪ Curd-Stefan Zeiler, Weida ▪ Dieter Hoffmann, Brüssel ▪ Dieter Kluge, Koblenz ▪ Dirk Abe, Würzburg ▪ Eibo Hinrichs, Oyten ▪ Emanuela Schwankl, Erding ▪ Ewald Ernst, Düsseldorf ▪ Franz Siepe, Marburg ▪ Georg Menting, Lippstadt ▪ Gerald Schmidt, Roßlau ▪ Gerhard Anwander, München ▪ Gerhard Fischlein, Kassel ▪ Gerhard Odin, Bienenbüttel ▪ Gerhard Roese, Darmstadt ▪ Gisela Albrecht, Meppen ▪ Günther Braun, Aachen ▪ Hanjo Schmidt, Stuttgart ▪ Hansmartin Ungericht, Ulm ▪ Hans-Ulrich Niemitz, Leipzig ▪ Hartwig Cordts, Hamburg ▪ Heiner Studt, Hamburg ▪ Heinrich Becker, Uelzen-Ripdorf ▪ Heinrich Helmecke, Bielefeld ▪ Helmut Paulsen, Rödermark ▪ Helmut Voigt, Berlin ▪ Henning Heinsohn, Hanau ▪ Heribert Illig, Gräfelfing ▪ Herwig Brätz, Rostock ▪ Holger Langberg, Wedel ▪ Horst Nitz, Olsberg ▪ Hubert vom Venn, Roetgen ▪ Immo Bartusel, Hamburg ▪ Ingrid Langer, München ▪ Jan Beaufort, Würzburg ▪ Jochen Seelig, Wernau ▪ Johann-Henrich Schotten, Fritzlar ▪ Jürgen Albrecht, Meppen ▪ Jürnjakob Timm, Engelsdorf ▪ Karl Günther, Landau ▪ Käthe Defossar, Aachen ▪ Katja Münchow, Brehna ▪ Klaus M. Diedrich, Gladbeck ▪ Klaus Eichholz, Bochum ▪ Manfred Knaust, Bremen ▪ Manfred Zeller, Erlangen ▪ Manuela Gärtner, Hamburg ▪ Marco Stegemann, Leipzig ▪ Martrude Moeller, Duderstadt ▪ Mathias Dumbs, Freiburg ▪ Michael Bernhöft, Köln ▪ Paul C. Martin, Hamburg ▪ Peter Winzeler, Grossaffoltern ▪ Reinhardt Sonnenschmidt, Duisburg ▪ Rita Heinsohn, Hanau ▪ Robert Zuberbühler, Winkel/Zürich ▪ Ronald Czapanski, Berlin ▪ Stefan Schmickler, Brohl-Lützing ▪ Susan Hartmann, Leipzig ▪ Susanne Fuder, Bonstetten ▪ Thomas Völker, Berlin ▪ Ulf Heinsohn, Berlin ▪ Ulrich Franz, Heidelberg ▪ Ulrich Voigt, Hamburg ▪ Ursula Odin, Bienenbüttel ▪ Ursula Siepe, Marburg ▪ Wilfried Gärtner, Körle-Empfershausen ▪ Wolfgang Creyaufmüller, Aachen ▪

Die Corona wurde von vielem geziert, akademisch gesehen von mindestens 21 Doktorhüten nebst Dr. habil, PD und Prof.

Funktioniert Darwins Evolutionsmechanismus?

Kann die Entstehung der Artenvielfalt durch
Zufallsmutationen erklärt werden?

Georg Menting

1. Einführung

Die darwinsche Evolutionslehre zählt seit der Erstveröffentlichung von Darwins Hauptwerk „*Die Entstehung der Arten*“ vor nunmehr fast 150 Jahren zu den großen naturwissenschaftlichen Theorien. Während ihrer langen Erfolgsgeschichte strahlte die darwinsche Evolutionslehre jedoch nicht immer gleich hell. So befand sich der Darwinismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einer ernsten Krise, weil er nicht mit den wiederentdeckten mendelschen Vererbungsregeln vereinbar schien, die statt der darwinschen „Vorstellung von der Mischvererbung“ [SUZUKI et al. 1991, 18] eine Konstanz der Erbfaktoren postulierten: „Mendelian genetics was initially interpreted as a death blow to Darwin's theory“ [FUTUYMA 1986, 8]. Diese Krise wurde aber später durch die Neuformulierung der darwinschen Evolutionslehre in der sogenannten „Synthetischen Theorie“, die häufig auch als „Neodarwinismus“ bezeichnet wird, (scheinbar; G.M.) überwunden [ebd. 9f]. In der „Synthetischen Evolutionstheorie“ wurden erstmals auch Erkenntnisse der Mutations- und Genforschung sowie der Populationsgenetik in das darwinsche Lehrgebäude einbezogen.

Nach neodarwinistischer Auffassung haben die seit der Erstveröffentlichung von Darwins Hauptwerk in das darwinsche Lehrgebäude integrierten modernen Erkenntnisse zwar zu „vielen Fortschritten über Darwin hinausgeführt“, aber „die Fundamente so gut wie unberührt gelassen“ [MAYR 1984]. Mit anderen Worten: Den Neodarwinisten ist es gelungen, die darwinsche Evolutionslehre durch die Unterfütterung mit neuen wissenschaftlichen Forschungsergebnissen an moderne wissenschaftliche Standards anzupassen und zugleich ihren Status als unwiderlegbares naturwissenschaftliches Dogma, das seit seiner Erstformulierung nahezu ununterbrochen durch neuere Forschungsergebnisse bestätigt wird, zu bewahren.

Für den Papst der Synthetischen Evolutionstheorie und Träger vieler Darwinmedaillen, ERNST MAYR [1984], lässt sich der Dauererfolg der darwinschen Evolutionslehre damit erklären, dass Darwin in seinem Entwurf „mit beinahe schlafwandlerischer Sicherheit bei den verschiedenen Alternativen fast immer die richtige gewählt“ hat. Auch dem bekannten Evolutionsbiologen und 'Ultra-Darwinisten' RICHARD DAWKINS [1998, 9f] ge-

lingt es kaum, seine Begeisterung über das darwinsche Paradigma im Zaum zu halten:

„Noch nie wurden so viele Tatsachen mit so wenigen Hypothesen erklärt. Die Darwinsche Theorie hat nicht nur eine enorme Aussagekraft; ihre Bündigkeit ist von einer geschmeidigen Eleganz, von einer poetischen Schönheit, die auch die wohlklingendsten Schöpfungsmythen der Welt in den Schatten stellt“.

Bei soviel Euphorie gerät häufig aus dem Blickfeld, dass auch die Neuformulierungen der darwinschen Evolutionslehre zentrale Fragen der Artentstehung bis heute weitgehend unbeantwortet lassen [vgl. hierzu z. B. in *ZS* noch jüngst ILLIG 2000]. Darüber hinaus können die starken Worte der Neodarwinisten zur universalen Gültigkeit der darwinschen Evolutionslehre nur notdürftig darüber hinwegtäuschen, dass die bisher vorgelegten Belege den üblichen wissenschaftlichen Standards nicht genügen (Eine überzeugende Kritik darwinistischer Beleg-„Ikonen“ findet sich in WELLS [2000]).

Die außerordentliche und langanhaltende Wertschätzung der darwinschen Evolutionslehre sollte aber auch deshalb verwundern, weil sie bezüglich ihrer naturwissenschaftlichen Beweisbarkeit so hell gar nicht strahlt [vgl. KÖTTER 2000, 8f]: Zum einen ist sie keine elementare naturwissenschaftliche Theorie, da sie zur Formulierung ihrer Probleme und Aufgaben auf die Ergebnisse anderer biologischer Theorien, wie Morphologie oder Verhaltensforschung zurückgreifen muss – was z. B. ihre Prüfbarkeit erheblich verkompliziert und die berühmte Beschwörungsformel des orthodoxen Neodarwinisten TH. DOBZHANSKI [1973] – „Nichts in der Biologie ergibt Sinn außer im Licht der Evolution“ – erheblich relativiert. Zum anderen ist die darwinsche Evolutionslehre in ihrem Kern auch immer ein Versuch gewesen, anhand ihrer grundlegenden Annahmen („Variabilität der Organismen“ und „Vererbung von Anpassungsvorteilen“) die Naturgeschichte der Lebewesen zu rekonstruieren. Über die Naturgeschichte kann man aber nur mehr oder weniger plausible Hypothesen aufstellen, aber keine weitgehende oder gar abschließende Gewissheit finden, wie dies von Neodarwinisten suggeriert wird [vgl. LEWIN 1997, 36].

In der evolutionsbiologischen Literatur wird selten zwischen der Evolutionstheorie und der Evolutionsgeschichtsschreibung differenziert und häufig übersehen, dass die Naturgeschichte im Unterschied zu ge-

genwärtig ablaufenden Prozessen weder einer direkten Beobachtung noch einer unmittelbaren Wiederholung durch Experimente zugänglich ist [vgl. KÖTTER 2000, 8f]. Hypothesen über naturgeschichtliche Prozesse können daher immer nur Analogieschlüsse sein, die im Idealfall auf paläontologischen und biologischen Befunden oder experimentellen Erkenntnissen aufbauen. Tatsächlich sind Theorien über die Naturgeschichte aber in einem erheblichen Maße von weltanschaulichen und philosophischen Leitvorstellungen geprägt. So knüpft der darwinistische Selektionsgedanke bekanntlich auch an gesellschaftliche und philosophische Leitvorstellungen des frühen 19. Jhs. – insbesondere des englischen Ökonomen Thomas Robert Malthus – an [vgl. z. B. GOULD 1984, 18, RITTER 1999 oder TAYLOR 1983, 32]. Die Nähe der darwinschen Evolutionsvorstellungen zu grundlegenden kulturellen Mythen spiegelt sich auch in ihren neodarwinistischen Neuformulierungen wider. Zum Beispiel weist nach Auffassung des Biologen BRIAN GOODWIN [1998, 60ff] der dawkinsche Gedanke von den egoistischen Genen eine auffällige Nähe zur biblischen Geschichte vom Fall und der Erlösung der Menschheit, d. h. zu einem bedeutenden Gründungsmythos der christlich-abendländischen Kultur auf. Dies zeigt, dass man in die Naturgeschichte viel mehr hineinprojizieren kann als in gegenwärtig ablaufende Vorgänge. Bei ihrer Rekonstruktion gibt es folglich viele Möglichkeiten, den 'Fakten' nicht dorthin zu folgen, wohin sie uns führen wollen.

Trotz dieses ausgeprägt spekulativen Elementes der darwinschen Evolutionslehre geht die weitaus überwiegende Zahl aller Naturwissenschaftler und wissenschaftlich gebildeten Laien heute wie selbstverständlich davon aus, dass die Evolution, d. h. die unbegrenzte Veränderlichkeit und gemeinsame Abstammung der Arten sowie die Entstehung der Arten durch Mutation und Selektion ein Faktum ist, das durch biologische und paläontologische Untersuchungen weitgehend bewiesen ist. Als praktizierender 'Zeitensprünghler' bin ich nicht so festgelegt und eher dazu geneigt, solchen Festschreibungen der Wahrheit zu misstrauen. Darüber hinaus sollte man anknüpfend an den Neokatastrophisten IMMANUEL VELIKOVSKY versuchen, die wissenschaftliche Wahrheitsfindung nicht von der vorherrschenden Meinung oder großen Traditionen, sondern von unvoreingenommenen Analysen und Bestandsaufnahmen leiten zu lassen. In diesem Beitrag soll daher auf Grundlage einer gezielten Literaturrecherche geprüft werden, inwieweit die neodarwinistischen Evolutionsvorstellungen, die sich bis heute auffällig eng an die ‚betagte‘ darwinsche

Evolutionslehre anlehnen, durch experimentelle, populationsgenetische und paläontologische Befunde bestätigt werden.

Dass ich in meinem Beitrag zu einem erheblichen Teil auf Literaturtitel von Autoren zurückgreife, die dem Schöpfungsgedanken oder – um es etwas neutraler zu formulieren – den Ansatz einer ‚intelligenten DNA-Programmierung‘ verfolgen, mache ich kein Geheimnis. Uns ‚Zeitensprünger‘ sollte nämlich auszeichnen, dass wir keine Berührungspunkte zu Forschungsrichtungen haben, die von der etablierten Hochschulwissenschaft stigmatisiert werden – schließlich leiden wir selbst darunter. Bei der Prüfung der Qualität von Argumenten werden daher in diesem Beitrag die Motive, aus denen sie erzeugt wurden oder die Weltanschauung, nach der sie riechen, kein relevantes Qualitätskriterium sein. Zur Beruhigung des einen oder anderen vollmaterialistisch eingestellten Ingenieurs oder Naturwissenschaftlers unter den Lesern, dem jetzt schon der Adrenalinpiegel außer Kontrolle gerät, sei bemerkt, dass ich dem Schöpfungsglauben durchaus distanziert gegenüberstehe. Dies hindert mich allerdings nicht, Anhänger des Schöpfungsglauben für wissenschaftlich hochinteressante Gesprächspartner zu halten, gerade wenn es um Evolution geht.

2. Welcher Artbegriff wird in diesem Beitrag verwendet?

Vorweg möchte ich klarstellen, dass ich in diesem Beitrag mit dem genetisch-plasmatischen Artbegriff eine andere Artdefinition als Darwin und die Neodarwinisten verwende. Dies ist erforderlich, weil die Neodarwinisten mit einem ziemlich beliebigen Artbegriff operieren, d. h. sie akzeptieren sowohl morphologische als auch populationsgenetische Kriterien für die Artabgrenzung, die zudem sehr eng gefasst und widersprüchlich sind. So wird bereits morphologisch geringfügig abweichenden Formen oder genetisch zeitweise isolierten Populationen der Status einer Art zugesprochen, obwohl sich die so definierten Arten bei künstlicher Zusammenführung mit ihren nächsten Verwandten in der Regel kreuzen lassen und somit nicht dem klassisch-genetischen Artbegriff genügen.

Die negativen Folgen dieser taxonomischen Artenproduktion sind weithin bekannt, nämlich riesige Artenzahlen, die schließlich auch kein Spezialist mehr überblicken kann, und jede Menge Widersprüche [vgl.

LÖNNIG 1993, 468]. Wenn die Neodarwinisten bereits morphologisch geringfügig abweichenden Varianten und vorübergehend isolierten Populationen den Artstatus verleihen, drängt sich nämlich die Frage auf, weshalb morphologisch so vielgestaltigen Rekombinanten wie Rassehunden und seit Jahrtausenden genetisch getrennt lebenden Populationen von Eskimos und Schwarzafrikanern nicht ebenfalls der Status einer eigenen Art zugesprochen wird. Die haarsträubenden Unschärfen und Widersprüche der neodarwinistischen Artabgrenzungen nehme ich zum Anlass, hier eine weiter gefasste Artdefinition, nämlich den genetisch-plasmatischen Artbegriff nach dem Genetiker LAMPRECHT zu verwenden [vgl. KAHLE 1999, 83-87; LÖNNIG 1993, 210ff].

Der *genetisch-plasmatische Artbegriff* baut auf dem klassisch-genetischen Artbegriff auf. Er umfasst alle Individuen, Linien, Formen und Populationen, welche bei gegenseitigen Kreuzungen in allen Merkmalen den MENDELSCHEN Gesetzen folgen. Etwas vereinfacht ausgedrückt heißt dies: Alles was sich in der Natur kreuzt oder bei künstlicher Zusammenführung fruchtbar kreuzen lässt, gehört zu einer Art. Dieser Artbegriff ist bereits erheblich weiter gefasst als die neodarwinistischen Artabgrenzungen, weil reversible präzygotische (vor der Paarung bestehende) Artbarrieren wie z. B. getrennte Lebensräume oder zeitlich abweichendes Paarungsverhalten damit kein Artabgrenzungskriterium sind. Der Schwachpunkt dieser Definition besteht aber im Umkehrschluss, weil alle Formen mit irgendwelchen Fertilitätseinbußen bei der Kreuzung verschiedenen Arten zugerechnet werden, und nicht zwischen primären und sekundären postzygotischen (nach der Paarung bestehenden) Artbarrieren unterschieden wird.

Unter *primären postzygotischen Artbarrieren* versteht man Regulatorfunktionen und Genwirkketten für neue physiologische und anatomische Systeme, die (aufgrund des abweichenden meiotisch-plasmatischen Kontrollsystems) nicht im Keimzellplasma der nächstverwandten Art exprimiert, d. h. entwickelt werden können. Unter *sekundären postzygotischen Artbarrieren* versteht man dagegen Fertilitätseinbußen, die nicht durch den Aufbau, sondern lediglich durch den Abbau genetischer Funktionen entstanden sind [vgl. LÖNNIG 1993, 470]. Der Faktor „Sterilität“ alleine taugt nicht zur Artabgrenzung, da er schon durch relativ geringfügige Veränderungen in regulatorischen Genbezirken erzeugt werden kann [vgl. JUNKER / SCHERER 1998, 35]. Beim genetisch-plasmatischen Artbegriff werden daher Individuen, die sich nur aufgrund von Gendefekten oder Genver-

lusten nicht miteinander kreuzen lassen, noch zu einer Art gezählt bzw. als *sekundäre Arten* bezeichnet. Unter *primären Arten* werden demgegenüber nach dem genetisch-plasmatischen Artbegriff Individuen oder Populationen verstanden, die sich durch Aufbau neuer anatomischer, physiologischer oder ethologischer Strukturen unterscheiden und nicht mit nächstverwandten Arten kreuzen lassen.

Abschließend zum Thema „Artbegriff“ noch eine Nachbemerkung zu meiner Auseinandersetzung mit ANDREAS BIRKEN über den Artstatus des einige hundert taxonomische Arten umfassenden Buntbarsch-Artenschwarms des ostafrikanischen Viktoria-Sees [vgl. BIRKEN 1999, MENTING 2000]. Bei konsequenter Anwendung des genetisch-plasmatischen Artbegriffes ist mit hoher Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass zumindest alle Buntbarsche der bei weitem artenreichsten Gattung Haplochromis als *eine* Art zu betrachten sind. Diese Einschätzung ändert allerdings nichts daran, dass es sich (vergleichbar den Darwinfinken) bei allen taxonomischen Arten der Gattung Haplochromis weiterhin um 'gute' darwinistische Arten handelt.

3. Wird durch Mutationen qualitativ neues genetisches Material erzeugt?

Der Neodarwinismus hat Darwins noch sehr vage, dem Lamarckismus, d. h. der Vererbung erworbener Eigenschaften nahestehenden Ideen von den erblichen Variationen der Organismen durch die Mutationstheorie ersetzt. Dies war erforderlich, weil Darwins Vorstellungen über die Vererbung von Variationen zunächst nicht mit den zu Beginn des 20. Jhs. wiederentdeckten MENDELSCHEN Vererbungsregeln vereinbar schienen (zur auffällig zögerlichen Rezeption der MENDELSCHEN Vererbungsregeln durch den Darwinismus vgl. LÖNNIG [2000]). Im Mittelpunkt der Evolution steht beim neodarwinistischen Evolutionsmechanismus nicht mehr das Individuum, sondern die Population, für deren genetisches Variationspotenzial vor allem die Faktoren Mutation und Rekombination, sowie Selektion und Isolation verantwortlich gemacht werden.

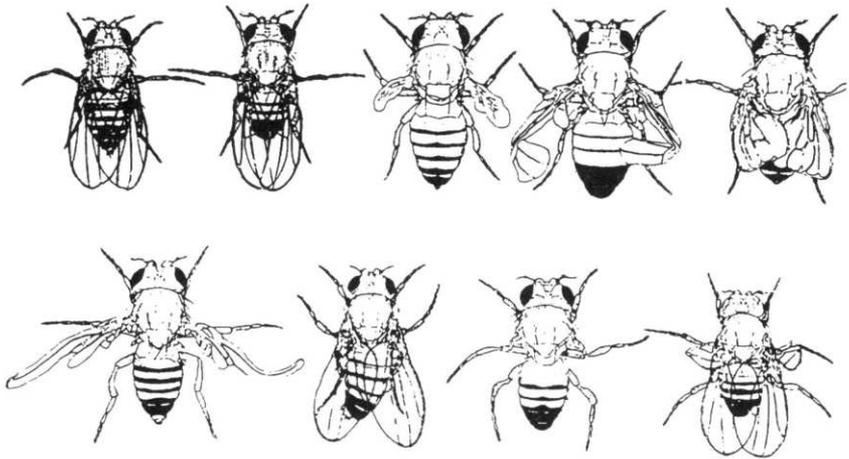
Unter *Mutationen* werden hier spontan auftretende (oder künstlich induzierte) Veränderungen des genetischen Materials verstanden – wobei man zwischen Gen-, Chromosomen- und Genom-Mutationen differenzieren kann. Auch wenn heute für die Entstehung von qualitativ abweichenden

dem und fortschrittlichem genetischem Material neben den Faktoren Mutation und Rekombination noch weitere Faktoren wie Gendrift, Genverdopplung, springende Gene (mobile Gene innerhalb eines Organismus) und horizontaler Gentransfer (Genaustausch zwischen verschiedenen Arten) diskutiert werden, so bleibt für einen echten Neodarwinisten doch der Faktor Mutation die „primäre“ und „ultimative“ Quelle der Variabilität [vgl. z. B. MAYR 1970, 102; SENGLAUB 1982, 69], während alle anderen Faktoren nur sekundär wirksam sein sollen.

Ob diese Auffassung zutrifft, d. h. ob Mutationen für die Entstehung von qualitativ neuwertigem genetischem Material bzw. für die naturgeschichtliche Entstehung der Artenvielfalt verantwortlich sind, kann heute anhand der Ergebnisse der experimentellen Mutationsforschung geprüft werden. Dies ist möglich, weil diese mit der Vervielfachung der Mutationsrate durch den Einsatz stark mutagener Substanzen, intelligente Selektion und die gezielte Rekombination von mutierten Organismen über einen dreifachen Zeitraffer verfügt [vgl. LÖNNIG 1995, 151].

Das eindeutige Ergebnis langjähriger Mutationsforschung lautet wie folgt: Trotz umfangreicher empirischer Untersuchungen ist es bisher nicht gelungen, mit den künstlich erzeugten Mutationen primäre Artgrenzen zu überschreiten, auch nicht annähernd. Der Beweis für diese Feststellung, die vor dem Hintergrund der allgemeinen Akzeptanz des neodarwinistischen Evolutionsmechanismus doch etwas überrascht, ist denkbar einfach: Gäbe es so ein Beispiel, dann würde es in jedem Lehrbuch stehen. Wir finden aber keines! Stattdessen finden wir in den Lehrbüchern Beispiele für mutationsinduzierte Funktions- und Strukturverluste bei Organismen, also für sekundäre Artbarrieren, aber nicht für mutationsinduzierten Struktur- und Funktionsaufbau, d. h. für den Aufbau primärer Artgrenzen durch die Erzeugung von neuwertigem genetischem Material. Und diese Feststellung gilt für alle Organismen, mit denen experimentiert worden ist, d. h. nicht nur für Säugetiere, sondern auch für Insekten, Pflanzen und Mikroorganismen. Dies sei kurz erläutert [vgl. KAHLE 1999, 17ff].

Die Untersuchungen von *Mikroorganismen* stützen sich vor allem auf Bakterien, weil sie sich in kürzester Zeit exponentiell vermehren und auf kleinstem Raum leicht kultivierbar sind. Die Versuche mit ionisierender Strahlung ergaben Mutationserscheinungen wie erbliche Veränderungen der Koloniemorphologie und der Färbung, Änderungen der Fermentreaktion, der Nährstoffansprüche, etwa den Bedarf an bestimmten Ami-



KNOCHENFISCHE

SÄUGETIERE

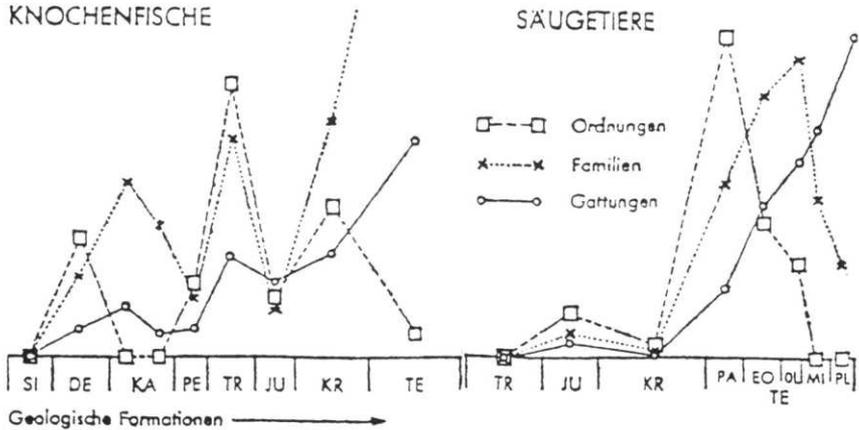


Abb. 1: *Drosophila melanogaster* (Kleine Essig- oder Taufliege), das Haustier der Genetiker. **Oben links:** Männchen und Weibchen in normaler Form; **oben rechts und untere Reihe:** mutierte Varianten, die alle Strukturabbau oder Funktionsbeeinträchtigungen aufweisen (aus TAYLOR [1983, 50ff]).

Abb. 2: Zeitliche Maxima der Hervorbringung neuer Ordnungen, Familien und Gattungen in der Erdgeschichte: Die Höhepunkte in der Produktion neuer Ordnungen gehen im allgemeinen sehr deutlich denen der Familien und diese wiederum denen der Gattungen voraus. Vor dem Hintergrund darwinistischer Evolutionsvorstellungen wäre genau ein umgekehrtes Bild zu erwarten (nach SIMPSON [1965] aus LÖNNIG [1998a, 43]).

nosäuren, Vitaminen etc. Die Untersuchungen kommen zu dem übereinstimmenden Ergebnis, dass manche der bekannt gewordenen Veränderungen zwar bemerkenswert sind, aber keine von ihnen primäre Artgrenzen zu überschreiten vermochte.

Bei den **Insekten** dominieren die Mutationsversuche mit dem sogenannten Haustier der Genetik, der Fruchtfliege (*Drosophila melanogaster*). Zweifelsfrei gibt es eine Vielzahl künstlich erzeugter *Drosophila*-Mutanten. Erzielt wurden veränderte Flügelformen, veränderte Augenfarben sowie andere z. T. groteske Missbildungen. (vgl. **Abb. 1**). In jedem Fall handelte es sich aber um Abänderungen von Organen oder Merkmalen, die vorher schon vorhanden waren. In keinem Fall wurden neue Merkmale oder gar neuartige Organbildungen erzeugt. Genauso zweifelsfrei ist aber, dass es sich dabei immer noch um Fliegen handelt, die zur gleichen *Drosophila*-Art gehören, d. h. in keinem Fall sind neue (primäre) Arten erzeugt worden. Diese Tatsache ist umso bedeutsamer, als sie sich auf über tausend Generationen und einige hundert Millionen von *Drosophila*-Individuen stützt. Die amerikanische Biologin LYNN MARGULIS hat die Ergebnisse der *Drosophila*-Forschung wie folgt resümiert:

„Aus vielen Experimenten weiß man, wie sich Mutagene – beispielsweise Röntgenstrahlen oder bestimmte Chemikalien – auf Taufliegen auswirken: Behandelt man die Tiere damit, erhält man kranke oder tote Fliegen. Neue Fliegenarten entstehen nicht – da liegt der Hase im Pfeffer“ [1996, 184].

Auch **Säugetiere** sind in großer Zahl ionisierenden Strahlen ausgesetzt worden, um ihre Mutabilität sowie die Reichweite von Mutationen zu prüfen und damit Anhaltspunkte für die strahlengenetischen Risiken beim Menschen zu gewinnen. Als Resultat konnten zwar viele phänotypische, physiologische und letale Mutationen ausgelöst werden, aber bisher ist kein einziger Fall von Speziesüberschreitung bekannt geworden. Festgestellt wurde dagegen, dass so gut wie alle Mutationen nachteilig sind. Das Ausmaß der nachteiligen Wirkungen reicht von mutierten Genen, die ihren Träger töten, bis zu solchen, die nur geringfügige Änderungen hervorrufen.

Und nicht zuletzt sind **Pflanzen** mit dem Ziel, ertragreichere und gegen Schädlinge und Krankheiten widerstandsfähigere Pflanzen zu züchten, intensiv mit mutagenen Substanzen behandelt worden. Aufgrund der Prämissen der Synthetischen Evolutionstheorie wurde noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine weltweite Revolution in der Pflanzenzüchtung erwartet. Das ernüchternde Ergebnis war aber folgendes [vgl.

LÖNNIG 1995,151ff]: Obwohl bei Pflanzen das Verhältnis von völlig unbrauchbaren zu vielleicht brauchbaren Mutanten besser als bei Tieren ist, erwies sich diese Hoffnung als völliger Fehlschlag, so dass die meisten kommerziellen Zuchtbetriebe die Mutationszüchtung zwischenzeitlich ganz aus ihrem Programm gestrichen haben. Die wenigen brauchbaren Mutationsereignisse in der Pflanzenzüchtung beruhen hauptsächlich auf Abbau von Strukturen und Funktionen, d. h. es entstanden alkaloidfreie Lupinen, Erbsen ohne Fiederblätter oder Raps ohne Erucasäure. Mit dem mutationsinduzierten Abbau von Strukturen kann man jedoch nicht den Aufbau von qualitativ neuwertigem genetischem Material und somit die Entstehung der Organismenvielfalt erklären.

Statt der erhofften revolutionären, mutationsinduzierten Züchtungserfolge konnte aus den Ergebnissen der Mutationsexperimente aber abgeleitet werden, dass sich bei der fortgesetzten Behandlung von reinen Linien mit mutagenen Agenzien immer wieder das gleiche Mutantenspektrum wiederholt. Anders formuliert: Mit jedem neuen großen Mutationsversuch erreicht die Zahl der wirklich neuen, erstmalig festzustellenden Mutanten ein Limit bzw. verläuft asymptotisch gegen Null. Dieses Phänomen wird von dem Genforscher LÖNNIG [1995, 152] als *Gesetz der Rekurrenten Variation* bezeichnet und ist für die Frage nach der Entstehung der Arten das wichtigste Ergebnis biologischer Grundlagenforschung. Aus der Tatsache, dass sich durch Mutationen keine neuen Formen und Arten bilden, sondern immer wieder das gleiche Mutantenspektrum wiederholt, kann man schließen, dass es primäre Artgrenzen gibt, die praktisch nicht überschritten werden können!

Die Gründe dafür sind nach LÖNNIG [1995, 154] denkbar einfach: Da offensichtlich kein mutationsinduzierter Aufbau von neuem genetischem Material möglich ist, gibt es nur eine begrenzte Zahl von artspezifischen Erbfaktoren, bei denen durch mutationsinduzierten, schrittweisen bis völligen Funktionsverlust noch ein lebensfähiger, aber in vielen Fällen doch schon mehr oder weniger geschädigter Organismus gebildet werden kann. Bei der überwiegenden Zahl der Erbfaktoren wirken mutationsinduzierte Funktions- und Strukturverluste sofort letal.

Die Erfolge der modernen Pflanzenzüchtung basieren daher nicht auf Mutationen, sondern auf der Herstellung transgener Pflanzen mit bestimmten neuen Eigenschaften [vgl. hierzu z. B. KEMPEN / KEMPEN 2000]. Transgene Pflanzen enthalten fremde Gene und werden durch die gezielte



Funktions-skizze der Fangblase von *Utricularia vulgaris*. Von oben nach unten: Fangbereite Blase mit Sinneshaaren und anschwimmendem Wasserfloh; die Falle im Schnitt, Klappe geschlossen, innen leichter Unterdruck; Sinneshaare werden von dem Wasserfloh berührt; schlagartig springt die Klappe nach innen, das einströmende Wasser reißt den Wasserfloh mit hinein, der Unterdruck wird aufgehoben; sofort schließt sich die Klappe wieder, die Beute kann nicht mehr entkommen. Während der Verdauungsprozeß beginnt, wird der zu neuem Fang erforderliche schwache Unterdruck in der Blase allmählich wiederhergestellt.

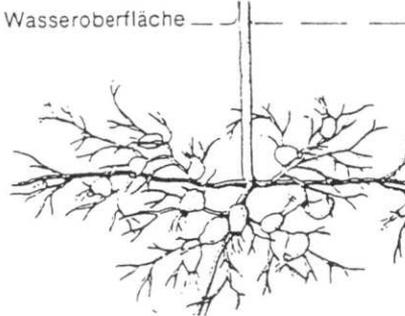
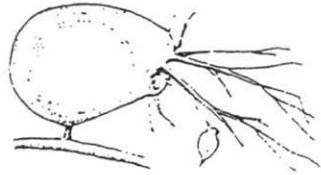


Abb. 3a: Der Wasserschlauch (*Utricularia vulgaris*) mit Funktions-skizze der Fangblase: Bereits kleinste mutative Veränderungen (etwa eine Beeinträchtigung der Dichtigkeit der Verschlussklappe) könnten den komplexen Fang- und Verdauungsmechanismus dieser Pflanze vollständig zerstören. Zudem drängt sich die Frage auf, wie der Funktionsmechanismus durch richtungslose Zufallsmutationen aus einem normalen Blattzipfel entstanden sein soll, wenn den einzelnen Bauteilen kein erkennbarer Selektionswert zugeordnet werden kann (nach SLACK [1985] aus LÖNNIG [1998, 6]).

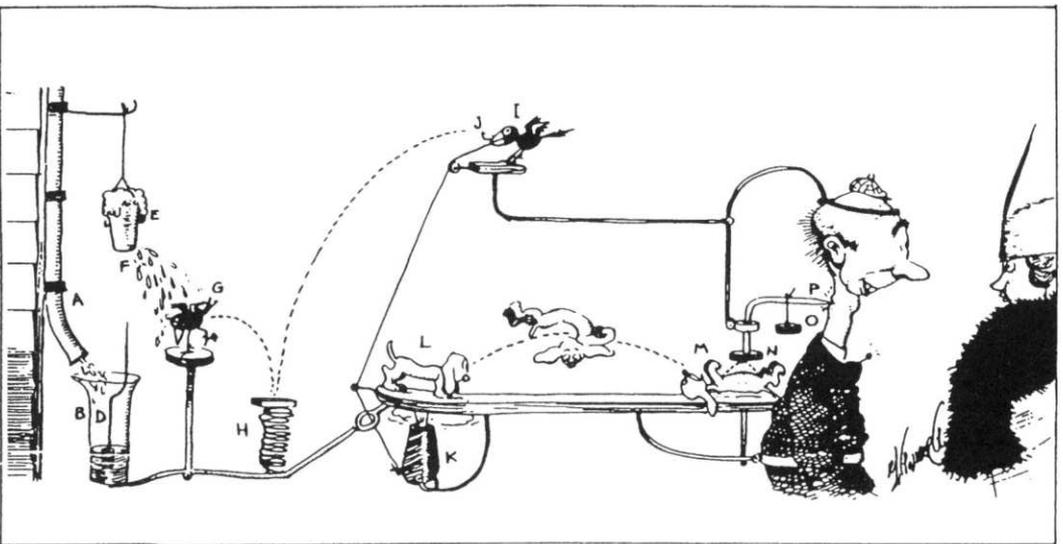


Abb. 3b: Mosquito Bite Scratcher: Der Moskitobiss-Kratzer ist bezüglich seines Konstruktionsprinzips in etwa analog zur Funktionsweise der Fangblase des Wassertropfens. Er verdeutlicht zudem auf anschauliche Weise, dass bereits kleinste Veränderungen die ebenso praktische wie genial konstruierte Maschine völlig wertlos machen würden (nach GOLDBERG aus BEHE [1996, 75]).

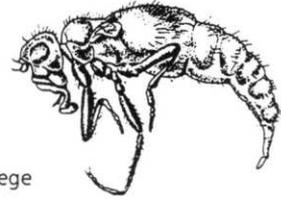
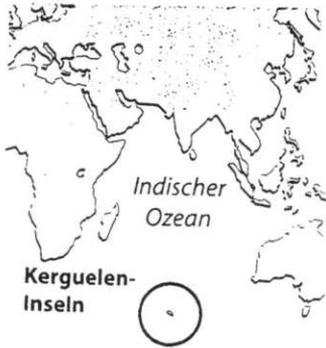
Water from drain-pipe (A) drops into flask (B)—cork (C) rises with water carrying needle (D) with it—needle punctures paper tumbler (E) containing beer (F)—beer sprinkles over bluebird (G) and he becomes intoxicated and falls on spring (H), which bounces him to platform (I)—he pulls string (J) thinking it is a worm—string fires off cannon (K) which frightens peace-hound (L), causing him to jump in air, landing on back in position (M)—his heavy breathing raises disc (N), which is brought back into its original position by weight (O),—the continual breathing of the dog moves scratcher (P) up and down over mosquito bite, causing no embarrassment while talking to a lady.

Übertragung von Genen mit züchterisch erwünschten Eigenschaften, wie z. B. Herbizid- oder Virusresistenz hergestellt.

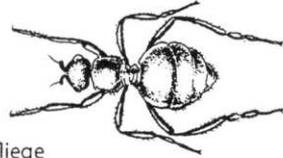
Dass fast alle Mutationen nachteilig sind, ist nicht weiter verwunderlich, da Mutationen einen zufälligen Eingriff in ein hochorganisiertes und ziemlich reibungslos funktionierendes Lebewesen bewirken. Eine zufällige Veränderung in einem hochintegrierten System chemischer Prozesse, auf dem das Leben beruht, muss dieses fast zwangsläufig schädigen. Auch die Existenz diverser Reparaturmechanismen in der Zelle muss als Hinweis auf die Schädlichkeit von Mutationsereignissen gewertet werden. MATT RIDLEY [1998, 204] bezeichnet Mutationen daher als Sand im genetischen Getriebe (vgl. **Abb. 3 a, b**).

Dies schließt allerdings nicht aus, dass viele durch Mutationen erzeugte Variationen von Organismen – die gemessen an den Wildformen als Fehlleistungen einzustufen sind – aus menschlicher Perspektive einen praktischen oder ästhetischen Nutzwert haben. Dies trifft bekanntlich für viele gezüchtete Tiere und Pflanzen zu, bei denen es sich um mutativ erzeugte Variationen handelt. Beispiele sind hornlose Rinder, kurzbeinige Hunde, mehlauresistente Gerste, bitterstoffarme Lupinen, Rüben mit erhöhtem Zuckergehalt, Trauerformen von Laubbäumen oder Pflanzen mit großen Früchten [vgl. KAHLE 1999, 26]. Diese Varietäten haben jedoch nur unter menschlicher Obhut einen positiven Auslesewert und würden in der freien Natur durch natürliche Selektion schnell ausgemerzt. Die weitaus überwiegende Zahl der mutationsinduzierten Zuchtmerkmale sind zudem rezessiv und treten daher nur bei homozygoten, d. h. reinerbigen Inzuchtpopulationen auf, in denen das Merkmal auf jeweils beiden Chromosomen vorhanden ist. Bei der Rückkreuzung mit heterozygoten, d. h. mischerbigen Wildpopulationen verschwindet das gezüchtete Merkmal und damit die gezüchtete Variante wieder [vgl. LÖNNIG 1993, 367].

Nur in Einzelfällen haben Mutationen auch in der Natur einen positiven Auslesewert. Und dies ist wohl auch der Grund, weshalb sie in fast jedem Lehrbuch angeführt werden. Das bekannteste Beispiel ist die *Sichelzellenanämie*, die durch ein mutiertes Gen hervorgerufen wird und letal wirkt, wenn das Gen reinerbig auftritt. Gemischterbige Träger dieses schädlichen Gens haben jedoch eine größere Widerstandskraft gegen Malaria, so dass das rezessive Gen in malariaverseuchten Gebieten, z. B. in Westafrika, gehäuft auftritt. Nichtsdestotrotz basiert die Sichelzellenanämie auf einer Defektmutation, die die Sauerstoffaufnahmekapazität



Tangfliege



Dungfliege

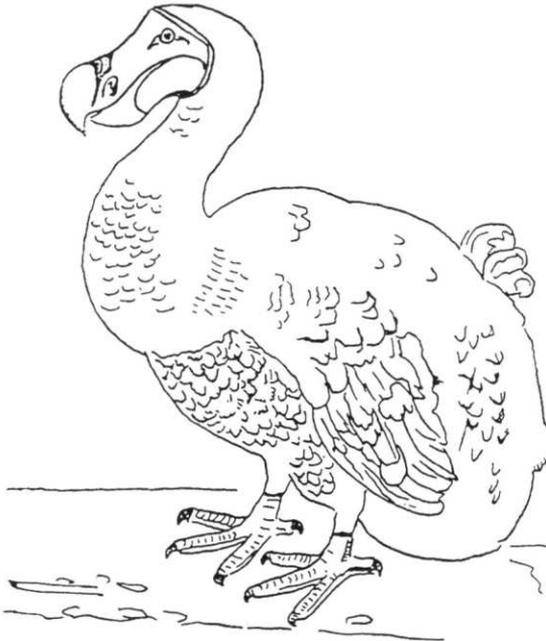


Abb. 4: Beispiele für Degenerationserscheinungen bei Inselpopulationen.
Oben: Flugunfähige Insekten haben auf den windumtobten Kergueleninseln im Südpolarmeer einen positiven Auslesewert (aus JUNKER / SCHERER [1998, 69]).
Unten: Der Ende des 17. Jhs. ausgerottete, flug- und schwimmunfähige Dodo (Raphus Cucullatus) war nur in einem ökologisch freundlichem Milieu ohne Raub-säger lebensfähig (aus HACHISUKA [1953, 61]).

des Hämoglobinmoleküls schwächt [vgl. Kahle 1999, 24]. Sie bietet daher nur in malariagefährdeten Gebieten einen gewissen Selektionsvorteil.

Ein anderes bekanntes Beispiel sind die *Insekten der Kerguelen-Inseln*, deren Flügel zurückgebildet oder sogar ganz verschwunden sind (vgl. **Abb. 4**). Auch hier basiert der Selektionsvorteil, der darin besteht, dass diese flügellosen oder stummelflügeligen Insekten bei Stürmen nicht aufs Meer abgetrieben werden bzw. ihren natürlichen Wandertrieb nur begrenzt ausleben können, offensichtlich auf Strukturabbau, nämlich dem Abbau eines Körperteils [vgl. JUNKER / SCHERER 1998, 68].

Beide Beispiele können nicht als Beispiel für die Entstehung neuer Strukturen herhalten und sind daher keineswegs ein Beleg dafür, dass Mutationen der „nie versagende Rohstoff der Evolution“ sind. Tatsächlich konnte bisher weder in der freien Natur die Entstehung neuer Arten durch Mutationen beobachtet, noch durch intensivste Kultur- und Laboratoriumsarbeit der Wissenschaftler und Züchter eine primäre Art in eine andere Art umgewandelt werden. Und so kann jede noch so bizarre Veränderung des äußerlichen Gepräges einer mutationsinduzierten Variation im Regelfall durch Rückkreuzungen wieder zur Ausgangsart zurückgeführt werden.

Mancher Leser wird bei den von mir angeführten Beispielen für bekannte, positive Mutationen die Birkenspanner-Story vermisst haben. Diese Geschichte, die zwar immer noch unter dem Stichwort *Industrie-Melanismus* in jedem Lehrbuch als Musterbeispiel für das Funktionieren des darwinschen Evolutionsmechanismus und rasche evolutive Veränderungen zu finden ist [z. B. MARK RIDLEY 1992], ist so umstritten, dass sie als Beleg für das schöpferische Zusammenwirken von Mutation und Selektion kaum mehr taugt. Abgesehen davon, dass es sich bei den hellen und dunklen Farbvarianten nur um geringfügige mikroevolutive Unterschiede handelt, waren beide Varianten schon vor Beginn des industriellen Zeitalters vorhanden. Darüber hinaus wurde zwischenzeitlich festgestellt, dass die Birkenspanner gar nicht dazu neigen, sich auf Baumrinden niederzulassen, weshalb die natürliche Selektion, der wir uns im nächsten Kapitel zuwenden, hier gar nicht oder doch zumindest nicht so, wie in den Lehrbüchern berichtet, wirksam werden konnte [vgl. JUNKER 1999, 97].

LÖNNIG [1993, 393f] resümiert seine Ausführungen zur Birkenspanner-Story damit, dass man sich ein besseres Beispiel für die Regel der Rekurrenten Variation kaum ausdenken kann, da der Industrie-Melanismus „in nahezu 100 Schmetterlingsarten aus verschiedenen Familien“ unabhängig

voneinander aufgetreten ist. Mit Makroevolution, d. h. mit Strukturneubildung hat die Entstehung und Ausbreitung der dunklen Formen nichts zu tun, da auch die hellen Formen den dunkelbraunen Farbstoff Melanin besitzen, und die beiden Varianten sich genetisch nur geringfügig unterschieden [JUNKER / SCHERER 1998, 72].

4. Wird durch die natürliche Selektion qualitativ neuwertiges genetisches Material erzeugt?

Während zufällig auftretende Mutationen das Rohmaterial der Evolution liefern sollen, wird die Selektion von den Neodarwinisten als lenkender und schöpferischer Faktor der Evolution betrachtet [vgl. z.B. GOULD 1984, 7f, 35; MARK RIDLEY 1992, 51f]. Das neodarwinistische Prinzip der Selektion knüpft unmittelbar an das darwinsche Prinzip der natürlichen Zuchtwahl an. Dieses von Darwin aus der Beobachtung der Tier- und Pflanzenzüchtung abgeleitete Prinzip geht davon aus, dass das jeweils kräftigste, lebensfähigste und am besten an die Umwelt angepasste Individuum ausgewählt wird („survival of the fittest“) und zur Fortpflanzung gelangt. Dadurch erwerben die Nachkommen immer bessere Anpassungen und andere Merkmale, so dass sich neue Rassen und schließlich neue Arten entwickeln würden. Mit dieser einfachen und logisch erscheinenden Konzeption begründete Darwin dann auch die Entstehung komplexerer Merkmalsunterschiede, d. h. höherer Kategorien wie Gattungen, Familien und Ordnungen, ohne dafür das Einwirken irgendeiner (intelligenten) lenkenden Kraft oder schöpferischen Instanz zu benötigen [vgl. KAHLE 1999, 36].

Der Neodarwinismus hat nicht nur Darwins noch sehr vage Idee von den erblichen Variationen durch die Mutationstheorie ersetzt, sondern auch Darwins Vorstellung von der natürlichen Zuchtwahl abgewandelt. So ist im neodarwinistischen Selektionskonzept Darwins blutiger Kampf ums Dasein, aus dem die Individuen mit der größeren Überlebenswahrscheinlichkeit als Sieger hervorgehen, durch die Erhöhung der Fruchtbarkeit ergänzt worden, die sogar ein noch wichtigeres Auslesemerkmal als die Verlängerung der Lebensdauer sein kann [vgl. MARK RIDLEY 1992, 47; KAHLE 1999, 37]. Obwohl durch diese Ergänzung die Beurteilung des Auslesewertes von Merkmalen erheblich verkompliziert wurde, ist für die Neodarwinisten das *Prinzip der natürlichen Selektion* der einzige effektive, richtungsgebende Evolutionsfaktor geblieben, der die Organismen zu zweckvoller Anpassung befähigt [vgl. z.B. MAYR 1991, 127]. Auch diese Auffassung

befindet sich im direkten Widerspruch zu den Ergebnissen der experimentellen Mutationsforschung, da durch künstlich induzierte Mutationen und gezielte Rekombination von mutierten Organismen bisher nur bescheidene mikroevolutive Veränderungen, aber keine makroevolutiven Neu- oder Höherentwicklungen provoziert werden konnten. Hierfür sei ein weiteres eindrucksvolles Beispiel angeführt [vgl. KAHLE 1999, 40f]:

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhöhte man den Zuckergehalt der *Zuckerrübe* durch selektive Zuchtverfahren um ca. 50 % seines Ausgangswertes, d. h. auf rund 17 % Zucker am Gesamtgewicht. Obwohl die intensiven Bemühungen um Züchtung und Auslese auch noch die folgenden Jahre angedauert haben, hat man den Zuckergehalt nur geringfügig weiter steigern können. Daraus kann man folgende Schlussfolgerung ziehen: Kein Maß an noch so scharfsinniger Zuchtwahl bzw. Neukombination von genetischem Material trägt zur Höherentwicklung bei, wenn die durch das genetische Potenzial einer Art gesetzten Grenzen einmal erreicht worden sind. Analog und etwas plastischer formuliert: Ich kann zwar aus einem Wolf durch gezielte Selektion, d. h. durch geschickte Neukombination von genetischen Varianten einen Pinscher oder Bernhardiner züchten, aber niemals eine Hauskatze, weil sie nicht im genetischen Programm des Wolfes enthalten ist. Auch die natürliche Selektion ermöglicht daher lediglich innerhalb gewisser Grenzen die Verstärkung von bereits vorhandenen Merkmalen.

Wenn die natürliche Selektion nun kein innovativer Auslesevorgang ist, mit dem qualitativ neuwertiges genetisches Material bzw. neue Umweltpassungen geschaffen werden können, was ist sie dann? Bei Licht betrachtet, kann sie am besten als ein negativer Ausleseprozess verstanden werden, der das Normale begünstigt und schlecht angepasste Individuen ausschaltet [vgl. KAHLE 1999, 42]. Die natürliche Selektion ist also ein Aussonderungsprozess und kein Entwicklungsmechanismus. Was allerdings im Einzelfall unter der Begünstigung des Normalen zu verstehen ist, kann sich in Abhängigkeit von variierenden Umweltbedingungen ändern. Erinnern wir uns an die flügellosen bzw. stummelflügeligen Insekten der Kerguelen-Inseln und nehmen an, dass ihr Konkurrenzvorteil darin besteht, dass sie im Unterschied zu ihren geflügelten Stammformen, die auf dem Festland bevorteilt sind, nicht so leicht von der Insel geweht werden. Daraus lässt sich ableiten, dass die Selektion normierend bzw. arterhaltend wirkt, indem sie die jeweils schlechter Umweltangepassten

wegselektiert, d. h. auf dem Festland die Stummelflügeligen und auf den Inseln die Geflügelten.

Die natürliche Selektion hat aber auf die Genome der Festland- und Inselformen unterschiedliche Auswirkungen: Während sie auf dem Festland Individuen mit defekten Genen aussondert, werden bei den Inselformen intakte, d. h. die Flugfähigkeit ermöglichende Gene ausgesondert. Selektion kann somit je nach Veränderung der Umweltbedingungen die Generhaltung oder die Genzerstörung fördern, wobei allerdings die Förderung von Defektmutationen in dem Augenblick, wo sich diese in der gesamten Population ausgebreitet haben, kaum mehr rückgängig zu machen ist – außer durch Rückkreuzung mit Populationen, in denen das intakte Gen noch vorhanden ist (oder durch eher unwahrscheinliche Rückmutationen). Der Faktor Selektion ist nämlich weder in der Lage, defekte Gene zu reparieren, noch – wie von den Neodarwinisten behauptet – im Zusammenspiel mit Mutationen Organismen durch Entwicklung von neuwertigen genetischen Material gezielt an veränderte Umweltbedingungen anzupassen. Die neodarwinistische Vorstellung, dass den Insekten auf den Kerguelen-Inseln durch Mutation und Selektion Flossen und Kiemen, d. h. echte (makroevolutive) Neuentwicklungen wachsen könnten, wenn die Inseln regelmäßig durch Flutwellen überschwemmt würden, ist somit völlig abstrus, weil sie im krassen Widerspruch zu allen bisher vorhandenen theoretischen und experimentellen Erkenntnissen der Genforschung steht.

Die Neodarwinisten können sich in jedem Genetik-Lehrbuch davon überzeugen, dass bisher nur Erkenntnisse über mikroevolutive Entwicklungen vorliegen, und alles Reden über makroevolutive Veränderungen reine Spekulation ist [vgl. z. B. das aktuelle Lehrbuch „Allgemeine Genetik“ von R. HAGEMANN 1999, 407]. Vor dem Hintergrund der mangelhaften molekulargenetischen Fundierung der Evolutionstheorie neigen die Neodarwinisten dazu, sich auf die Wirkung 'unendlicher Zeiträume' hinauszureden. Dies hilft aber nicht die aufgezeigten Probleme zu lösen, sondern nur die neodarwinistischen Phantastereien bezüglich ihres Evolutionsmechanismus zu verschleiern. Der Hinweis auf lange Zeiträume ist nur sachdienlich, wenn die Wahrscheinlichkeitsstruktur der Ereignisse und Veränderungen, die sich in dieser Zeit abspielen sollen, ebenfalls bekannt ist [vgl. LÖNNIG 1998, 53f]. Mit der häufig angeführten Behauptung, die Evolution benötige eben riesige Zeiträume oder eben soviel Zeit, wie erforderlich sei, entziehen sich die Neodarwinisten im übrigen jeglicher wissenschaftlichen Überprüfbarkeit. (Bezüglich der geradezu abstrusen Unwahrscheinlich-

keiten der zufälligen Entstehung von brauchbaren DNA-Ketten selbst bei Berücksichtigung 'geologischer' Zeiträume vgl. auch die Berechnungen des Mathematikers K. WITTLICH in LÖNNIG [1998, 28-33]).

5. Kann die Entstehung der Arten mit dem Punktualismus erklärt werden?

Das punktualistische Modell der Artbildung ist von den Paläontologen GOULD und ELDREDGE zu Beginn der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts mit dem Ziel entwickelt worden, das (neo-)darwinistische Modell der Artenstehung mit dem paläontologischen Befund zu versöhnen [vgl. z. B. ELDREDGE 1997, 159f, oder die eher kritische Darstellung bei FUTUYAMA 1986, 401ff]. Der orthodoxe Neodarwinismus geht – wie bereits angeführt – im Gefolge der gradualistischen, darwinschen Evolutionslehre davon aus, dass die Arten gleichförmig in kleinsten Schritten und in unermesslich langen Zeiträumen entstanden sind. Diese Auffassung befindet sich im erheblichen Widerspruch zur fossilen Überlieferung, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die 'fertigen' Arten plötzlich auftauchen, dann über Jahrmillionen konstant bleiben und Übergangsformen fast vollständig fehlen (vgl. **Abb. 5**). Der Punktualismus geht daher in Anpassung an den paläontologischen Befund davon aus, dass die Entstehung der Arten ein Prozess ist, bei dem lange Phasen des evolutiven Stillstandes sich mit Phasen sprunghaften evolutiven Wandels ablösen. Der evolutive Wandel soll dabei in der Zeit des „durchbrochenen Gleichgewichtes“ („punctuated equilibrium“) von kleinen, geographisch isolierten Gründerpopulationen ausgegangen sein, die später beim Wegfall der Isolationsbarrieren die Ausgangspopulationen verdrängt haben sollen. Dass dieser Prozess in der fossilen Überlieferung keine Spuren hinterlassen hat, wird von den Punktualisten damit erklärt, dass die Gründerpopulationen sehr klein waren und der evolutive Wandel sich relativ schnell vollzogen haben soll, weshalb nur die 'fertigen' Arten überliefert werden.

Die Punktualisten lösen das Problem der fehlenden Übergangsformen also im Unterschied zu DARWIN [1998, 675], der davon ausging, dass die fossilen Befunde lückenhaft sind, und zu den Neodarwinisten [z. B. KAPLAN 1988, 1645], die dazu neigen, das Fehlen der Übergangsformen einfach zu leugnen, indem sie die Möglichkeit ihrer Fossilierung weginterpretieren. Dieses Argument ist aber angesichts von über 250.000 katalogisierten fossilen Arten wenig stichhaltig [JUNKER 2000, 19], und deshalb gehen auch

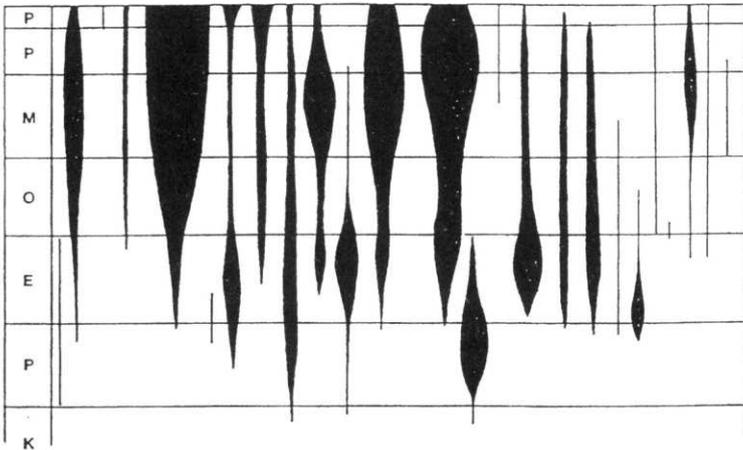
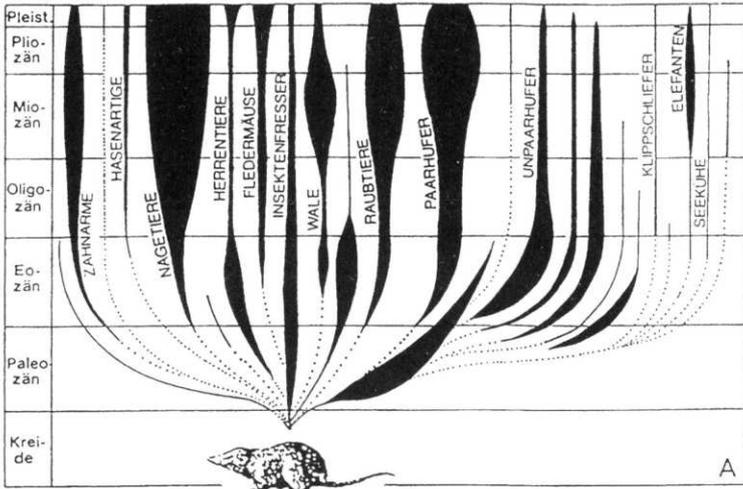


Abb. 5: Evolutionärer „Stammbaum“ bzw. Entstehung der placentalen Säugetiere; Oben: Die Darwinisten interpretieren den paläontologischen Befund als stammesgeschichtliche Entwicklung aus einem spitzmausähnlichen Insektivorenstamm. Die Biegung der Säulen ist allerdings reine Spekulation, und die gepunkteten Linien deuten an, dass Übergangsformen fast vollständig fehlen. **Unten:** Der paläontologische Befund zeigt, dass die verschiedenen Ordnungen (senkrechte „Säulen“) unvermittelt und ohne Übergangsformen auftreten (nach ROMER [1968] aus JUNKER / SCHERER [1998, 230], verändert).

viele Paläontologen davon aus, dass die Übergangsformen nicht spurlos verschwunden, sondern die Lücken in der fossilen Überlieferung primär sind. Diese Einschätzung wird von LÖNNIG [1998a, 25f] eindrucksvoll bestätigt: Fast 88 % aller rezenten Säugetiergattungen lassen sich auch fossil nachweisen, was darauf hindeutet, dass ein Großteil der je existenten fossilen Gattungen bekannt ist. Es ist daher davon auszugehen, dass die ungeheuer große Zahl der von den Darwinisten postulierten Übergangsformen nie existiert hat.

Die angeblich schnell evolvierenden und spurlos verschwindenden kleinen Gründer- und Übergangspopulationen der Punktualisten können folglich am besten als das verstanden werden, was sie sind, nämlich als eine Fiktion bzw. eine hochgradig spekulative Hilfhypothese zur Rettung des Darwinismus vor Falsifikation durch paläontologische Befunde. Auch die Punktualisten sind nicht in der Lage zu erklären, weshalb die großen morphologisch-anatomischen Unterschiede der Baupläne unvermittelt und nicht erst als Folge unzähliger Übergangsformen aus primitiven Anfängen auftreten. Der Punktualismus ist damit aus paläontologischer Sicht als ein unbefriedigender und wenig konstruktiver Beitrag zu den Immuni-sierungsbemühungen der neodarwinistischen Evolutionslehre gegen widersprechende fossile Befunde zu bezeichnen.

Wie steht es nun um die populationsgenetischen Grundlagen des Punktualismus? Ein ideales Prüfmodell sind Inselfpopulationen. Sie sind dadurch gekennzeichnet, dass sie aufgrund der geringen Individuenzahl ihrer Gründerpopulationen in der Regel nicht über die gleiche genetische Variabilität wie ihre Ausgangspopulation auf dem Festland verfügen. Dieses Phänomen wird durch natürliche Populationsschwankungen, die sich besonders negativ auf das genetische Potenzial von kleinen Populationen auswirken und durch die Anhäufung von Defektmutationen in Zusammenhang mit Inzuchtprozessen [vgl. SUZUKI et al. 1991, 614f] sowie der Überanpassung an lokale Umweltbedingungen verstärkt. Nach punktualistischer Auffassung müssten solche isolierten Inselfpopulationen nicht nur besonders schnell evolvieren, sondern auch besonders vital sein, da sie ja sogar in der Lage sein sollen, die Ausgangspopulationen zu verdrängen.

Tatsächlich ist es aber genau umgekehrt: Kleine Inselfpopulationen sind ein denkbar ungünstiger Ausgangspunkt für die Aufspaltung von Arten, da sie aufgrund ihrer Abspaltung von einer Festlandspopulation über eine geringe genetische Variabilität verfügen. Wegen ihrer relativ

hohen genetischen Bürde (Anhäufung mutierter rezessiver Gene durch verstärkte Inzuchtprozesse) sind sie zudem wenig vital und daher kaum in der Lage, Festlandpopulationen zu verdrängen. So käme kein Mensch auf die Idee, dass etwa die Galapagosfinken das Potenzial besäßen, das Festland Südamerikas zu erobern und dort vorhandene Populationen verdrängen zu können [LÖNNIG 1998a, 21]. Im Gegenteil: Inselepopulationen sind in der Regel so wenig konkurrenzkräftig, dass sie vor der Invasion durch kontinentale Arten geschützt werden müssen, während sich kontinentale Arten mit großer genetischer Variabilität und guter Fitness, etwa der europäische Haussperling, sogar mühelos in anderen Kontinenten wie Amerika und Australien ausgebreitet haben [SOMMER 1999, 574].

Die geringe genetische Variabilität und die hohe genetische Bürde sind in Zusammenhang mit degenerativ wirkenden Inzuchtprozessen und der Überanpassung an lokale Umweltbedingungen eine plausible Erklärung dafür, weshalb Inselepopulationen sich so erstaunlich anfällig gegen Extinktion erweisen, wenn sie mit neueingeschleppten Arten konkurrieren oder sich an veränderte Umweltbedingungen anpassen müssen. Degenerierten Inselepopulationen fehlt schlicht das genetische Potenzial und die Fitness, um auf solche Herausforderungen angemessen reagieren zu können [vgl. auch LÖNNIG 1998a, 2; 1993, 411f].

Ein bekanntes Beispiel für solche Degenerationsprozesse sind auf Inseln lebende Vogelarten, die ihre Flugfähigkeit mangels Feinddruck eingebüßt haben und zum Aussterben verurteilt sind, wenn Raubsäuger auf die Inseln eingeschleppt werden (eindrucksvolle Beispiele hierzu bei QUAMMEN [1998]). Das berühmteste Opfer eines solchen Vorganges ist der etwa truthahngröße, flug- und schwimmunfähige Dodo auf Mauritius (*Raphus cucullatus*), der seine Entdeckung durch holländische Seeleute und die Einschleppung von Schweinen, Affen sowie Ratten nur um wenige Jahrzehnte überlebte (vgl. **Abb. 4**). Weniger bekannt ist der ebenfalls flugunfähige, aber nur zaunköniggröße Stephenschlüpfer (*Xenicus lyalli*), der in einer kleinen Population in den Klippen von Stephen Island (einer kleinen Insel zwischen der neuseeländischen Nord- und Südinself) lebte und quasi von der Katze des Leuchtturmwärters (Mr. Lyall), dem einzigen Einwohner der Insel, ausgerottet wurde [vgl. STANLEY 1979, 60].

Der Dodo ist auch ein schönes Beispiel dafür, dass die genetische Verarmung bzw. die Anhäufung von Defekt- und Verlustmutationen vielfach von auffälligen morphologischen Veränderungen begleitet wird. Diese sind beim Dodo so gravierend, dass von den Ornithologen fast 200

Jahre darüber gestritten wurde, wie er systematisch einzuordnen ist [vgl. z. B. LÜTTSCHWAGER 1961, 30ff]. Erst durch die moderne Genforschung konnte der Streit entschieden werden; er ist der Ordnung der Taubenvögeln zuzurechnen [BETHGE 1999, 308]. Von den Neodarwinisten und Punktualisten werden solche morphologischen Veränderungen häufig als Beispiele für evolutive Entwicklungen angeführt. Tatsächlich handelt es sich jedoch nicht um evolutive Entwicklungen im Sinne des Aufbaus von neuen Strukturen und Funktionen, sondern um vitalitätsschwächende Degenerationsprozesse, d. h. um den Abbau von Strukturen und Funktionen. Dabei reichen, wie das Beispiel der Hunderassen zeigt, Defektmutationen in nur wenigen Genen aus, um morphologisch stark abweichende Phänotypen zu erzeugen.

Die Interpretation der von den Neodarwinisten angeführten Beispiele für evolutive Entwicklungen als Degenerationsprozesse macht auch verständlich, warum die Anpassung an sich ändernde Umweltbedingungen für das Überleben einer Population eine zwiespältige Angelegenheit darstellt. Durch die Anpassung an spezielle Umweltbedingungen wird zwar die Überlebensfähigkeit einer gegenwärtigen Population erhöht, gleichzeitig verringert sich aber ihr genetisches Potenzial, so dass sie weniger flexibel auf zukünftige Ereignisse reagieren kann. Die mikroevolutive Entwicklung kann daher kein Ziel von Arten sein, sondern muss als zwiespältiges Mittel zur Lösung von Problemen verstanden werden. Vor diesem Hintergrund ist der seit ca. 350 Millionen Jahre weitgehend die Evolution verweigernde Quastenflosser kein antiquarischer Flop, sondern ein Erfolgsmodell, sozusagen der VW-Käfer unter den Fischen [MATT RIDLEY 1998, 52]. Dies gilt natürlich nicht nur für den Quastenflosser, sondern auch für eine Vielzahl anderer sogenannter lebender Fossilien, die es nach der darwinistischen Idee vom stetigen Wandel der Arten eigentlich gar nicht geben dürfte und die im Laufe der Erdgeschichte ohne gravierende Veränderungen zahlreiche tiefgreifende Umweltveränderungen überdauert haben (vgl. **Abb. 6**).

6. Resümee und Ausblick

Es wurde gezeigt, dass die von Neodarwinisten und Punktualisten als Musterbeispiele angeführten Evolutionsprozesse weder über eine experimentelle, noch paläontologische und populationsgenetische Grundlage verfügen, sondern am besten als mikroevolutive Anpassungs- bzw. Dege-

nerationsprozesse verstanden werden können. Um dies auch sprachlich deutlich zu machen, sollte man bei den hier beschriebenen Anpassungsprozessen nicht von evolutiver Entwicklung, sondern von regressiver Evolution oder gleich von Degeneration sprechen. Die degenerative Entwicklung im Rahmen von Anpassungsprozessen hat dabei offensichtlich nichts mit der makroevolutiven Entwicklung neuer primärer Arten zu tun. Sie scheint ein ganz anderer Prozess zu sein, der gegenwärtig weder zu beobachten ist, noch im Labor experimentell nachvollzogen werden kann. Die Verwendung des Begriffes Degeneration für mikroevolutive Anpassungsprozesse macht noch einen weiteren Aspekt deutlich: Die evolutive Entwicklung der Organismen ist ein Prozess, der sich aufgrund der Verarmung der Genpools ständig verlangsamt und einem Ende zu läuft [vgl. KAHLE 1999, 87ff].

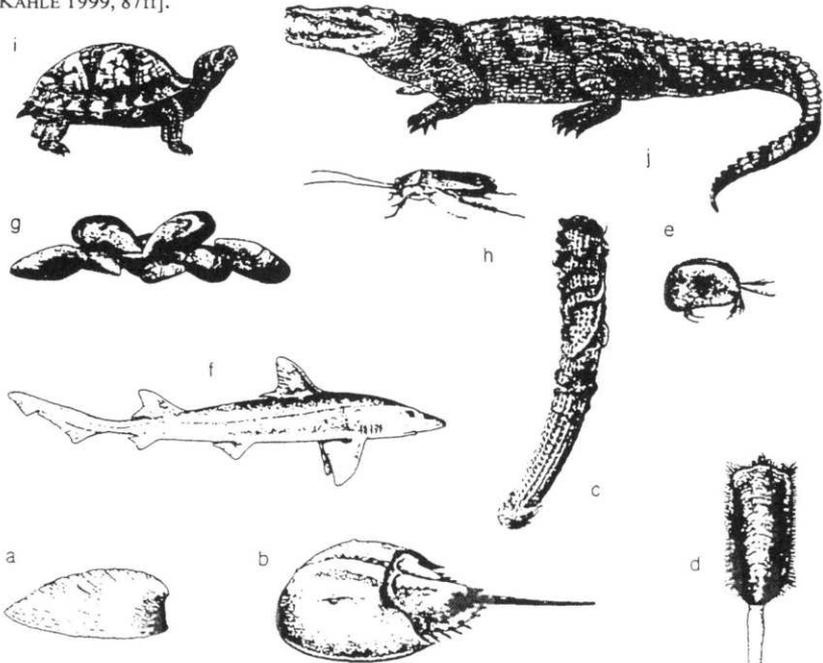


Abb. 6: Beispiele für lebende Fossilien, d. h. Vertreter ganz verschiedener Tiergruppen, die im Laufe der Erdgeschichte zahlreiche tiefgreifende Umweltveränderungen überdauern haben und bis zu 400 Millionen Jahre weitgehend unverändert geblieben sind: a) 'Urweichtier' b) Schwertschwanz c) Gießkannenschwamm d) Zungenmuschel e) Muschelkrebs f) Hai g) Miesmuschel h) Kitchenschabe i) Seeschildkröte j) Krokodil k) Opossum (Abb. s. S. 581) [KAHLE 1999, 147]

Diese Auffassung wird nicht nur durch populationsgenetische Überlegungen, sondern auch durch die fossile Überlieferung bestätigt [vgl. LÖNNIG 1998, 42ff; TAYLOR 1983, 213]: Zur Überraschung der Neodarwinisten zeigt der fossile Befund nämlich, dass die mannigfaltigsten Baupläne bereits zu Beginn der evolutiven Entwicklung, d. h. bei der kambrischen Explosion vor ca. 530 Millionen Jahren aufgetreten sind. Seither sind keine neuen Tierstämme entstanden, aber einige ausgestorben. In ähnlicher Weise treten seit dem frühen Mesozoikum vor etwa 200 Millionen Jahren keine neuen Klassen mehr innerhalb dieser Tierstämme auf. Und die Bildung neuer Ordnungen hörte zu Beginn der Känozoikums vor ca. 65 Millionen Jahren auf. Ein ähnlicher Trend gilt auch für die Entstehung neuer Familien. Nur bei der Anzahl der Arten und Gattungen ist eine stetige Zunahme zu beobachten, die sich aber auf immer weniger Stämme, Klassen und Ordnungen konzentriert. Daraus lässt sich eindeutig ableiten, dass in der Stammesgeschichte der Lebewesen zuerst die großen Unterschiede bzw. Kategorien auftreten, die sich erst später in immer niedrigere Kategorien aufspalten (vgl. **Abb. 2**).

Die in der fossilen Überlieferung zu beobachtende Verschiebung – von wenigen Arten in vielen Gruppen zu vielen Arten in wenigen Gruppen – steht im völligen Widerspruch zu den neodarwinistischen Vorstellungen von der allmählichen Entstehung der Unterschiede und praktisch unbegrenzten Entwicklung der Formenvielfalt. Tatsächlich belegt der fossile Befund in Übereinstimmung mit populationsgenetischen Erkenntnissen, dass die Evolution offenbar keine unbegrenzte Kraft, sondern ein sich erschöpfender Prozess ist, der sich auf immer kleiner werdende Gebiete beschränkt und als Folge zunehmend degenerativer Entwicklungen mit dem genetischen Tod der Arten enden muss. Weitgehend unklar ist dabei bis heute, welche Rolle in diesem Prozess die erdgeschichtlichen Katastrophen spielen, die ja nicht nur für viele Massensterben am Ende der geologischen Perioden, sondern auch für die darauf folgenden Massenentfaltungen verantwortlich zu sein scheinen [vgl. auch MENTING 1999]. Die Neodarwinisten haben bisher weder den erdgeschichtlichen Massensterben noch den plötzlichen Massenentfaltungen eine Aufmerksamkeit gewidmet, die deren naturgeschichtliche Bedeutung auch nur ansatzweise gerecht würde. Hier besteht folglich noch ein erheblicher Forschungsbedarf, der durch die darwinsche Doktrin einer allmählichen Entstehung der Arten durch kleinste Veränderungsschritte in unermesslich langen Zeiträumen fast 150 Jahre blockiert worden ist.

Aus der Interpretation mikroevolutiver Prozesse als Degenerationsprozesse ergibt sich allerdings ein gewaltiges Problem: Wie funktioniert die Makroevolution, d. h. die Entstehung von substantiell neuen Strukturen oder Bauplänen, wenn sie – wie in diesem Beitrag gezeigt – nicht als in unermessliche Zeiträume ausgedehnter, mikroevolutiver Prozess verstanden werden kann? Etwas pointierter formuliert: Wo kommen die genetisch vielfältigen Ausgangspopulationen oder polyvalenten Stammformen her (aus denen sich durch Degenerationsprozesse erst die ungeheure Artenvielfalt entwickeln konnte), wenn sie nicht durch die seit Darwin behauptete zufallsbestimmte stammesgeschichtliche Höherentwicklung aus primitivsten Anfängen entstanden sein können? In der evolutionsbiologischen Fachliteratur habe ich dafür keine plausible Antwort finden können. Dies ist auch nicht weiter überraschend, weil die Entstehung hochkomplexer Lebewesen mit zufallsbestimmten Entwicklungen einfach nicht zu erklären ist. Kein Programmierer käme auf die Idee, dass sich aus dem Textverarbeitungssystem WORD 6.0 die Version 7.0 entwickeln könnte, wenn er seine Katze nur oft genug über die Tastatur seines Computers laufen ließe. Vielmehr ist jedermann einsichtig, dass für die Weiterentwicklung von Textverarbeitungssystemen die Intelligenz eines Programmierers erforderlich ist.

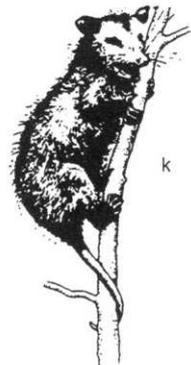
Obwohl die Genome der Organismen sogar noch weitaus komplizierter als Textverarbeitungssysteme aufgebaut sind, scheinen die Neodarwinisten von solchen Problemen nichts zu ahnen und ignorieren solche ebenso plausiblen wie aufschlussreichen Analogien. Vielmehr glauben sie, mit der darwinistischen Evolutionslehre nicht nur ein universales, sondern sogar das einzig mögliche Erklärungsmodell für die Entstehung der Organismenvielfalt und des Mysteriums der menschlichen Existenz gefunden zu haben; ein Erklärungsmodell, das ihnen zudem erlaubt, intellektuell erfüllte Atheisten zu sein (ein besonders orthodoxes, darwinistisches Glaubensbekenntnis findet sich bei DAWKINS [1987]). Ich habe in meinen Beitrag versucht zu zeigen, dass dieser Glauben mehr mit religiöser Inbrunst als mit wissenschaftlicher Wahrheitsfindung zu tun hat, und dass die Frage nach der Entstehung der Artenvielfalt auch 150 Jahre nach Darwin noch ohne intellektuell befriedigende Antwort ist. Tatsächlich haben die Neodarwinisten nach einer Formulierung des Evolutionstheoretikers FERDINAND SCHMIDT [1989, 3] an die Stelle eines vordarwinistischen göttlichen Schöpfers lediglich den Gott Zufall gesetzt, der ebenso allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist.

Literatur

- BEHE, J. MICHAEL (1996): *Darwin's Black Box. The Biochemical Challenge to Evolution*; New York
- BETHGE, PHILIPP (1999): „Jäger des verlorenen Gens“; in *DER SPIEGEL* (42) 306-308
- BIRKEN, ANDREAS (1999): „Wortspiele“; in *ZS* 11 (4) 683-685
- DARWIN, CHARLES (1998, 1859): *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl*; Stuttgart
- DAWKINS, RICHARD (1998): *Und es entsprang ein Fluss in Eden. Das Uhrwerk der Evolution*; München
- (1987): *Der blinde Uhrmacher. Ein neues Plädoyer für den Darwinismus*; München
- DOBZHANSKY, THEODOSIUS (1973): „Nothing in Biology makes Sense except in the Light of Evolution“, in *The American Biology Teacher* 35, 125-129
- ELDRIDGE, NILES (1997): *Wendezeiten des Lebens; Katastrophen in Erdgeschichte und Evolution*; Frankfurt/M.
- FUTUYAMA, DOUGLAS J. (1986): *Evolutionary Biology*; Sunderland (Mass.)
- GOODWIN, BRIAN (1994): *Der Leopard, der seine Flecken verliert. Evolution und Komplexität*; München
- GOULD, STEPHEN JAY (1984): *Darwin nach Darwin. Naturgeschichtliche Reflexionen*; Frankfurt/M.
- HACHISUKA, MASAUJI (1953): *The Dodo and kindred Birds. The extinct Birds of the Mascarene Islands*; London
- HAGEMANN, RUDOLF (1999): *Allgemeine Genetik*; Heidelberg · Berlin
- ILLIG, HERIBERT (2000): „Darwins Amöbe. Ein Diskussionsbeitrag“; in *ZS* 12 (1) 8-16
- JUNKER, REINHARD (2000): „Mosaikformen - Übergangsformen; Gibt es ‚connecting links‘?“; in *Praxis der Naturwissenschaften - Biologie* 49 (6) 17-21
- (1999): „Ist die ‚Birkenspanner-Story‘ falsch?“; in *Studium Integrale* 6 (2) 97
- JUNKER, REINHARD / SCHERER, SIEGFRIED (1998): *Evolution. Ein kritisches Lehrbuch*; Gießen
- KAHLE, HENNING (1999, 1980): *Evolution - Irrweg moderner Wissenschaft?*; Bielefeld
- KAPLAN, REINHARD W. (1988): „Ist Darwin überholt?“ (I); in *Biologie Heute* 9, 1644-1654
- KEMPKEN, FRANK / KEMPKEN, RENATE (2000): *Gentechnik bei Pflanzen*; Berlin
- KÖTTER, RUDOLF (2000): „Kreationisten versus Evolutionstheoretiker. Zu wissenschaftstheoretischen Aspekten der Auseinandersetzung“; in *Praxis der Naturwissenschaften - Biologie* 49 (6) 6-11
- LEWIN, ROGER (1998): *Die molekulare Uhr der Evolution. Gene und Stammbäume*; Heidelberg · Berlin
- LÖNNIG, WOLF-EKKEHARD (2000): „Johann Gregor Mendel: Warum seine Entdeckungen 35 (72) Jahre ignoriert wurden“; in <http://www.mpiz-koeln.mpg.de/~loennig/mendel/mendel.htm>

- (1998a): *Kann der Neodarwinismus durch biologische Tatsachen widerlegt werden?*; Köln
- (1998): *Zehn Paradebeispiele gegen Zufallsevolution*; Köln
- (1995): „Mutationen: Das Gesetz der rekurrenten Variation“; in MEY, J. / SCHMIDT, R. / Zibula, S. (Hg): *Streitfall Evolution*; Stuttgart, 149-166
- (1993): *Artbegriffe, Evolution und Schöpfung*; Köln
- LÜTTSCHWAGER, JOHANNES (1991): *Die Drontevögel*; Wittenberg
- MARGULIS, LYNN (1996): „Gaia ist ein zähes Weibsstück“; in BROCKMANN, J. (Hg): *Die dritte Kultur; Das Weltbild der modernen Naturwissenschaft*; München, 177-202
- MAYR, ERNST (1991): *Eine neue Philosophie der Biologie*; München
- (1984): „Kein Zufall“; in *DIE ZEIT* vom 9.11. 1984
- (1970): *Populations, Species, and Evolution*; Cambridge (Mass.)
- MENTING, GEORG (2000): „Noch einmal zur explosiven Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen, zum biologischen Artbegriff und zum (Neo-)Darwinismus“; in *ZS* 12 (1) 5-7
- (1999): „Evolution in der Krise. Massensterben und Massenfaltung in der Erdgeschichte“; in *ZS* 11 (2) 321-346
- QUAMMEN, DAVID (1998): *Der Gesang des Dodo. Eine Reise durch die Evolution der Inselwelten*; München
- RIDLEY, MARK (1992): *Evolution – Probleme, Themen, Fragen*; Basel
- RIDLEY, MATT (1998): *Eros und Evolution; Die Naturgeschichte der Sexualität*; München
- RITTER, HENNING (1999): „Nun hatte ich endlich eine Theorie. Charles Darwins Erleuchtungserlebnis“; in *FAZ* vom 23.6. 1999
- SCHMIDT, FERDINAND (1989): „Neodarwinistische oder kybernetische Evolution“; in *Biologie Heute* 8, 3-6
- SENGLAUB, KONRAD VON (1982): *Sie sind veränderlich; Eine Einführung in die Fortpflanzungs- und Evolutionsbiologie der Tiere*; Leipzig
- SOMMER, TORSTEN (1999): „Sperlinge“; in *Harenberg Enzyklopädie der Tiere*; Dortmund, 574
- STANLEY, STEVEN M. (1979): *Macroevolution, pattern and process*; San Francisco
- SUZUKI, DAVID T. / GRIFFITHS, ANTHONY J. F. / MILLER, JEFFREY H. / LEWONTIN, RICHARD C. (1991): *Genetik*; Weinheim
- TAYLOR, GORDON R. (1983): *Das Geheimnis der Evolution*; Frankfurt/M.
- WELLS, JONATHAN (2000): *Icons of Evolution – Science or Myth?*; Washington, DC

Dipl.-Geogr. Georg Menting 59558 Lippstadt
Leipziger Ring 55



Das lebende Fossil Opossum, s.S. 577, Abb. 6 k)

Verfasste denn Julius Caesar die Mescha-Stele?

Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches (II)
Peter Winzeler

In meinen Evaluationen zur Abkunft der Mescha-Stele schälten sich die Konturen einer einzigartigen historischen Persönlichkeit von Transeuphrat heraus, die in mehreren Gewändern, in verschiedenen Sprachen und Chroniken auftritt, die gut-biblich in *Scham'al-Ja'udi* (Samuels Juda) und *Moab* zum Mesch/ia David, in Hamath aber zum assyr. Schalmaneser III. aufsteigt, die als amarna-hethit. *Tarchunta Zalma* in die Davidstadt einzieht (wie Chattuschili III.) und als Nebukadrezar in Babel *Ululaju* genannt wird (wie Schalmaneser V.) [Winzeler 1999b, 2000a, 2000b]. Damit löst sich das Problem, warum David am Euphrat unbekannt erschien, während der *assyrische* Chatti- und Schalom-Sar in Ahabs Israel ganz unbekannt erschien, obwohl sie die selben Kriege gegen die selben Gegner führen. Sollte diese Arbeitshypothese sich weiter bewähren, würden die Thronwirren der Mescha-Stele in mehreren *verdoppelten* Jahrhunderten wiederkehren, so dass rund 1.000 Jahre der altmesopotamischen Geschichte (ab Chattuschili oder David) entfallen und auf rund „70 Jahre“ des Babylonischen Exils (plus ihrer Vor- und Nachgeschichte) einzuschumpfen drohen.

Mein Hauptproblem war, einen Fixpunkt in der Alexanderära zu finden, der diesem Abrutschen der Weltgeschichte endlich Einhalt geböte. Einen deutlichen Hinweis entnahm ich der Chronologie der Mescha-Stele, wonach *Omri* (YMRI, khymri) *vierzig Jahre in seiner Zeit und in der Hälfte der Zeit seiner Söhne regierte* [JS 151]. Das ergibt stratigrafisch und nach Herodotos aufgeschlüsselt:

Mescha-Stele und Davidreport

Hyksos- und Landnahmezeit

12 Jahre Omri (Jerobeam II., 40 J.)

Amalek, Ruben und Ammon

28 Jahre Achabu Syrilaja + Joram

Schlacht von Ramoth/Karkar 853s

28 Jahre Jehu (Schalmaneser 7.-35. J.)

Sammuramat mit Schamschi-Adad

Adad Nirari III. (Judenbefreiung)

Ramessiden (Ptolemäer)

Herodot und Babyl. Chroniken

220 J. Ninos-Akkader

Kimmerier (khymri)

Umman Manda (Mederstämme)

28 Jahre Skythen (Gutäer)

Nebukadrezar (Ululaju Kaiser 53j?)

Chaldäerreich + Amarna

Chaldäerkönige in Babel

Jüngerer Cyrus (Kaisarion)

Alexandria und Rom (Prinzipat)

Sofern der Seevölkersturm sich im Kimmerier- und Skythensturm ereignet, tritt Davids Philisterkönig *Achis von Gath* als hethitischer und griechischer *Alexander* auf. Als letzter Haftpunkt bietet sich der makka-bäisch-hasmonäische Hohepriester *Jonathan* an: Alexander Jannas am Ende des Seleukidenreiches, der mit der Königin *Schalma* (Alex. Salome) das Reich Davids restituiert, sowie dem Usurpator *Alexander Balas* (Baalattu), der sich als Sohn des Tempelschänders Antiochus IV. Epiphanias (Artaxerxes III. Ochus ?) ausgab [Wellhausen 267; Josefus, *Jüd. Altert.* XIII.12-16; vgl. Zeller, Tab. 101, 114]. In Damaskus regiert ein Nabatäerkönig *'Aretas* (Herodes), mit dem Schalma ein Bündnis schließt (alias Benhadad und Hasael? Antipater oder Herodes Antipas mit Salome?). Dass hier eine seriöse Überlieferung des Josefus Flavius vorliege, war für den Arabisten Wellhausen mehr als fraglich. Die Nabatäer sind auch schon Ezechiel und den Sargoniden bekannt (wo der Araberkönig *Chasael* auftaucht [Meyer 5,65]). Jonathan war ein weltlicher Großmachtpolitiker (ganz im Format des Nathan-Muwatalli), und dass Balas,¹ der in Roma beglaubigte „Herrscher von Asien . . . in seiner eigenen Hauptstadt durch den jüdischen Hohepriester geschützt [werde] - das klingt doch zu unglaublich“ [Wellhausen 254, alle Klammern PW] !

So habe erst Johannes Hyrkan (wie Jerobeam II.) begonnen, das Reich Davids im „alten Umfang herzustellen“ [ebd. 261] (nicht: wiederherzustellen, da Wellhausen nicht den mythischen Umfang des Davidsreiches glaubt), als Caesar in den Windeln lag. Schalma hat natürlich zwei Rivalensöhne, nur dass sie erstmals die Römer ins Land holen, wobei der Rebell Aristobul (Assurdanapli) hier Joh. Hyrkan II. entthront und sich mit *Aemilius Scaurus* verbündet (dem Emir/ Mar/Omar Scha'ul von Tarsus = Murschili II.). Pompejus setzt Hyrkan wieder ein (wie Necho den Jojakim). Aristobul und seinen Sohn *Antigonus* (König der Antigone) aber hat Caesar begnadigt und aus der Geiselschaft Romas befreit (wie David den „Sohn Absalom“) (-49j). Rechtzeitig taucht der Legat *Gabinius* in Syrien auf [Wellhausen 273], der *Gibeonite*, der sich auf Thibni (Ibni/Gibni) und Omri reimt – oder auf Jabin von Hazor und Sisera (Cicero) - und unter Ciceros Protest die Steuerpächter Romas enteignet! Auch wenn die Herodianer schwer zu entwirren sind, würden auch da an die 140 Jahre der Zeitenwende auf 70 Jahre komprimiert, so dass ein weiteres Abrutschen kaum verhindert werden kann.

Angesichts der Verwunderung, die meine Glossen in Aachen erregten, seien noch einige Bemerkungen zur Struktur des Ersten Kaiserreiches

eingeschoben. Erstens ist es gar kein „Kaiserreich“, weil die römische Republik vom Senat und den jährlich rotierenden Konsuln, den Ausnahmezustands-Imperatoren und schließlich: dem *Prinzipat* des (princeps = Prinzen) Augustus regiert wird. Der KAISAR Romas wäre also anderswo (in Omri, Susa oder Byzanz) zu suchen. Zweitens ist Roma nur eine Filiale, ein Finanzplatz, ein Verwaltungszentrum und ökonomischer Waserkopf, der die öffentlichen Güter und eroberten Provinzen versteigert, um seine Einfuhren (Luxuskonsum, Brot und Spiele) zu finanzieren. Drittens musste irgendwann ein Caesar kommen, der der Agonie dieser „egalitären“ Eigentums-gesellschaft eine pontifikale und „staatssozialistische“ Korrektur aufzwang, die von einem republikanischen Senat so nie geleistet werden kann. Das Christentum ist die Folge der Verwahrlosung Romas und christianisiert zuerst dessen Episkopat und Beamtenapparat. Viertens ist fraglich, wann diese Entwicklung in Italien einsetzte und ob Julius Caesar schon 40 Jahre „vor Christus“ jener Retter war, als der er uns heute erscheint.

I. Verdacht gegen Gajus Julius Caesar (100-44j)

Um meine Hypothese und ihre Konsequenzen auszuloten, kam ich auf die Idee, auch einmal den Aufstieg des „Julius Caesar“ in Gallia zu vergleichen, der gewisse unverkennbare, gemeinsame Züge aufweist. Sollte der Caesar Romas auch nur ein Abbild der einen imponierenden Persönlichkeit sein, die wir biblisch als den Chatti- und Schalom-Sar David kennen, den Gesalbten des Propheten Samuel von Rama ?

Solche Fälschungszweifel sind nicht neu. Caesars nüchternes Latein wirkte auf Cicero „*anmutig*“ und elegant, aber blieb auf den Sprachschatz eines Mittelschülers begrenzt (1.300 Wörter). Er täuscht Objektivität und ironische Selbstdistanz vor, aber *als* „Politiker und Mensch fälscht er skrupellos“, setzt sich wie Achilleus über Recht und Gesetz hinweg, „verschleiert er Willkür und Gewalt“ [hier und im weiteren Kl. Pauly 2,1544f]. Seine griechischen und poetischen Frühwerke (über Herkules, Ödipus), erotische Gedichte, gesammelte Reden, Briefe und Bonmots, sein lateinischer Knigge gegen üble Redegewohnheiten (just auf der Alpentraverse - 54j) und eine gehässige Replik auf Ciceros Lobreden auf Cato (*Anticato* - 45j) sind verschollen und lassen keine Gegenprüfungen zu. Die geografischen und ethnografischen Exkurse wurden sprachlich, historisch und kompositorisch (als anachronistisch) angezweifelt, die Handschriften seien „heillos interpoliert“. Verteidiger der Echtheit stützen sich auf die

originale Frühabfassung von *De bello gallico* (-50/49j), aber stoßen sich am „Schweigen Ciceros“ über die drei Folgebände *De bello civile* (48-46j), die weit flüchtiger, unanschaulich, sprachlich sorgloser oder posthum bearbeitet seien. „Bereits“ Sueton lag das Gesamtwerk vor; aber es blieb nur in „einem“ Handschriftenzweig belegt und „wenig gelesen“. Nur sieben oft ebenfalls verdächtige Autoren (Sallust, Timagenes, Livius, Nikolaos v. Damaskus, Tacitus, Cassius Dio und Orosius) und *spätere Grammatiker* machen von Caesar Gebrauch (also nicht Seneca und Marc Aurel, nicht Caesars Archivar M. Varro und Augustin, nicht gebildete Spät Römer wie Symmachus und Boetius). Petrarca verfasste die ausführlichste Biografie, aber „erst in der Renaissance wächst das Interesse“, erst Napoleon I. und III. (nicht Belisar) entdecken das Genie des größten verkannten Feldherrn aller Zeiten, dem auch die Gabe der Bilokalität nicht abzugehen schien, da er – laut Cicero – stets überall in der Welt rechtzeitig zugegen war. Dass Poggio *Bracciolini* (1380-1459) – der oberverdächtige Meisterfälscher von Lukrez, Tertullian, Plautus und der Reden Ciceros – auch den Caesar fälschte, ist nicht sicher verbürgt [s. Durant 7,338]. Dennoch waren und sind es am meisten die Verteidiger, die den Heroen Caesar anrühlich machen.

Der Wissenschaftler in mir hat mich zur Vorsicht gemahnt. Manche Koinzidenz von Ereignissen könnte rein zufällig sein, wenn etwa auch Caesar skrupellos einen eindringenden Germanenstamm massakriert und im Fluss ertränkt [BG IV, 15], wie es bei David am *Bach Basor* mit Amalek geschah [1.Sam 30,9]. Im römischen Senat wird der Prokonsul Caesar geächtet und des Völkermordes bezichtigt und seine Verteidigung dürfte auf einem „griechischen Vorbild“ beruhen [BG: Deissmann 643]. Die militärische Knappheit erinnert an die *Annalen* Schalmanesers, der sich oft „nahte, brandte, zerstörte...“ [JS 154f]; die Rechtfertigungen eher an die *Apologie* Chattuschilis; jedenfalls haben auch der flüchtige (Sar) David in Moab und der geächtete *Tarchunta* Schalma ihre Heimat aus dem Ausland befreit und setzten sich über die alte Rechtsordnung hinweg. Die empörten Altrepublikaner sind im einen Fall die *Catonen*; im anderen Fall die Althethiter aus **Kat'patuka** (Kappadozien). So wie der beredte Rechtsanwalt *M. Tullius Cicero* die Verschwörung des Gajus mit *Catilina* anklagt und dem Statthalter *Gabinus in Syrien*, so klagt der Gesetzgeber *Telepinu* (Davids *Ahi'tofel* von Gilo) die Intrigen des *Chantili* mit Huzzia (Hoschea) an. Da obendrein Cicero **Kilikien** als Steuerpacht besaß, wo die Bergwerke Hadadesers lagen und wo ich die Kolonie der pfählenden

Gibeoniten Josuas, Sauls und Davids vermutete (die freilich *Amoriter*, noch keine Römer waren), fragte ich mich, warum Caesar dort schon beim Tod des Tyrannen *Sulla* (Sallum?) weilte (-79j). Schalmaneser und Chattuschili ziehen in *Tarchuntassa* ein, Omris *Thirza* (-*Turachi*) oder **Tarsus** des Saulus. Just da berief Caesar seinen Landtag ein (-47j), bevor er in Zela am Pontus „kam, sah und siegte“ und ihm also das ganze Hethiterreich in die Hände fiel [Meier 492].

Aller Neid und Hass der Verfolger, Ziehväter oder Triumviren war umsonst:

„Wohin immer ich gegen ein Feindesland den Blick richtete, da richtete kein Feind den Blick auf mich [hielt keiner mich eines Blickes würdig], und doch besiegte ich die Feindesländer eins nach dem anderen [...]. Und welche Feindesländer ich nach und nach besiegte, solange ich jung war, darüber werde ich gesondert eine Tafel anfertigen und vor der Gottheit niederlegen“ [TUAT 484],

so schrieb nicht Caesar, aber der siegreiche Chatti-Sar, dessen besondere Tafel unauffindbar blieb. Ich konnte auf meine Verfolger „hinabsehen“, „meine Lust an all meinen Hassern sehen“, frohlocken David und Mescha auf der gefundenen Stele [Psalm 54,9; JS 150]. Schalmaneser zog nicht buchstäblich nach Zela, aber in die Städte Chattis und nach *Patina pitru*, das Pitra oder Petra (biblisch *Sela*) heißt, und führt Davids Kriege zum Sieg: mit dem einzigen Unterschied, dass Chanunu (Achan-Aton) jetzt Cato/n und Hadadeser jetzt Pompejus heißen und sie beim griech. **Pharsalos**, nicht in der philistäischen *Ebene Raphaim* (Raffia), und bei **Thapsus**, nicht *Thebah/I* unterliegen [s. 2.Sam 5/8/10]! Im jüd.-babyl. Herbstmonat Elulu, ungefähr zwischen Juli und September (-47j), empfängt der römische *Ululaju* (*Julius*) die Huldigungen Antipaters, Ciceros und wohl auch der Prinzen Chaldäas. Selbst die Krone des orientalischen KAISAR wurde ihm angetragen und der *designierte Kronprinz* durfte – wie bei den Adoptivkaisern Roms – rechtmäßig den Titel Caesar tragen [Kl. Pauly 1,996]. Es wird von daher fraglich, ob denn Gajus von Geburt her der Autor „Julius Caesar“ des gallischen Krieges war.

Der Aufstieg des Pontifex, Prokonsuln und Statthalters Gajus in **Gallia narbonensis** begann, wie man annimmt, in der Provence von Avignon – nicht in *Aram Naharin*. Exakte Daten sind nur in Schalmanesers Annalen Jahr für Jahr erhältlich, von daher scheidet die Davidsgeschichte als Grundlage eines Remakes aus. Im Jahr 1 zog der Tarchunta nach **Till**

Barsipp (Kar Schalmaneser) und taucht seine Waffen am **Amanus** ins große Meer, im Jahr 6 siegt er in **Karkar** und erst im Jahr 10 erzwingt er den Durchbruch bei **Karkemisch** (Gargamis, Qir-Kamosch). Dies lässt sich ohne große Verrenkungen auf den gallischen Krieg projizieren. Caesar zieht zuerst nach Geneva an den **L. Lemanus** [BG I. 7.1], kämpft bei **Gergovia**, jenseits von **Rhenus** und **Rhodanos** (Rhein, Rhone), natürlich nicht bei Kadesch am **Arantu** (**Euphrat**) oder **Orontes**. So gesehen ist Gajus glücklich abwesend, als im 6. Jahr sein steinreicher Geldgeber Crassus bei **Carrhae** \approx **Karchoh** (Qir-Hahha) gegen die **Parther** unterliegt.² Caesar ist daran so unschuldig wie David am Tod der Väter Saul oder Abner! Wogegen der totgesagte Ahab in Karkar überlebte (wie Velikovsky an den Amamatafeln zeigte), so dass er als **steinreicher Barsillai** (des Hauses Barsur = Parther) dem David huldigt [2.Sam 19]. Im Jahr 10 überschreitet Caesar den **Rubico**, den Grenzfluss **Rubens** (Bet-Rehob); ihm fallen die oberitalischen Städte **Romas** in die Hände, Mescha und Schalmaneser aber fallen im Jahr 10 **hundert Städte Omris** (des Arame/Joram) oder **Ramas** reihenweise in die Hände.

Dies alles sind – wir wollen kritisch bleiben – rein formale literarische Parallelen, die keinen Historiker auf identische Schauplätze, Personen oder Epochen schließen lassen, zumal sie durch 800 Jahre (ab der Hallstatt-Früheisenperiode) getrennt wären. Eine besondere Bewandnis hat es hier mit den „Städten“ Gallias und der Mescha-Stele: Denn in Moab konnten sie vorhellenistisch nicht aufgefunden werden, in Gallia werden sie ab der Späteisenzeit von La-Tène (der Alexanderära) gesucht [s. HELVETIAN GOLD, Zeittafel 103], aber haben sich – wie typisch Gergovia – meist als „Zufluchtsorte“, kultische Höhen oder keltische Versammlungsplätze erwiesen [Anm. 385]. Überhaupt wurde Gallien vor Caesars Ankunft **Keltien** (Celtae, griech. Galatien) genannt.

Galiläa wurde nachweislich von Tiglatpileser verwüstet, aber bei Avaricum (Meschas Hauaron/Auaris) sollte **Vercingetorix** alles eingeschert haben, um Caesars Truppen auszuhungern: „er war einer der gefährlichsten Gegner Roms“ und „zeitweise nahe daran, das ganze Werk Caesars zu vernichten“ (A. Heuss) [Kl. Pauly 5,1187].³ Dieser orkanhafte Rebell (Joh. Hyrkan?) ist durchaus mit Urchi-Teshup zu vergleichen, der dem jungen Chattuschili alle Länder und Städte raubt. Die berühmtesten Nachgrabungen begann Napoleon III., um den Galliern ein Denkmal zu verschaffen, derweil die Schweizer Geschichte noch mit Willhelm Tell begann. Für die neueren helvetischen Bedürfnisse ließ sich Caesars „Propagandaschrift“ nur „äußerst schwierig“ mit den unsicheren Schanzen

(bei Geneva) und Brandspuren (Mont Vully), viel zu breiten C14-Streuungen und einem dendrochronologischen Null-Resultat (!) vereinbaren [s. Flutsch/Kaenel 28], was einem totalen Crash gleichkommt. In **Alesia** stimmt die Topografie nicht mit Caesars genialem Schlachtplan überein [mündl. Paul C. Martin in Aachen]. Man fand keltisch-römische Befestigungen, nicht aber den urkundlichen Beweis, dass Caesar dort seinen Todfeind in Geiselhafte nahm. Anders hat Chattuschili Urchi Teshup persönlich nach **Alasia** verbannt, was Zypern oder das Tyrus der Nebukadrezar und Merialos (Meri-Baal) sein kann. Das spricht stark für einen umstülpenden Gebrauch der (griechisch bekannten) hethitischen Vorlage.

Für hartnäckigere Zweifler bleiben die sensationellen Feldzüge nach **Britannia** (4./5. Amtsjahr in Gallien). Statt über den großen Strom, den *perat (prt)* zu setzen und mit *phönizischen* Schiffen ins Land des Pharaos einzudringen, erbeutet Caesar hochragende Schiffe der Veneter (Veneti) in der Bretagne und setzt über den Ärmelkanal (*fretum gallicum*) hinweg, wo er auf wunderliche *keltische Streitwagen* stieß und auf Druiden, die ägyptische Bräuche pflegen. Für hebräische Leser aber betrat er schlicht das Land des Bundes (**Berit**) mit Göttin Anna, der Anath/Neith von **On (Heliopolis)**, wo Josef über solche Streitwagen verfügte [1.Mose 41, 43]. Aus Josefs sargonidischem Wesirentitel **Abrek** (abarakku) ließe sich vielleicht auch das rätselhafte **Bibracte** (Wesirsstadt?) ableiten, ein *oppidum* der befreundeten **Haedui** in Gallia, jenseits vom **Arar**, dem Zufluss des Rhodanos, wo Caesar den Exodus der Eidgenossen vereitelt. Dies Zusammenreffen im 1. Amtsjahr vereinfacht die tabellarische Synchronie kolossal (-58j = -858s, das 1. Amtsjahr Schlmanesers): Caesar trifft auf den stolzen Tigrurmer **Divico** (≈ Tigranes, der Armenier?), Schalmaneser auf **Achuni** (Chonja) von Till Barsipp.⁴ Die Gaditer laufen am Jordan zu David nach Moab über [1.Chr 12]. Auch Mescha lobt die befreundeten **Gaditer** am **Arnon** bei der Grenzfeste **Arôer**, die ihm halfen, den König Israels aus seinen Burgen im Land Attarot zu vertreiben. Chattuschili lobt die feindlichen **Gas-gas-Stämme** (des SA.GAZ-Mesch) im Land Hakpissa und Istahara, die *mit mir Frieden schlossen* und *hinter mich traten* [TUAT 486.490]. Diese Unzahl amarna-hebräischer Alliterationen lassen mich an den Launen des „Genossen Zufall“ zweifeln.

Caesar rühmt die Helvetier als den tapfersten Stammebund in Gallia, seit die **Kimbern** und **Teutonen** Roma gedemütigt hatten [BG 1,1f]. KIMM(B/E)RI = Omri (B wird zu E, s. unten) ist leicht zu entziffern, die

Teutonen beten Gott TOT an (Daudo/Dodo) und die Kelten den romanisierten Nabu-*Merkur* [Botheroyd 215.405]. Mit den Helvetiern sind jenseits des Stromes die *Helvii* ('Eloui, Calvi) verwandt, das biblische *Kaleb* im Stämmebund Josuas. Als Halljahrverehrer, Hallstätter oder Frühhallbardiere verehren sie Helios, die Sonne der Ammoniter (Amun-Re). *Orgetorix*, der ermordete „Mose“ der Helvetier, besaß ein Heer von zehntausend Sklaven und fiel einer Verschwörung zum Opfer (-60j), da er das Königtum (Amaleks bzw. des Og von Baschan), ja die Alleinherrschaft im Frankreich von **Lutetia parisiensis** anstrebte (also das lydisch-persische Sardes des Gyges; oder Waschukani/Gibbethon, wo Kamosch-Nadab einer Verschwörung erlag). Zwei Jahre später verbrannten die Eidgenossen ihre Erde und überquerten das **Jura-Gebirge**, statt pflichtgemäß bei *Jari mutha* am Hauran-Gebirge mit Joram gegen Mescha zu kämpfen. So heißt in Amarna das biblische Ramoth in Gilead (Arimathäa des Josefus Flavius und des Rats Herrn Josef im NT). Das würde für einen höheren Bekanntheitsgrad der Amarnatafeln sprechen.

Für eine weiter *ausschweifende* (suebisch-schwäbische) Phantasie fehlt nur noch die Behauptung, Caesar habe in **Zürich** (Turicum) gastiert, etwa wie David in Ziklag (Sechlala, Lachu-wa-zantia = Bethlehem). An der Limmat wurden Goldquarter der Alexander- und Hasmonäerära gefunden [HELVETIAN GOLD Nm. 133.135.174], aber Zürich verdankt seine Banken erst Karl dem Großen, Zwingli und Calvin. Caesars *germanische* Hilfstruppen und Reiterkontingente, die sich selber nie Germanen nennen, sind amarna-hethitische MAR-JANNU-Ritter (*gibbore chajil* der Jonathan und David) und hebräisch nichts weiter als *gerim*, also Beisassen und Waffenträger minderen Rechtes (Hopliten),⁵ die wie Hebräer um den Erhalt ihrer Gemeinwirtschaften kämpfen [vgl. Lüling]. So gesehen würde auch der „rotblonde“ Hebräerkönig David einen Gajus Caesar *germanicus* abgeben (wie Friedereych Barbarossa) – oder Achan-Aton (Chefren = „Chabiru-Re“) einen italisierten *Achenobarbus Nero/n germanicus*, der im Orient bezeichnend als messianischer „Partherkönig“ (nicht deutscher Germanenkaiser) zurückerwartet wird. Gibt es für diese „verrückten“ Phantasien nun irgend einen schlagenden Beweis?

Der schlagendste Beweis ist der Rest der Commentarien. Auf den Gallischen Krieg folgt stracks der **Bürgerkrieg**, wo Caesar vergeblich die Entlassung der Legionen verlangt, wo der römische Senat entsetzt nach Mazedonien entweicht, *Pompejus Magnus* das „Imperium“ übergibt (d.h. die Generalvollmacht Hadadesers) und wo sich der ganze Kriegschau-

Synchronistische Zeittafel von Schalmeser (s) und Caesar (j)

	64	Pompejus und <i>Aemilius Scaurus</i> in Judäa (Kampf um Egbatana?)
	63/2	Caesar Pontifex Maximus; Ciceros Anklage, Catilina †
	60	Erstes Triumvirat; <i>Orgetorix</i> †
1. 858s =	58j	Schlacht bei Bibracte (= Schalmeser in Till-Barsipp);
3. 856s	56j	Zweites Triumvirat (Wegführung Joachims)
4.	55j	Konsulat des Pompejus u. Crassus; Caesar in <i>Britannia</i>
5.	54j	Tochter Julia †; Tyrannei des Pompejus (Baschea, Kambyses?)
6. 853s	53j	Crassus † in der Schlacht von Carrhæ = Karkar (<i>Jarimutha</i>)
7. 852s	52j	Kapitulation des <i>Vercingetorix</i> in Alesia (<i>Urchi-Teshup</i> in Tyrus?)
8/9. 851/50s	51/50j	„David in Edom“ = <i>Ululaju</i> in Babel
10. 849s	49j	Überschreit. des Rubico = Durchbruch bei Karkemisch
11. 848s	48j	Niederl. d. Pompejaner bei Pharsalos (Rapihu, Raffia?)
		Amarnalücke > David in Hebron und Jerusalem
[23.-25.]	734t	<i>Syro-ephraemitischer Bürgerkrieg</i> (geg. Tiglatpileser t?)
18. 841s	47j	Caesar in Alexandria und Syrien = Jehus <i>Tribut</i> (Antipater)
	732t 47j	Landtag in Tarsus; Sieg bei Zela – Caesar in Roma (= Muru/Moria?)
19. 840s	46j	Sieg bei Thapsus (= Theba/h ?)
	727t	Triumph in Roma: <i>Vercingetorix</i> † (Tiglatpileser †)
20. 839s	45j	Sieg in <i>Hyspania</i> , Diktator auf Lebenszeit, Kalenderreform → Amarna
21. 838s	44j	(15.3.) † durch M.J. Brutus (Abfall Hasaels?) → Amnophis III. †
24. 835s	40	Friedensvertrag von Brindisi zw. Antonius (Ramses) und Octavian (Chatt.)
27. 832	37	Herodes d. Gr. = Machtergreifung Joabs (Dajan Assur)
32. 827	32	Ptolemäischer Krieg → Echnaton † (Aufstand Absalom)
	826	Schlacht von Actium = Sieg des Octavian Augustus (Absalom, Salomo?)
	825/4	Schalmeser III./IV. † = Kleopatra †, Caesarion † (Tutench-Amun)

platz flagrant in den Nahen Osten verlagert: hinweg aus der ersten „waffenfreien Zone“ Romas (des Kirchenstaates?) hin nach Alexandria, Edom, Moab (Nabatäa), Judäa und Jerusalem. So als müsse Caesar in

einem Jahr die sämtlichen Feldzüge von Sargon, Kambyzes und Alexander repetieren oder doch in *drei Jahren* den **Syro-ephraemitischen Bürgerkrieg** gegen Tiglatpileser ausfechten, der nach meiner Rekonstruktion ins 23.-25. Jahr Schalmanesers fällt. Es scheint mir ziemlich gleichgültig, dass Pompejus bald im Purpur- oder Byssosgewand des Kambyzes, bald mit dem Konterfei des großen Alexander auftritt – dieser Seeräuber, Privatmann, Lebemann und berühmte *Zögerer* (wie Pyrrhus!) nimmt nach Bedarf verschiedene Rollen an. Wir haben aber tabellarisch ein Problem, weil in Caesars Leben rund *14 Jahre* Schalmanesers fehlen würden und er wie ein toter Mann in Jerusalem (Moria) einzöge oder nur als Schalmaneser V. eine Chance hätte, vielleicht als *Caesarion* mit Kleopatra (Sammuramat) und Marc Anton (Schamschi-Adad). Andere eindruckliche Erklärungen der rätselhaften Synchronismen wären:

1. Erst durch seine Passion wurde der gallische Caesar „der König David der römischen Geschichte“ [Stauffer 1957, 24]. Das scheint Stauffer evident, da in Caesars Passion die „östlichen Formen und Formeln der Kaisermetaphysik“ überwiegen [ebd. 137, Anm. 35]. Von daher könnte der zweite, orientalischere Teil der *Commentarien* literarisch auch älter sein als der formvollendeter latinisierte (jüngere) *Bellum gallicum!*

2. Caesar würde seine Schalmaneser-Karriere wie David beenden, weil auch der frühsemitische *Dudu* nach 21 Jahren starb. In diesem Fall wären die Annalen Schalmanesers III. ab dem 21. Jahr durch die Thronfolgerin Sammuramat (= A. Salome = Schalmaneser V. = Kleopatra?) fortgeführt worden.

3. Auf Grund der Amarnabezüge starb der Märtyrer Caesar vielmehr den Tod des *Amenophis III.* (Nachas), so dass Echnaton (Chanun) oder Hasael zum Vatermörder Brutus aufrücken und *Octavian* die Rolle des Chattuschili-David zufallen würden, der mit Schwester Oktavia (Caesars Pudu Chepa/Bat Sheba) pünktlich den Friedensvertrag mit Antonius (= Ramses II. Hadadeser!) besiegelt! Jedenfalls wurde die „salomonische“ Friedensära nach Brindisi zur Grundlage der 4. Ekloge Vergils:

„Kind und *Liebling* (= Adonis/Thot, Jedidia, Duduchalya) der Götter,
du Jupiters herrlicher Nachwuchs.

Sieh, *es wanket und schwankt*

des Weltalls schweres Gewölbe [vgl. Psalm 16,8; 2.Sam 22,8; Jes 24,4]

Länder und Räume des Meeres

ringsum und die Tiefen des Himmels (bzw. Abgründe des Meeres).

Sieh, wie sich alles freut

des kommenden Weltzeitalters“ [nach Stauffer 24f; Kursives u. Klammern PW].

Dies alles lasse ich vorläufig auf sich beruhen. Keine dieser Variationen wäre nämlich geeignet, die historische Originalität des Caesar in Gallia zu retten. Mit keiner könnte bewiesen werden, was Carotta inbrünstig zu beweisen sucht, dass der christusähnliche Bürgerkriegs-Caesar (seit Pharsalos), ergänzt durch die Kindheitsgeschichte Octavians (!), zum Jesus nicht nur des Markusevangeliums, sondern aller frühchristlichen Gottessohn-Mythen geworden sei, außerdem zum Urheber des ägypto-arabischen Monotheismus (Islam) und Buddhismus. Der himmlische Divus Caesar habe Züge eines (jüdisch) bildlosen oder *alterslosen Gottes* (Adonis) angenommen, „so dass er auf den Münzen des Antonius die Gesichtszüge des Antonius übernahm, auf jenen Octavians jene Octavians“ (bei Caligula natürlich diejenigen Caligulas) oder „nur im Bart der beiden Trauernden zu orten“ wäre [s. Ausblicke: Carotta 370-374.373]. Durch solche „Ausblicke“ bringt Carotta auch seine triftigeren Beobachtungen um jeden Kredit.

Entscheidend fällt zugunsten dieser Synchronie ins Gewicht, dass die Commentarien des *Bellum gallicum* und *Bellum civile* kaum vom selben Autor stammen und wir also nicht wissen, ob Vercingetorix bis zum Tod beim Triumph Caesars in Roma in Geiselnhaft blieb (13. oder 26. Jahr?) oder freikam (wie Antiochus [1.Makk. 1,10]) und als Tiglatpileser die letzten Truppen aufbot. Diese Zeitlücke entspricht verblüffend der *Amarnaperiode*, die ja auch aus dem Leben der Rivalen (wie Haremhab oder Ramses II.) ausgetilgt wurde. Caesar segelt nur wenige Monate nach Elephantine oder Luxor, würden wir Amarna voll mitzählen, kommen wir doch auf die 40+28 Jahre der Mescha-Stele. Zuletzt muss auch Caesar gegen Scipio (Skepa) antreten, wie Chattuschili-David gegen *Scheba* (Sibi/Sobach). Wenn der stolze Caton sich im lybischen **Utica** (= *Achet-Aton* der 25. Dynastie?) selber den Tod gibt, dann nur, weil er die *Gnade des Pontifex Caesar* (Dudu-David) als das größere Übel empfand.

II. Was hat dies nun alles zu bedeuten ?

Damit kommen wir zum Thema des Vortrages. Wenn meine Zeittafel stimmt, hat die julianisch-christliche Zeitrechnung ihren Begründer verloren, der in der Existenz des Caesar in **Roma** bestünde. Auch die Annahme, er sei der echte Jesus CHRISTOS (arCHieReus megISTOS) [s. Carotta 31], ist in die „blühenden Landschaften“ der römisch-deutschen Einheitskanzler zu verbannen.⁶ Der venusverehrende CAESAR wäre nun umge-

kehrt in die Gefolgschaft des Samuel von Rama zu verbringen, des assyrischen *Schamschi-El*, der in Till Barsipp eine Inschrift des *Bar-Gaja von Katak* hinterließ („Sohn der Gaja von Katpatuka“) [s. Pettinato 246. 252f]. Die Tochter und Gattin „Julia“ von Gajus und Pompejus würde so zur *Abi-Gajil* von Karmel (Gjulia), die die Gattin des Kemoschiten (Kambyses) war. Caesar müsste der Auftraggeber der Mescha-Stele sein, als Roma noch kaum – oder nur als Filiale des *Bet-Omri* bestand. Selbst die androgyne Seite des Schalma David, der Jonathan mehr als die Frauen liebte [2.Sam 1,26], ist ja beim Heiratspolitiker und Liebhaber Caesar berüchtigt, der „aller Frauen Mann und jeden Mannes Frau“ gewesen sei [Durant 4,190].

Aber dieser Fangschuss kann leicht nach hinten losgehen, indem die Juden vollends ihrer Geschichte beraubt werden. Das „große Triumvirat“ von Saul, David und Salomo erschiene den Fomenko-Jüngern nur als Plagiat des römischen Kolonialismus bzw. als Abbild der Triumvirate von Pompejus (Diokletian) und des J.-C. Augustus Konstantin, deren „Papst“ in Avignon säße [s. Fomenko 127f.267]. Der penible Zustand der biblischen Archäologie im Lande Israel unterstützt solche radikalen Fälschungszweifel, indem die Mescha-Stele keine gute Presse hat und David nur einen „Papierstaat“ regiert habe, der keine Inschriften, Münzen und Bauten hinterließ. Anders Herodes, Pilatus und die römischen Kolonien im Osten: Sie gelten als die sichersten Tatsachen der Evangelien und der Antike überhaupt, so dass die Konsequenzen ungeheuerlich bedrohlich erscheinen. Es fragt sich nur noch, für wen.

III. Was archäologisch zutrifft: Hasmonäermünzen und Qumran

Der stärkste Einwand, der gegen eine identifizierende Hypothese (Caesar = Mescha) eingebracht werden könnte, ist das Alte Testament, sofern es schon vorlag. Dann kommt Caesar nur als „zweiter David“, als ein post-biblischer Imitator in Betracht. Andererseits weisen hasmonäische Bronzemünzen, die in die Zeit Qumrans und Caesars gesetzt werden, noch die *althebräischen* Buchstaben der Mescha-Stele auf, die wir auch aus der Siloah-Inschrift Hiskias kennen (s. Abbildungen). Das gehörnte Alef (א, A) lässt noch gut den hieroglyphischen Stierkopf aus dem sinaitischen Bronzekanaan erkennen und Chet (ח, H) wird phönizisch wie eine quadratische 8 und ein frühgriechisches Eta (Linear-B) geschrieben [MÜNZEN Nr. 21; Münzen CB 1012 Abb. 552], was man ab -600/500 datiert [Alphabet CB 57, Tabellen 50.52; Abb. 60].⁷



Die Pilatus-Inschrift von Caesarea [Stauffer 1966, 126] / Silberdenar des Julius Caesar (-44): Porträt mit Caesars Stern und Venus victrix, seiner Ahnin / Silberdenar des Brutus (-43/42): Porträt mit Backenbart [MUENZEN Nr. 43, 44]

Alexander Jannäus tritt als *Jechonathan ham'mäläk* auf (Jehu-Nathan, der König) und griechisch als BASILEOS ALEXANDROU [MUENZEN Nr. 20], was ein König des seevölkischen ALAKSAND[R]JU (Achis) sein kann. Von A. Salome blieb keine Münze erhalten, ihr wird nur die Bronzeprägung eines Joh. Hyrkan zugeschrieben, die ein auffallendes A mit gewinkelttem Querbalken trägt (der seevölkischen Achi-Noam Davids?). Die Aufschrift *Jehochanun, der Groß-Priester und die Genossenschaft der Juden (chäbär-haj-je-chudim)* [MUENZEN Nr. 21; CB 1012] lässt auf Jehu(-Chanun) als Pontifex der *Amarna-Chabiri schließen*.⁸ Auch an den Propheten *Chananja* (griech. Ananias/Onias) ist zu denken, der gegen Jeremia auftritt [Jer 28]. Die Vorstellung, dass die Hasmonäer das alte Davidsreich erst nach 800 Jahren restaurieren und mit Alexander-Münzen ausstatten, lässt sich so nicht begründen. Das wäre an sich Wasser auf die Mühlen Erich Brommes, der David nach Alexander ansetzt und Qumran als eine persisch jüdische Militärkolonie ansieht [Müller 2000]. Ihn habe ich nur darum als Antisemiten gescholten [ZS 3/97 Anm. 13], weil er die jüdische Ethik und den „gefälschten“ Glauben an Gott-ADONAJ (Kyrios = Koresch/Cyrus?) zu gemeinem Hass und Kampf gegen „Rom“ verdampfen lässt. Hier ist zunächst Entwarnung angebracht.

Rein chimärenhafte Dynasten – wie der legendäre Friedrich Barbarossa („Schalmaneser Rotbart“) – pflegen sich nicht eigenhändig im schwarzen Basalt der Mescha-Stele einzumeißeln. Die antijüdischen Bibelfälschungstheorien, die seit Morosov oder Kammeier verfochten werden, gehen schlicht an der Tatsache vorbei, dass ja auch die Amarnatafeln, das sogenannte Hethiterreich und die Apologie Chattuschilis erst um 1900 ausgegraben wurden und den Fälschern in der Renaissance also unbekannt waren. Griechische Quellen sind zuhauf vernichtet worden, es blieben im Westen nur *italische* Bibelpergamente (Itala, Vulgata) der Spätantike erhalten. Wer diese für die ersten besten Abschriften hielte, die man apologetisch ins Griechische und Gotische (= Skythische) übersetzt habe [s. Topper], müsste erst noch erklären, warum die im 19. Jh. entdeckten großen hebräischen Kodices (wie Sinaiticus, Vaticanus) weit besser den Frühtext der *Qumranrollen* bewahren.

Das 19./20. Jh. war vom indogermanischen Hyksos=Arier-Mythus besessen, der die Phantasien von den „Dreiviertel-Ariern“ David und Jesus ben Panthera produzierte und von *Markus* als dem ersten Evangelisten: was alles Albert Schweitzer widerlegte, da die thorajüdische Existenz Jesu (nach Matthäus) unmöglich bezweifelt werden könne (trotz vieler

kritischer Exegeten, die Schweitzer nie gelesen haben [s. Schweitzer 1912]). Woher sollte sonst das Bedürfnis nach einem *hebräischen* Urtext stammen? Woher überhaupt das Verlangen, das christliche Abendland nach David, Caesar und Jesus zu datieren? Bei dieser „Großen Fälschungsaktion“ hätte man die Mescha-Inschrift so stümperhaft zusammengeklebert, dass sie für kein missionarisches Interesse jemals tauglich wurde und nie als die fehlende hebräische Inschrift Davids erkannt worden ist.⁹

Noch viel weniger zu erklären wäre eine Fälschung der Qumran-Rollen, die allen Experten schwer auf dem Magen liegen, weil Caesar und die Römer (ρωμαιοι) darin nie vorkommen oder nur als feindliche **Kittim** (kittun; kitia/katja; „Catonen“ aus Katania?), die genauso die *Truppen Alexanders* bezeichnet haben [Dan 11,30; 1. Makk 1,1; Eisenman/Wise 46. 126.278]. Im „ältesten“ Habakukpescher (1QpHab) gelten sie noch als *Kaschdim* (d.h. Kassiten, chaldäische Chassiden = Hasmonäer) [Krupp 1993, 100]. Welche Blamage!

Der chimärenhafte gallische Caesar hat also niemals die Mescha-Stele verfasst (es sei denn in der Person des Meschia David). Meine Ausgangsfrage ist von daher rein gymnastisch gemeint, um nach überzeugenderen Bindegliedern der römisch-jüdischen und altmesopotamischen Geschichte zu fragen. Velikovsky war ja nie zimperlich, wenn es darum ging, 800 Jahre der *ägyptischen* Chronologie zu tilgen und Ramses III. und die mit Eisenschwert und *pilum* bewaffneten seevölkischen Philister (pereset, pelistim) ins -4. Jh. umzusiedeln,¹⁰ wo Esra die Bücher Mose kompiliert. Einwände hätte er haben können, weil die Amarnatafeln ein reines Bibelhebräisch, noch kein Latein verbürgen und weil erst das Etruskische zu den acht Sprachen der Hethiter gehört habe, das durch ein Volk „aus Italien nach Kleinasien kam“ [Velikovsky 108f]. Das ergäbe nur einen trojanischen Mythentransfer aus der Zeit Jesaias und Homers, da auch Caesar sich als Nachfahre des Aeneas verstand.

Velikovsky stellte seine Amalekiter-David-Theorie (-10. Jh.) noch vor Bekanntwerden den Qumranfunden auf. Dort überwiegt aber „das klassische Hebräisch“ der ersten Jesaia-Rolle, es blieben keine aramäischen Schriften aus der Perserära erhalten, nur Spuren aus der griechischen Septuaginta und Fragmente in „althebräischer Schrift“, die „aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert stammen oder noch älter sind“ [Krupp 1993, 37.137]. Als hätten die erkonservativen Thora-Essener das aramäische Judentum austilgen wollen. Oder als hätten die Spätachämeniden

noch gar nicht regiert ! Jannäus gilt als der Verfolger des Gründers von Qumran. Darum konnte auch niemand erklären, warum eine *Lobrede auf Jonathan* (Jannäus) und eine Rätselgestalt *Schelamsion* (Salome? Schalmaneser V., Caesarion?) hier vorkommen, nie aber Julius Caesar als welthistorische ‚dramatis persona‘ im Kampf gegen Pompejus und Scaurus. Das Cognomen Caesar habe als der Titel „für den herrschenden Herodier“ gedient und Gajus sei nur der Vorname des Caligula (Kleine Stiefel), wenn wir der Qumran-Esoterikerin Barbara Thiering folgen können [Thiering 502f]; so dass nur Herodes als „Caesar“ übrig bliebe (wie Fomenko meint). Aber dieser Sohn Antipaters und der zypro-nabatäischen *Kypros* war ein Schlächter, der das ganze Haus Schalmas von Bethlehem ausmordet (wie Hasael), was man weder David noch Caesar so anlasten kann [s. Mt 2].¹¹ Die Schuhnummern Schalmases konnte ich nicht eruieren. Aber nach Thiering [Anhang I, Chronologie, 238f] hätten antiherodianische Essenergruppen die „40 Jahre“ des Herodes aus dem Weltenkalender getilgt, um sie durch die „Null-Generation“ des wahren David-Spross (Nezer, Nazoräus) zu ersetzen, was die lukanisch-christliche Geburt Jesu unter Quirinus erschöpfend erklären würde (jetzt im Weltenjahr 3940 der henochischen Schöpfungsära Qumrans).¹²

Die Welt Qumrans und der feindlichen Kittim (Katja = Catonen?)

- | | | |
|------|--|-----------------|
| I. | Gründung unter Jannäus ab Geburt Caesaris (-100)→ Habakukpescher | |
| II. | Römische Besetzung durch Pompejus (64-31) | → Kriegsrolle |
| | - Erdbeben (Kataklysmus) -31/30 - | ← Jesaja 24-27 |
| III. | Herodianischer Tempel (ca. -21/+21 bis 70) | → Tempelrolle |
| IV. | Römisches Palästina (ab -135) | → Lukas-Pescher |

Wann genau die Niederlassung den Römern *eine Zeit lang als Festung* diente, blieb umstritten (nach 70?) [s. Qumran CB 1182]. Als die bedeutendste *stratigrafische* Zäsur wird die Schlacht von Actium angenommen, wo der Westen mit Octavian über den Osten siegte und ein großes *Erdbeben* die Qumransiedlung zerstört habe [vgl. *Jüd. Altert.* XV. 5.2], so dass ihre Bibliothek in hasmonäische Frühschriften und „antirömische“ Spätschriften zu unterteilen wäre. Hier wären auch die Bücher Samuel umredigiert und auf historische Persönlichkeiten gedeutet worden. Solche Korrekturen lassen sich genauso im Buch Genesis feststellen, wo nun Henoch 365 Juliani-

sche“ Sonnenjahre lebt [aram. Henoch = 1.Mose 5,23]. Mit andern Worten sind die Essener nicht an der grauen Vorzeit der Götterwelt des Bet DWD interessiert; die konspirative Deutung (pescher) dient einzig zur Bestimmung der messianischen Ankunftszeit (kairos) des SCHALOM-SAR aus dem GALIL der Heiden, der als gerechter Richter sich heute auf den Stuhl des David setzt (AL-KISSE-DWD; von assyr. *kussu-dajanuti*, des Richters oder Schalmaneser von Dan/Adana) [Jes 8,23; 9,5f; Gesenius]. Der CAESAR ist hebräisch also nicht nur ein *Verschwörer* wie der Meschia David oder Ahitofel (von *gazaru*, QSR = wiederherstellen, sich verschwören [1.Sam 22,8.13; 2.Sam 15,12.31!]), sondern genauso derjenige, der für Recht sorgt und sich auf den Stuhl des gerechten „Zaren“ setzt: so wie Chattuschili auf den Stuhl des *Mannes von Kussar* (Kis-Sar), von woher das jüdische *koscher* (rechts, rein) kommt. So saß denn auch Pilatus in **Caesarea = Kesarje (QSRj)** zu Gericht (wenn nicht in „Stratons Turm“, s. unten). Im Widerstand wurden die Aeonen auch vor- oder rückwärts verschoben und bessere Deutungen in den Bibeltext eingeschoben. Auch so bleibt der Verdacht, dass unser Caesar nur als der SA.GAZ-Meschia, Schalma- und Chatti-Sar David – oder sonst rein gar nicht bekannt war.

Von seiner adligen Beamtenkarriere (in Hispania) können wir genauso absehen, wie vom Sänger David am Hofe Sauls, der als Hirtenknaube Löwen erwürgte, bevor er eigenhändig den Riesen Goliath (Gaul, den Gallier?) erschlug. Caesar entstammte (auch) einer verarmten Familie aus dem Ritteradel der *gens Julia*, die schon ab Mitte des -3. Jhs. das Cognomen *Caesar* kannte. Von daher sei dieser Titel nicht etwa seinen blaugrauen Augen (oculis caesiis), italischen Elephanten (caesa) des Hannibal oder Barbarossa oder einem *Kaiserschnitt* (ab caeso matris uterus) zu verdanken [Kl. Pauly 1,996f] ! Und es bleibt ein Rätsel, warum noch niemand ihn mit Davids Kretern und Plethern, mit den MAR-JANNU des Jonathan, mit *Abi-Gajil* (Gjulia) und Schalmaneser aus Till Barsipp in Zusammenhang brachte.

In der Kriegsrolle Qumrans (1QM) verbündeten sich Moab, Ammon, Edom (bzw. Idumäa und römisch besetztes Judäa) mit den Abteilungen der *Kittäer von Assur* und *Kittäer in Ägypten* gegen Jehuda, das Haus Davids (Scham'al-Ja'udi) [1QM 1,1-3; Krupp 1993, 68]. Das passt optimal zu Chanun von Ammon („Caton“) und Hadadeser von Aram-Zoba („Pompejus“), die verbündete Truppen aus Aram-Naharin (Assur) zu Hilfe rufen [2.Sam 10,16] (im 23. Jahr Schalmanesers). Ich bestreite also nicht pauschal, dass es römische Besetzer (bzw. Philister, Karthager, italische Omriden)

in Judäa gab. „Edom“ (bzw. Nabatäa) wird von den Rabbinen oft synonym für Roma (bzw. Karthago) gebraucht. Nur, wer sagt uns, dass sie schon die Römer unserer Schulbücher waren? Darum *ersetze ich das klassische Rom der ersten Caesaren durch die Welt Amarnas und Qumrans, wo Schalmaneser (Schalma, die Viper des Nahas) als der kommende „Friedefürst“ und QSR Jerusalems erscheint* [Jes 14/15]. Es bleibt die Frage, ob dies stratigrafisch durchhaltbar sei.

IV. Was der ntl. Münzexperte Ethelbert Stauffer über Pilatus wusste

Als Testfall bietet sich **Caesarea maritima** (Kesarie) an, die moderne Hafenstadt *Sebastos*, die Herodes zu Ehren des Augustus erbaut habe [Magall 202]. Erst Vespasian machte sie zum römischen Hauptquartier (Colonia primo Flavia Augusta Caesariensis). Erst die zahlreichen Bronzemünzen der Zeit des Constantius II. (in Stratum IV der Synagoge) tragen vereinzelt das Abbild Caesars [EAEHL 277f] ! Die erhaltene Kreuzfahrerstadt will ich gerne den Experten für phönizisch-venezianische Seefahrt überlassen, nur die Inschrift des Pilatus ist für uns interessant, auf einem Stein, der später als Treppe des römischen Theaters diente (s.S. 594). Pilatus tritt überraschend als *Gardepräfekt* auf, nicht als der römische Landpfleger Judäas (procurator, epitropos, hegemon) wie bei Martin Luther, Josefus, Tacitus und in den allermeisten Lukas-Handschriften [Lk 3,1] (Marcion überlieferte nur, dass Jesus unter „Kaisar Tiberius bis in die Zeit des Pilatus“ lebte).

Der entzifferte Wortlaut TIBERIEUM - PONTIUS PILATUS PRAEFECTUS JUDAEAE kann somit keine christliche Fälschung sein [Stauffer 1966, 126]. Der vergessene ntl. Münzexperte Ethelbert Stauffer sah darin einen unumstößlichen Beweis, dass der feige Pilatus der Evangelien real existierte: als zuerst äußerst brutale, dann völlig schutzlose Kreatur des im Jahr 31 gestürzten Prätorianergardisten *Sejanus* in Rom, jenes Freundes des Antisemiten Apion, der während der Emigration des Tiberius die ökumenische Ausrottung der Juden befahl [vgl. Tacitus *Ann.* V.6-8]. Pilatus kann darum im Prozess Jesu durch Kaiphas erpresst werden: *Wenn du diesen freilässt, bist du nicht [mehr der] Freund des Kaisar* (φίλος του Καίσαρος = amicus Caesaris) [Joh 19,12]. Aber welchen Kaisaros Freund war denn Pilatus?

Von den Frommen Qumrans müsste dieser Vorgang auf alle Fälle sehr aufmerksam registriert und mit Sturz des *Agagiter Haman in Susa* verglichen worden sein. Aber nun fehlt ausgerechnet das Buch Esther in

Qumran.¹³ Stauffer kann seine mehrfache Verwunderung nicht verbergen, dass nämlich 1. ein TIBERIEUM nur der Kultbau einer orientalischen Gottheit sein kann, dass 2. Pilatus der einzige uns bekannte römische Beamte wäre, der den lebenden Caesar als Gott verehren würde, was aber 3. der aufgeklärte Tiberius in Roma gar nie sein wollte und was 4. nur seine *asiatischen* Silberdenare nahelegen, das sind griech. und aram. Dariken, die zudem 5. bis nach „Persien und Indien“ eifrig „nachgeprägt“ wurden (wo Tiberius nie regierte).

Sie zeigen, wie bei den Dariken Davids und *Mardochoais* zu vermuten, auf der Rückseite die *Himmelskönigin Esther* (Ischtar-Venus, Julia Augusta) auf dem Götterthron sitzend und auf der Vorderseite den olympisch nackten TIBERIOS KAISAR THEOU SEBASTOU HYOS SEBASTOS, was hieße: den anzubetenden Sohn der anzubetenden (erlauchten, geliebten) Gottheit [s. Stauffer 107f.113f.134ff; 1.Chr 29,7; 1.Makk 15,6], oder aramäisch [DAIVERIOS XERXES] AHASVEROS oder ähnlich [Esth 1,1]. Auf Grund dieses metallischen Befundes ist es also nicht mehr sonnenklar, dass der nach Capri emigrierte (oder verbannte?) Claudier Tiberius der Enkel und Prinz Octavians in Roma am Tiber war und er seine wenigen „echten“ Tiberius-Münzen in der gallischen Staatsbank von Lyon schlagen ließ, wogegen nur in Asien, Persien und Indien lauter Falschmünzer saßen. Hier ist der Wunsch der Vater des Gedankens (nämlich der ersten römischen „Welteinheitswährung“), wie bei vielen nun rapide verschlechterten Münzen, die Cassius Dio mit römischen Caesaren ausstattet. Es bestehen Zweifel nicht an der geschichtlichen Existenz des Pilatus, des latinischen *Telepinu* oder *Baalattu* (PLT = TLP) von Pontus (dem Salzmeer), nicht an Haman oder *Janhammu* der Amarnabriefe (alias Sejanus oder Wesir aus Siana/ Tyana = Zion in Kilikien), bzw. des *Knechtes Chimham* (Menachem) von Barsillai und David; nur daran, dass sie schon die herrischen Beamten des gallisch-römischen Kaiserreiches waren (quot erat demonstrandum).

Stauffer hat solche Zweifel unterdrückt. Als christlicher Theologe der Nazizeit und der Bonner Republik überwältigte ihn die „Versöhnungspolitik“ des milden Bürgerkriegs-Caesar [s. 1966, 34-55], der schon vor Ankunft Jesu die abergläubische Antike mit dem Christentum verschmolz, den römisch-israelitischen Mondkalender durch ein essenisch-julianisches Sonnenjahr ersetzte, den Juden die Sabbat-, Kult- und Bürgerfreiheiten gewährte und – nach dem Vorbild Moses, Solons und der Gracchen diktatorisch alle nur wünschbaren antikapitalistischen Sozialreformen in einem

Zug durchsetzte (der Entschuldung, Zins- und Eigentumsbegrenzung Nehemias) [s. Durant 4,214-217], wovon in Qumran – niemand weiß. Hingegen müsste der Völkerapostel Paulus das Martyrium Caesars gekannt haben, zumal dieser konvertierte Qumranjude den Römern gerne die Habakukrolle zitiert [Röm 1,17; s. Flusser]. Von ihm wäre dringlich zu erwarten, dass er (auch) die Feindesliebe dieses J.-C. gegen den fliehenden Jüngling *M. Junius Brutus* (Markus Johannes [Mk 14,51f]) loben würde! Der „tote Caesar machte den Feinden schlimmer zu schaffen als der lebende“, sollten wir meinen [Stauffer 43]. Aber nichts davon ist wahr.

V. Exkurs: War denn Caesar Jesus - oder Jesus Caesar ?

Zunächst müssen wir Carottas Fragestellung korrigieren: Caesar ist vorerst nur ein Titel oder eine Münzaufschrift, zu der wir eine passende Person (in Gallien) suchen können; Jesus war eine solche menschliche Person in Galiläa, die später zum himmlischen Imperator erhoben wurde. Der edle Caesar kommt mir je länger je mehr wie ein Fremdkörper im römischen Heidentum vor, aber er starb nie den verruchten Kreuzestod der Sklaven. Der, ach so marcionistisch verfälschte Paulus andererseits kennt keinen Bilderdienst des J.-C. (oder nur als Gatten der großen Diana oder Demeter von Ephesus); er lebt noch tief in der Welt Galatiens, Mazedoniens und Achajas – oder Romas als Hure Babylons –, eines Fürsten *Lysianas* (Lysias) in Abilene (Edessa) und des Statthalters des *Aretas* (IV.?) in Damaskus [Lk 3,2; 2.Kor 11, 32]. Er berichtet rein gar nichts von Herodes und Pilatus; selbst Nazareth ist ihm unbekannt, weshalb Lukas ihn zu Recht mit der essenischen *Nazoräer-Sekte* verbindet, deren David-Spross (Nazoräus) gekreuzigt wurde [Apg 9; 26,9; ähnl. Sacharia 6,11f; Mt 2,23; Joh 19,19].

Paulus betont – genau wie eine *Baraita* der Rabbinen (d.i. eine aus der alten Mischna ausgeschiedene Väterlehre) im Traktat Sanhedrin –, dass Jesus nach jüdischem Recht und Gesetz verurteilt und verflucht wurde [Gal 3,13]. Aber „alle Erzählungen“ über *Jeschu-ha-Nozri* im Talmud demonstrieren, dass er schon unter Jannäus (und Balas!) gepfählt worden sei, jedenfalls „200 Jahre“ vor der Zerstörung des 2. Tempels, ohne dass die Römer eine Rolle spielen [Krupp 1995, 181.185].

Es besteht kein Grund, den alten Bibeltext anzuzweifeln, der sich wie ein christlich überschriebener Palimpsest lesen lässt. Die Spät Römer waren vermutlich vital an einer heidnischen Anti-Christus-Satire (der Ese-

leien des „Asinius Pollio“) interessiert. Aber das christliche Abendland benötigt noch entsetzliche Jahrhunderte der Barbarei, um am gallischen Caesar Gefallen zu finden, der den Bürgerkrieg entfesselte, nur weil er „die Macht des Pompejus nicht ertrug“, wogegen Cato der Tugend Christi „weit näher gekommen“ sei [Augustin, *Gottesstaat*, III.30; V.12]. Der athanasische Zwingli, der Renaissance-begeisterte, mit Bibel und Schwert bewaffnete Zürcher Reformator, hat die „Catonen und Scipionen“ (und Ludowig, den Frommen), nie aber Caesar unter die „seligen Heiden“ eingereiht [*Expositio fidei* 1531].

Stauffer legte Wert auf seine Entdeckung, dass der Gerechtigkeitslehrer Qumrans, der zweite Mose (*more-ha-zedek*) schon als *Jeschu ben Jo' eser* (-162†) unter Menelaos (Menachem) oder doch Alkimus (Eljakim/Jojakim) gekreuzigt wurde [Stauffer 1957, 128-132], 200 Jahre bevor Jesus in Nazareth auftrat. Der aramäische Jüdische Krieg des Josefus lässt sich nicht mehr im Original gegenprüfen, nur eine späte slawische Übersetzung und die *Jüdischen Altertümer* enthalten das (arianische) *Testimonium Flavianum* vom göttlich weisen Mann Jesus und Pilatus, das aus der Zeit Trajans stammen sollte [s. Theissen/Merz § 3]. Philo von Alexandria führt bei Caligula Klage gegen Pilatus, ohne den Prozess Jesu zu erwähnen.

Als einziger unabhängiger paganer Zeitzeuge meditierte der syrische Stoiker *Mara bar Sarapion* (73†) im Gefängnis über die Hinrichtungen von Sokrates, Pythagoras und des „weisen Königs der Juden“, der neue Gesetze gab: Die Athener büßten mit Hunger und Pest, die Samier wurden vom Sand verschüttet, die Juden aber „umgebracht und aus ihrem Reich vertrieben“, sie „leben allenthalben in der Zerstreuung“ [ebd, 84]. Sarapion kannte vielleicht den originalen Paulus [1. Thess 2,15], doch blickt er frappant auf den Gesetzgeber Joschia (Josua) und in die Zerstreuung des Babylonischen Exils zurück.¹⁴

Wellhausen trug zahllose Belege gegen die Autorität des Josefus Flavius zusammen, darunter

„eine Mordgeschichte, die sich während der Regierung des Artaxerxes (III. Ochus) im Tempel zugetragen haben soll: Bagozes (Bagoas, der unter Ochus einen Aufstand in Syrien niederwarf) hatte die Absicht an Stelle des regierenden Hohepriesters Johannes [Hyrkan] dessen Bruder Jesus [griech. Jason] zu setzen; der darüber entstandene Wortwechsel der Brüder im Tempel endet damit, dass Johannes [Onias/Hannas mit Kajphas?] den Josua tötet,“

weshalb Bagozes in den Tempel eindrang und die Juden 7 Jahre (makk.: 3½ J.) verfolgte. Auch von Caligula wird ähnliches berichtet (um 37-41):

„Ebenso gut könnte man auch an den in den Papyri erwähnten Bagoas denken, der unter Darius Nothus (bzw. Darius II. Ochus = Sennacherib [s. Heinson 1996]) Landpfleger in Jerusalem und gleichzeitig mit einem Hohepriester Johannes war. Auch dies sei nur eine der losen Anekdoten zweifelhafter Herkunft, mit denen Josefus die Lücke zwischen Nehemia und den Makkabäern auszufüllen sucht“ [Wellhausen 178; eckige Klammern PW].

Wie oft soll man es der Weltgeschichte erlauben, sich zu wiederholen? Wenn die Chaldäer- und Alexanderära parallel geschaltet werden müssen, liegen hier nicht lauter lose Anekdoten vor. Sie würden auf denselben „historischen Jesus“ (Jescha-jahu, aram. Jeschu), den gepfälten Davidsohn verweisen. Ihn sah Lukas kaum zufällig als Erbsohn des Baumeisters *Josef* aus dem Geschlecht Jannais, Nathans und Schalmas an [Lk 1,23-33] (bzw. Josafats [Mt 1,8]), der von der *Jungfrau Maria* geboren war (*parthenos* Miriam, Mariamne aus parthischem Hause?). Sie würde Davids verödeter Schwiegertochter *Thamar* gleichen (Thamaria, Sammuramat, Meritaton = Miriam), deren Sohn einen sich verleugnenden Vater hatte und einen tiefen „Riss“ im Stamm Juda verursachte [wie satirisch 1. Mose 38]. Der Jesus der Rabbinen hatte nur *fünf Schüler*, die teilweise den Makkabäern gleichen: *Mattai* (Matthäus), *Nakai* (Nikanor, Nikodemus), *Nezer* (hier: Eleasar/Lazarus!), *Buni* (Benoni = Benjamin) und *Toda* (Simon Thassis, Thaddäus) [vgl. Krupp 1995, 187; 1. Makk 2,2].

Verdächtig sind Andreas und sein Bruder Simon Petrus im Triumvirat mit den zwei *Donnersöhnen* Johannes und Jakobus, die Herodes ermorden lässt; sie kommen aus dem adligen Hause der „Mutter der Söhne des Zebedäus“ (Zabibe oder Salome), wie Hyrkan II. und Aristobul. Laut Josefus kam Herodes nur durch den Hochverrat der Dioskuren *Sammeas und Pollio* an die Macht (rabb.: Schammai und der Pharisäer Hillel! [s. Eisenman 85f]). Auch in Qumran begegnen uns der Frevelpriester und ein Lügenprophet (wie Kajaphas und Saulus) [Joh 11,49f; Apg 9,1f], die den Tempel Gottes den Heiden preisgeben [Offb 11, 3-14]. Aber sie kehren – oh Wunder – als reumütiger *Simon Kephas* und bekehrter *Paulus* aus Samaria oder Nabatäa zurück, so dass wir vor vielen Rätseln des Neuen Testaments stehen. Dass dennoch Paulus die Liebesethik des Nazoräers und Hillels vertritt (gegen Simon Magus und Asinius Pollio), lässt sich nicht gut leugnen. Und das Evangelium Jesu wird durch ein bisschen Wahrheitsliebe niemals Schaden leiden! Eher ist zu fragen, ob nicht die Iden des März des Julius Caesar dem Gajus Caligula entliehen seien (dem

Adonis, der am Größenwahn des Caesar starb) und durch einige typische Züge der *Passion Jesu* am 14. oder 15. Nisan nachgebessert wurden.

VI. Der stratigrafische Härtetest: Caesarea und „Stratons Turm“

Caesarea (Kesarje, Qisari) ist ein typisches Beispiel einer griechisch-römischen Kolonie südlich des Karmels an der Küste Samarias, die keine Stratigrafie der altisraelitischen Eisenzeit aufweist und erst in der Nabatäerzeit bewohnt ist, wo sie **Stratons Turm** (*abd-astart*) heißt und eine jüdische Minderheit (von Migdal Sharshon) aufweist [s. Caesarea CB 384; Nabatäer CB 1028; EAEHL 270f]. Dieses „Magdala“ liegt in der *Sarons-Ebene* Salomos; wo ein phönizischer Hafen vermutet wird, der womöglich in den Besitz des *Abdi-Asirta* (Benhadad, Aretas) von Damaskus gelangte. Mescha siedelt Leute aus *Saron* um und erobert **Attarot** (Astarot).¹⁵ Für David wird es eng, weil die Mescha-Stele auch seinen Raubzug nach *Nebo* (Nob/ah) dokumentiert. Für Ramses II. (Hadadeser) fanden sich in *Mohhabu* (Moab, Makkabu) nicht die erhofften Spätbronzestraten und nur spärliche Ansiedlungen, die den nabatäischen oder makkabäisch-römischen Festungen vorangingen [Winzeler 2000].¹⁶ Da erst Jannäus Stratons Turm dem Davidsreich einverleiben kann, wiewohl schon die Sargoniden die aramäische Abkunft der *Nabatu* (Nebajoth) kannten, fehlen uns mindestens drei vorhellenistische Straten (im folgenden Schema). Die Straten Meschas, Nabatäas und Samarias liegen mit Stratons Turm also parallel.

Stratigrafie Caesareas (im Vergleich mit Samaria und Nabatäa)

Erwartete Stratenfolge	Befund in Caesarea (Stratons Turm)
1. Davidsreich [= Strata 6/7 ?]	Saronsebene mit dem phönizischen Hafen <i>abd-astart</i> (Amarnazeit)
2. Mescha und Schalmaneser	

3. Ahab oder Jerobeam II. ?	fehlende israelitische Eisenzeit II
4. spätassyrische Eisenzeit Samarias	fehlende Exilszeit, Eisenzeit III
5. Skythen-, Meder- und Perserzeit	- allgem. inexistent - [tentat. MB/SB II]

6. hellenistisches Judentum	I. <i>Stratons Turm</i> und <i>Nabatäerreich</i>
7. Röm. Eroberung (ab Pompejus -64)	II. Herodes d. G. - Pilatus - Vespasian
8. Frühchristlich-byzantin. Caesarea	III. Trajan u. IV. Spätrom (röm. Petra)
9. Arabische Eroberung	V. Byzanz und muslim. Nabatäer ?
10. Kreuzritterstadt (12.-14. Jh.)	Moderne Hafenstadt „Sebastos“ mit Venedig ?

Die Nabatäer importieren hellenistische Ware und entwickeln ihre eigentümliche hübsche Keramik erst in der aretäischen Hochblüte des -1. Jhs. [Wenning 28]; sie wird „flagrant“ im herodianischen Jerusalem imitiert (= „pseudo-nabatäisch“ in Caesarea II) [Villeneuve 50; EAEHL 277]. So duften die großen *Aretasse* bald mit den Armärerkönigen des Schalma David wie mit den bluts- und namensverwandten *Herodessen* der Kypros (Zeruja) austauschbar sein.¹⁷ Ihr Petra (Sela), das Amazia (Amasis) eroberte, weist eine arabisch-griechisch-römische *Mischkultur* auf, die nahtlos in den Islam übergeht. Caesarea wird durch Titus zur Hauptstadt des besetzten Palästina. Christen sind kaum vor dem 3./4.Jh. nachweisbar. Eusebius vertritt es als ein *arianisches* Geisteszentrum gegen das *athanasische* Alexandria und Roma – und das bleibt es bis in die Kreuzritterinvasion, wo erst der Mythos der westlichen Überlegenheit siegt.

VII. Was folgt daraus für Caesar und Jesus ?

1. Das julianisch-gregorianische Datum Caesars wankt, mit welchem das klassische Rom in die babylonisch-jüdische Geschichte eingehängt und auf eine kontinuierliche Zeitskala (nach Scaliger/Petavius) eingetragen wurde. Weil in Rom – wie in Babel – nur nach Consuln (Eponymen) gerechnet wird, ist eine astronomische Zeitskala inexistent und nur über jüdisch-arabische Weltzeitdatierungen erreichbar.
2. Nachdem Heribert Illig 300 Jahre des Karolingerreiches entfernte, müssten diese auf dem Gegenpol wohl auch in der Alexanderära entfallen [Illig 1999, 177-181], um den historischen Ululaju zu finden, der mit Mescha und David identisch wäre. So entfielen ein ganzer Osterzyklus von 532 Jahren (ab Jesus bis Konstantin?). Ob das ausreicht, vermag ich nicht zu entscheiden. Eine solche Zeitverschiebung muss jedenfalls viele chimärenhafte Herrscher hinterlassen. Es ist kaum vorstellbar, dass interpolierende Historiografen sich nur mit dem Stopfen dieses Schwarzen Loches beschäftigten, aber die übrigen Zeitalter unbehelligt blieben.
3. Der wichtigste Gegenpol bleiben die Qumranrollen. Sie weisen eine verblüffende Nähe zur Mescha-Stele und den Amarnatafeln auf. Als wäre der gepfälte Spross des Bet-DWD in Bethlehem in nächster Nähe des Wesirs Josef (Josafat) von Arimathäa und des Amarna-Barnabas (Bagoas, Burnaburiasch) zu suchen! Wenn nicht der geopferte Erstsohn Davids in Frage kommt: mit Bath-Sheba des Hethiters Uria (Salome und Hyrkan) [s.

Winzler 2000], dann der Sohn der *Maria* (Sammuramat, Marjamne), dessen wirklicher Vater unerkannt blieb. Als *jüngerer Cyrus* (Adad Nirari, Schemlamsion, Caesarion?) wäre er mit dem leidenden Gottesknecht *Jeschajahu* zu vergleichen, dessen Gnadenjahr Jesus in Nazareth ausrief [Jes 61,1f = Lk 4,18f]. Seine Flucht nach Zypern oder Ägypten wäre rabbinisch belegt. Seine rätselhaften Schifffahrten und galiläischen „Orte mitten im Meer“ – wie *Dalmanutha* (aram. „Zweifelshausen“ = Dalmatien?) [vgl. Bedenbender; Carotta] lassen noch viele Fragen offen.

4. Die herodotische (babylonisch-griechische) und klassische Antike ginge unmittelbar in die römische Spätantike über. Ihr Heros Julius Caesar (des Cassius Dio) entsteigt dem semitischen Rom der Königsmütter Julia Maesa und Soaemnia von Emesa (Bet Schemesch), das um 250 im *Gotensturm* (Skythensturm) untergeht, wo an die 30 Soldatenkaiser (Omris) sich ermorden, Persien die Oberhand gewinnt, Rom zu einem Dorf zerfällt und sich erst mit den Caesaren Konstantius, Konstantin, bzw. den Franken und Ottonen aus dem „achämenidischen“ System des Diokletian befreit [Durant 5,185-237]. So ist auch die Baugeschichte zu überdenken [Pfister].

5. Das Erste Kaiserreich erwies sich als eine Rückprojektion und Implantation aus der frühen Renaissance, die sich ein autonomes Weltreich der Caesaren erträumt. Sie knüpfte an reale Zeugnisse an. Die literarische Abhängigkeit von griechischen Autoren hat stets verwundert.

„Der Anblick und das Studium der römischen Ruinen und die wiederholten Ausgrabungen erzeugten in den Bildhauern Italiens einen leidenschaftlichen Nachahmungstrieb“ [Durant 7,351].

Statt von raffinierter Fälschung würde ich von einer *raumzeitlichen Verkipfung* des Davidsreiches ausgehen, in der historische Informationen erhalten blieben. Dazu sind an sich keine Erdachsverkipfungen nötig (wie zuvor in der Welt Qumrans), nur eine gesunde Prise Marxismus und ein geopolitisches Wirtschaftsinteresse, das den Juden das Wasser abgraben sollte.

6. Auch einen historischen Gallieneroberer mag es gegeben haben. Leichter ist das literarische Fälschungsmotiv zu finden. Julius Caesar wird als *Brückenbauer* benötigt zwischen heroischer Antike, Christentum und Renaissance und nimmt in Roma nun die selbe Stellung ein wie David in der hebräischen und Alexander in der griechischen Welt. Dieser

Caesar ist eine postbiblische Schöpfung. Vor allem habe er die „Ostlastigkeit des Römerreiches“ der Sulla und Pompejus erkannt und die bedrohliche „Orientalisierung“ Romas vereitelt, indem er zuerst den Westen (Hyspania und Gallia) befriedete [Hankel 85; Durant 4,21]. Erst das Pfund Sterling schuf ein vergleichbares Imperium der Welteinheitswährung [Durant 4, 216]. Nach Hankels Mitteilungen sind denn auch die deutsche Einheit und der Euro bedroht ohne den raschen Anschluss an das erste Weltwirtschaftswunder – des Ludwig Erhard der Antike! An diesem Nagel hängt die ganze Geschichtskonstruktion der zivilen Eigentumsgesellschaft, weshalb Caesar im dreigeteilten Gallia aufsteigen muss – nicht in Aram-Zoba, Aram-Damaskus und Aram-Naharin. Denn dass „Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, ... das ist Caesars Werk; und wenn die ganze Schöpfung seines großen Vorgängers im Osten von den Sturmfluten des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Caesars Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt ... haben“ [Th. Mommsen, zit. Durant 4,200].

7. Zweifel gegen dies erhabene Denkmal zu richten, erweckt tiefstes Unbehagen [Winzeler 1999a]. Wenn Karl, dem Fiktiven, die Krone vom Haupte fällt, entfallen ja nur einige dunkle Jahrhunderte indisch-allemanischer Gemeinwirtschaften, die kein Privateigentum kannten [s. Luxemburg], sowie des byzantinischen Staatssozialismus, dem niemand nachtrauert. Es wäre zu fragen, wann genau der Heinsohn-Niemitzsche „Rückfall“ vom römischen Privateigentum in den Feudalismus eigentlich stattfand. Fallen die helvetischen Bastionen des Julius Caesar bei Geneva, stehen nicht nur einige Keltenschanzen zur Disposition, es bricht auch die vorcalvinische Basis des Zürcher Paradeplatzes und die Legitimität der Neuzeit weg. Von daher ist doppelte Vorsicht angesagt. Ein jüdisch-sozialistisch konvertierter Caesar, der im Weltbürgerkrieg seine Todfeinde verschont, ist allemal besser als die Wiederkehr der nackten Barbarei. Auch die Dekonstrukteure sind nach ihren heimlichen oder unheimlichen Absichten gefragt: *καὶ σὺ τεκνον?* (auch Du?), wie Caesar – griechisch – seinen Brutus fragte.

Endnoten

- 1 Auch an (Nabu- oder Marduk-) *Balassu-iqbi* (= Belusate?) ist zu denken, der von Schalmaneser und Schamschi-Adad (bzw. „Demetrius“ I.-II.) geschlagen wird [vgl. Pettinato 191.203; Kl. Pauly 250; Zeller 114].
- 2 Crassus plündert den Tempel Jerusalems, um den Krieg gegen die *Parther* – das Haus Barsur der Parysatis – zu finanzieren [s. Josefus, Jüd. Altert. XIV. 7.11]. Nach unserem Schema muss er *Sen-Ache-Rib* sein.
- 3 Als Meeri-Baal müsste er ein Heros der Merowinger-Saga sein. Der Verbleib des flüchtigen amalekitischen Oberherrn Ambiorix blieb unaufgeklärt (der fliehende Achasja des Arame/Joram?).
- 4 Damit wäre **Bibrakte** der Hügel von Till Barsipp (Tell Achmar) des flüchtigen Achuni (Joachim) im Jahr 1 Schalmanesers (Korescha ba-mid-bar-sip [1.Sam 23]). Das *Bebyrakis* der Argonautensage wurde bald in Bithynien (Bit-Hunnia des Jason oder Bethanien des Jesus), bald im Rhonetal gesucht. Die 263.000 Helvetier (98.000 bewaffnete Männer plus Fremde plus Kind und Kegel) besaßen Stammesregister in *griechischer Schrift* und anachronistische „monarchistische Ambitionen in Frankreich“, wenn man sie sich als früheidgenössische Hallbardiere (wie im Burgunderkrieg des 15. Jhs.) denkt [s. Gitermann 4f; vgl. Mesmer].
- 5 Andere leiten *germania* von lat. *germen* = Spross = hebr. *nezer* (*nazoräus*) ab [vgl. Jes 11,1].
- 6 Carotta hat ein unbegreifliches Zutrauen zum „Urevangelium“ des Consuln und Historikers *Asinius Pollio* (der mir eher einem verballhornten Assurnasirpal = Pulu/Pollio oder allenfalls Bileam und seinem Esel gleiche) und weiteren hypostasierten latinschen bzw. zweisprachigen oder volkstümlichen „Urquellen“ und benützt viele haarsträubende Alliterationen (dass dann ausgerechnet *Pilatus* - statt Zöllner Levi – der Gastgeber „Lepidus“ des Passions-Caesar sein müsse, wäre noch das harmloseste Beispiel). Der chassidisch gefärbte christusähnliche Caesar kontrastiert jedenfalls mit der äußersten Gehässigkeit seiner *Anticatones* (-45j). Solche Fragen fallen bei Carotta gänzlich außer Betracht.
- 7 Im Namen Omri (YMRj) würde das ‘Ajin (ʿ, Y) als K gelesen (KhyMRI), aber griechisch als O (omikron) geschrieben.
- 8 Ebenso rätselhaft ist Münze Nr. 22 des Hohenpriesters *Mattatajah* (Ma’achajah = Maacha-Ahia, Abia von Juda?) *BASILEOS ANTIGONOU* (Antigonus 40-37j). So wird auch der Vater der Makkabäer genannt [1.Makk 2].
- 9 Christoph Marx hat die antiken Keilschriften höher gewertet als Fomenko. Albert Schweitzer [1912], als er die astralmythischen Fälschungstheorien des Lebens Jesu zerpfückte (von Arthur Drews bis Morosow), fand zu viele Selbstwidersprüche der Autoren und bedauerte (!), dass noch keinem ein konsistenter Entwurf gelang. Größere Beachtung verdient heute das Werk von Davidson/Luhmann, s. die Zusammenfassung bei Eisler.
- 10 Illig [1991] rehabilitierte sie als griech. Peltasten (Hopliten) oder italische Brutti (PLST =BRST ?)

11 Antipater hieß auch ein General Alexanders. Der Kindsmörder *Herodes von Bethlehem* ist bei Josefus wie auch Matthäus 2 an sich korrekt erinnert. Er trägt auch manche Züge des *Tempelbauers* „Salomo“ (Augustus?).

12 Die Beobachtungen der Forscherin Thiering sind wertvoll auch für solche, die ihre esoterischen Deutungen des „Jesus von Qumran“ nicht teilen [vgl. Eisenman 1997].

13 Das ist verwunderlich, wenn schon die makkabäischen Chassiden das „Mardocheüsfest“ (13. Adar) vor Weihnachten (Channukka 25. Adar = Dezember) begangen haben sollten [2.Makk 15,37].

14 Dahin hat auch Kamal Salibi den arabischen Jesus (Isa ben Maria) des Mohammed verbracht, ohne aber den Zeitgraben von 1.000 Jahren überbrücken zu können. Er scheitert an der Verdoppelung *zweier Jesusse* in Nazareth (Menschensohn des Bau-meisters Josef) und Arabia des Paulus (Gottessohn der Miriam/Maria).

15 Vgl. Astharoth-Karnaim: Jos 9,10; 13,12; Atroth-Bet-Joab 1.Chr 2,54; Migdal-Gad (Turm von Gath) Jos 15, 37; Migdol: Jer 44,1; 46,14; 2.Makk 14,2. Das „Magdali in Ägypten“ der Maria Magdalena und der Amarnabriefe liegt - nach Gesenius - am *östlichen Ausgang* des Landes Gosen (also kaum bei Pelusium).

16 *Modein* (Midian?), die Heimat der Makkabäer, wäre womöglich in Medina zu suchen, unweit von Mekka/ bu.

17 Der erste war ein amalekitischer Tyrann wie Agag, der zweite der makkabäerfreundliche „Reichsgründer“, und von da an stammen alle von derselben Kypros = Zeruja (Zenobia) ab, doch wohl der Zakutu des Araberkönigs Senacherib bei *Herodotos* (eines weiteren Herodianers?) [vgl. Heinsohn 1996, 136; Wellhausen 179 Anm. 1; 2. Makk 5,8f].

Benutzte Literatur

- Bedenbender, Andreas (2000), „Orte mitten im Meer. Die geografischen Angaben des Markusevangeliums“, in *Texte und Kontexte* 23, Heft 2/2000, 15-30
- BG (1991) = G. J. Caesar, *De bello Gallico*; hg. von M. Deissmann, Stuttgart
- Botheroyd, Sylvia und Paul F. (1999), *Lexikon der keltischen Mythologie*, München
- Carotta, Francesco (1999), *War Jesus Caesar ?* München
- CB = G. Cornfeld / G.J. Botterweck (1972), dtv-Lexikon, *Die Bibel und ihre Welt*, München
- Durant, Will und Ariel (1981), *Kulturgeschichte der Menschheit*, 18 Bde, Frankfurt/M.
- EAEHL = Avi-Yonah, M. Hrg. (1975), *Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land*, Band I, London · Jerusalem
- Eisenman, Robert (1997), *Jakobus, der Bruder von Jesus*, München
- Eisenman, Robert / Wise, Michael (1992), *Jesus und die Urchristen. Die Qumran-Rollen etc.*, München
- Eisler, Hanna (2000), Einführung in: Davidson/Luhmann. *Einige Dinge, die Sie eigentlich nie erfahren sollten*, Hamburg
- Flusser, David (1994), *Das essenische Abenteuer* (Jesus, Paulus und Qumran), Winterthur

- Flutsch, Laurent / Kaenel, Gilbert (1991), „58 B.C. Julius Caesar, the Helvetii and Archaeology“, in *HELVETIAN GOLD*, 28-34
- Fomenko, Anatoli T. (1994), *Empiric-Statistical Analysis of Narrative Material and its Applications to Historical Dating*, Vol. 2: Kluwer Academic Publishers, Dordrecht · Boston · London
- Giterman, Valentin (1949), *Geschichte der Schweiz*, Thayngen-Schaffhausen
- Hankel, Wilhelm (1987), *Caesar, Weltwirtschaft des Alten Rom* (UllsteinTB 1992, Frankfurt/M.)
- Heinsohn, Gunnar (1996), *Assyrerkönige gleich Perserherrscher ! Gräfelting HELVETIAN GOLD*. Celtic Treasures from Switzerland, hg. von Furger, Andreas und Müller, Felix, Schweizer Landesmuseum (1991), Zürich
- Illig, Heribert (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht ? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- (1995) „Rom bis Athen - was bleibt bestehen ?“, in *ZS* 7 (3) 269
 - (1991), „Variationen über die PLST. Velikovsky... datierte richtig“, in *VFG* 3 (3-4) 40
- JS = Jepsen, Alfred / Schunck, Klaus Dietrich (1988), *Von Sinuhe bis Nebukadrezar*. Dokumente aus der Umwelt des AT, 4. Aufl., Berlin
- Kl. Pauly = *Der kleine Pauly. Lexikon der Antike*. 5 Bde (1979), München
- Krupp, Michael (1995), *Der Talmud. Eine Einführung*, Gütersloh-TB
- (1993), *Qumran-Texte zum Streit um Jesus und das Urchristentum*, Gütersloh-TB
- Lüling, Günter (1999), „Das Blutrecht der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft“, in *ZS* 11 (2) 217
- Luxemburg, Rosa (1975), „Einführung in die Nationalökonomie“, in *GW* 5, Berlin, 524-778.
- Magall, Miriam (1986), *Archäologie und Bibel: wiss. Wege zur Welt des AT*; Köln
- Meier, Christian (1986), *Caesar*, dtv-TB mit einem Nachwort, München
- Meyer, Eduard (o.J.), *Geschichte des Altertums*, 8 Bände 1952-58; Nachdruck Essen
- Mesmer, Beatrix et al. (Hg., 1982), *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*, Bd. I, Basel
- Müller, Angelika (2000), „Die Wiedererweckung Jesu – einige Streiflichter“, in *ZS* 12 (3) 519
- MUENZEN = Matthiae, Karl / Schönert-Geiss, Edith (1981), *Münzen aus der urchristlichen Umwelt*, Berlin, nummeriert nach den Abbildungen im Anhang
- Pettinato, Giovanni (1991), *Semiramis. Herrin über Assur und Babylon*, München
- Pfister, Christoph (1999), „Zur langen Baugeschichte des Mittelalters“, in *ZS* 11 (1) 139
- Salibi, Kamal (1994), *Die Verschwörung von Jerusalem. Wer war Jesus wirklich ?* München
- Schweitzer, Albert (1912), *Die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, (Siebenstern-TB 1966)
- Stauffer, Ethelbert (1966), *Christus und die Caesaren*, 7. erw. Auflage München · Hamburg
- (1957), *Jerusalem und Rom*, Dalp-TB, Bern
- Theissen, Gerd / Merz, Annette (1999), *Der historische Jesus*, Göttingen

- Thiering, Barbara (1993), *Jesus von Qumran. Sein Leben - neu geschrieben*, Gütersloh
- Topper, Uwe (2000), *Die Grosse Geschichtsfälschung. Verkürzte Weltzeit*, Berlin Januar 2000, o.S.: <http://unterhaltung.freepage.de/geschichte/12-wahl/12-autoren/13-Uwe-Topper>
- TUAT = Texte aus der Umwelt des Alten Testamentes, hg. von R. Borger et alii (1984), Gütersloh
- Velikovskiy, Immanuel (1979), *Ramses II und seine Zeit*, Frankfurt/Main
- Villeneuve, François (2000), „Juifs et Nabatéens: un voisinage difficile“, in *Le Monde de la Bible*, Paris Nr. 127, mai-juin 2000, 56
- Wellhausen, Julius (194), *Israelitische und jüdische Geschichte*, 7. Ausgabe Berlin
- Wenning, Robert (2000), „La ville nabatéenne“ und „La ville Romaine“, in *dossier Pétra*, Le Monde de la Bible, Paris Nr. 127, mai-juin 2000, 27 und 37
- Winzeler, Peter (2000b): „Die Chronologie des Davidsreiches (II). Rekonstruktion der assyrisch-babylonischen Chronologie“; in *ZS* 12 (2) 194
- (2000a), „Der Mescha-Stein - Die unerkannte hebräische Inschrift Davids?“, in *ZS* 12 (1) 17
 - (1999b), „Wer war David?“, in *ZS* 11 (4) 546
 - (1999a), „Unbehagen an der Chronologierevision“, in *ZS* 11 (2) 292
 - (1997): „War Davids ‚Hadadeser‘ Aziru oder Cyrus? Amarna-David im Perserreich der Griechen“, in *ZS* 9 (3) 502
- Zeller, Manfred (1997), „Assyria IV“, in *ZS* 9 (1) 92

Dr. phil. Peter Winzeler CH-3257 Grossaffoltern, Sägessergässli 9
 Privatdozent für Syst. Theologie an der Christkatholischen und Evangelisch-theol. Fakultät der UNI Bern;
 Email: petwinzeler@dplanet.ch

Das Heiligtum der Semnonen (Tacitus, *Germania* 39)

Herwig Brätz

„Entflohene Götter, ihr hattet eure Zeit!“ Fr. Hölderlin: *Germanien*

Thesen

1. Die „*Germania*“ des Tacitus sollte nicht komplett als *Fälschung* verworfen werden, wie von diversen geschichtskritischen Autoren postuliert wird.
2. Anhand des Tacitustextes ist eine präzise Lokalisierung des beschriebenen Semnonenheiligtums in Brandenburg an der Havel möglich.

Die Authentizität des Tacitus wird in den letzten Jahren in Frage gestellt [z.B. Topper]. Diese Auffassung teile ich nicht ganz. Meiner Meinung nach handelt es sich bei der „*Germania*“ nicht um eine aus den Fingern gesogene Erfindung des XV. Jhs., sondern um eine Kompilation aus älteren, zumindest teilweise durchaus zuverlässigen Texten. Die bei Tacitus genannten Sueben und Semnonen werden auch bei anderen, weniger zweifelhaften Autoren (Ptolemäus) und auf Inschriften erwähnt. Für diese Untersuchung werden die Kapitel 9, 10, 38 und 39 als Einheit betrachtet, die bei der Kompilation etwas willkürlich getrennt wurde (s. Anhang).

Die *Semnonen* werden als Haupt der Sueben [*Germ.* 39] bezeichnet, was im Klartext bedeutet, dass es sich nicht um einen Stamm wie andere handelte, sondern um eine religiöse und politische Führungsgruppe. Ihr Name ist so wunderbar vieldeutig, dass ich schon deswegen nicht an eine Erfindung aus christlicher Zeit glaube. Er ist im Zusammenhang mit Begriffen wie

- deutsch: *Semde* = Bund, (*ver*)*sammeln*, *geheim*, *Samen*, *Mensch*, *Schamane*
- hebräisch: *seman* = Zeit, *Moses*, *Simon* = Petrus, *shem* = Name
- keltisch: *samhain* = Allerheiligen
- polnisch: *sejm* = Landtag; *Niemiec* = Deutscher
- griechisch: *Semeios* = Nachricht, *Nemesis*
- lateinisch: *signum* = Zeichen, *semen*; *nonus* = neun, *nemus* = Hain, *mensa* = (Opfer-)Tisch, Altar
- arabisch: *muezzin* = Gebetsrufer

- türkisch: *camii* = Moschee

usw. zu sehen. Deutungen wie „die Gefesselten“ oder „Sippengenossen“ [Seyer 86, Anm.] greifen wohl zu kurz.

Zur Lokalisierung des Heiligtums können folgende Kriterien herangezogen werden:

1. Das Heiligtum müsste (z.B. nach der Weltkarte des Ptolemäus) zwischen mittlerer Elbe und Oder, eigentlich aber im Havelland [Gutjahr 94] gelegen haben.

Die im alten *Pauly* [Stichwort: Semnonen] genannte Lokalisierung „südlich des Harzes“, also „in der Oberlausitz“ ist unsachlich: Mit *südlich des Harzes* ist wohl die Hainleite bei Sondershausen (*semanus silva* des Ptolemäus), mit *Oberlausitz* vielleicht der Standort Görlitz/Landeskrone gemeint – beides hat jedoch nichts mit den Semnonen zu tun, obwohl der Name Görlitz (= Brandstätte) eine slawische Bezeichnung für Brandenburg sein könnte.

2. Das Heiligtum muss zweistufig aufgebaut gewesen sein:

a) ein größerer *silva* (Wald) schloss

b) einen kleineren (wichtigeren) *lucus* (Lichtung) ein [Germ. 39; 10].

Die früheren Lokalisierungsvorschläge ließen dieses Grundprinzip völlig außer acht und sind daher mit Recht verworfen worden.

3. An natürlichen und/oder künstlichen Grenzen (Gräben, Wälle) sollte der *silva* deutlich als Tabuzone erkennbar sein [N.Pauly, * Heiligtum].

4. Das Gebiet des Heiligtums muss frei von Funden (Gebäude, Waffen, Gräber) aus der römischen Kaiserzeit bis wenigstens zum Ende der Völkerwanderungszeit sein [vgl. *Germ.* 9].

5. Das Umfeld des *silva* sollte auffällig fundreich sein (insbesondere an Grabfunden), vergleichbar der Situation rings um den Tempel in Jerusalem.

6. Das Heiligtum sollte an einem schiffbaren Gewässer liegen. An diesem Gewässer sollten sich weitere heilige Orte befinden, damit kultische Schiffsreisen entlang des Gewässers möglich sind [Germ. 9].

7. Durch den *silva* darf kein alter Weg und keine Heerstraße führen.

8. Zum Heiligtum hin sollten gut ausgebaute Wege führen [Germ. 39].

Kriterium	Havelland	silva	lucus	Grenzen	Fundfreiheit	Fundreichtum	Gewässer	Durch-Weg	Zu-Weg	Flurnamen	Flurnamen	Flurnamen	Schwabengau	Schwaben	Nordsee	X.-XII. Jh.
Standort	1	2a)	2b)	3	4	5	6	7	8	9a)	9b)	9c)	10a)	10b)	10c)	11

bisher

vorgeschlagen

[Seyer 72]

Zootzen bei Friesack	-	x	x	-	-	-	-	x	-	-	-	-	-	-	-	-
Schloßberg bei Burg/Spreewald	-	-	x	-	-	-	x	-	-	-	x	-	-	-	-	-
Lossow bei Frankfurt/Oder	-	-	x	-	-	-	x	x	-	-	-	-	-	-	-	-
Schliebener Ringwall	-	-	x	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Blumenthal bei Strausberg	-	x	x	-	-	-	-	x	x	-	x	-	-	-	-	-
Paaren im Glien	x	-	x	-	-	-	x	x	-	-	-	-	-	-	-	-
Harlunger Berg	x	-	x	-	x	-	x	x	x	x	x	-	x	x	x	x
Müggelberge/Köpenick	-	x	x	x	-	-	x	x	x	-	-	-	-	-	-	x

weitere fragliche

Orte

Berlin/Köln	-	x	x	-	x	-	x	-	x	-	x	-	-	-	-	-
Spandau	x	-	x	-	-	-	x	-	x	-	x	-	-	-	-	x
Potsdamer Insel	x	x	-	x	-	x	x	x	-	-	-	-	-	-	-	-
Werdersche Insel	x	-	x	x	-	x	x	x	-	-	x	-	-	-	-	-
Götzer Berge	x	-	x	-	-	x	x	x	-	-	x	-	-	-	-	-
Brandenburger Halbinsel	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x
Brandenburger Neustadt	x	x	-	x	-	-	x	-	x	-	-	-	-	-	-	-
Dominsel Brandenburg	x	-	x	-	x	-	x	-	x	-	-	-	x	-	-	x
Rathenow	x	x	x	x	-	-	x	-	x	x	x	-	-	-	-	-
Havelberg	-	x	x	-	-	-	x	x	x	-	x	x	-	-	-	x

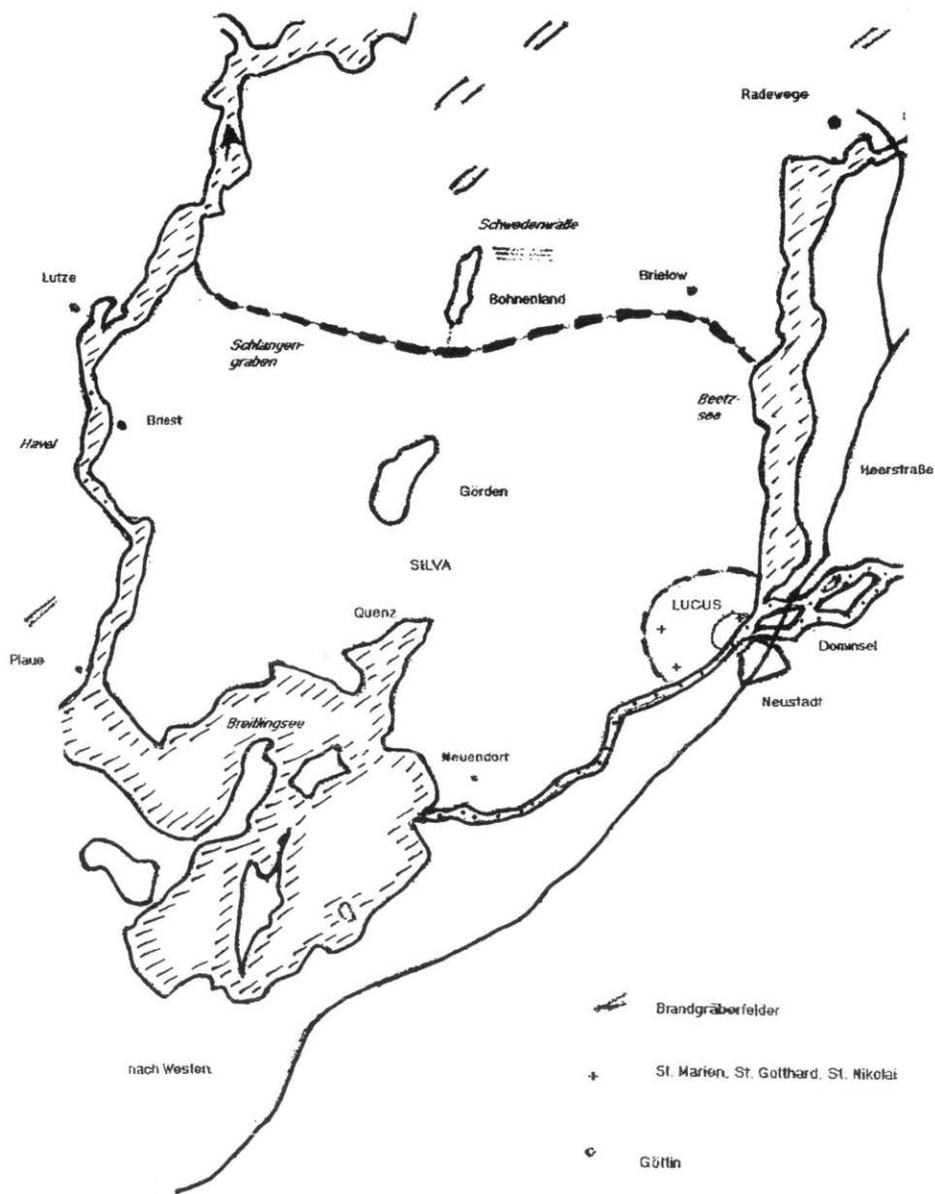
9. Heutige oder überlieferte Flur- und Ortsnamen sollten sowohl
- an die Semnonen wie auch
 - an den Kult männlicher Götter („regnator omnium deus“ [Germ. 39], „Mercur“, „Mars“, „Herkules“ [Germ. 9]) und einer weiblichen Gottheit („Isis“ [Germ. 9]),
 - vielleicht auch an die Verehrung von Pferden [Germ. 10] erinnern.
10. Vom Ort des Heiligtums sollten wegen der Auswanderung der Sueben und Semnonen sowie ihrer überlieferten Treue zu dem Heiligtum [Steller 99] Verbindungen nachweisbar sein
- nach Anhalt („Schwabengau“) und
 - nach Südwestdeutschland („Schwaben“) sowie
 - zum Nordseeraum [Germ. 9].
11. Ein so bedeutender Ort müsste auch im deutsch-slawischen Konflikt des X.-XII. Jhs. eine auffällige Rolle gespielt haben.

In der nebenstehenden Tabelle wurden alle in der Vergangenheit in Betracht gezogenen Orte und weitere, m.E. in Frage kommende auf das Zutreffen dieser Kriterien untersucht.

Das Ergebnis lautet: Im Havelland gibt es nur einen Ort, der alle diese Kriterien erfüllt: Die „Brandenburger Halbinsel“, umgrenzt von der Havel im Süden und Westen, vom Beetzsee im Osten sowie vom Schlangengraben und den „Schwedenwällen“ im Norden. Das Gebiet entspricht der späteren Feldmark der Altstadt Brandenburg mitsamt dem Forst, den Seen und der Altstadt selbst.

Der *lucus* umfaßte das Gebiet der heutigen Altstadt, des Marien-/ Harlunger Berges sowie des Dorfes Luckenberg. Die innere Struktur des *lucus* stelle ich mir vor als Kombination aus zwei „Taltempeln“ (Luckenberg und Parduin – eigentlich wohl nur Festwiesen, *Idafelder* [vgl. Edda, Völuspá 7]), vielleicht für Männer und Frauen getrennt) und einem „Bergtempel“. Der Aufweg zum Berg ist bis heute feierlich gestaltet, verlief aber m.E. früher etwas weiter östlich. Die Entfernung zwischen den Kirchen von Parduin und Luckenberg beträgt 830 m, was zufällig (?) genau 1000 sog. megalithischen Ellen entspricht.

Das Gebiet des *silva* erfüllt die Kriterien der Fundverteilung in besonders auffälliger Weise: Die Hügelkette nördlich des Schlangengrabens zwischen den Orten Fohrde, Hohenferchesar und Butzow (Mosesberg, Mesenberg, Gallberg, Hasselberg) enthielt große Brandgräberfelder aus der römischen Kaiserzeit (2.-6. Jh.), ebenso die Gegend westlich der Havel



Das Heiligtum der Semnonen in Brandenburg an der Havel

(Plaue, Nitzahn) und die Hügel östlich des Beetzsees (Langmathenberg, Kruseberg) [Gutjahr, Fundlisten o.S.].

Im Brandenburger Heimatmuseum befinden sich noch über 500 erhaltene Urnen von diesen im XIX. Jh. ausgegrabenen Anlagen, weitere in Berlin, Genthin sowie verstreut in zahlreichen anderen Museen und in Privatbesitz. Das gesamte Gebiet des *silva* (bis auf die Südwestecke, wo der Havelverlauf früher ein anderer war, was am Ortsnamen Neuendorf erkennbar ist, wo aber auch nur jungslawische Funde verzeichnet werden) ist praktisch fundfrei [vgl. Karte von O. Felsberg im Brandenburger Heimatmuseum; Fischer 84]. Vom markanten Marien-/Harlunger Berg stammen die frühesten Funde aus einer Brandschicht des XII. Jhs., die unmittelbar auf dem gewachsenen Boden liegt, also wohl dem zerstörten spätslawischen Triglaf-Heiligtum zuzuordnen ist [Geisler]. In der Havel am Übergang zwischen Alt- und Neustadt wurden zahlreiche Waffen gefunden, die von den Wächtern des Heiligtums bei „Einlasskontrollen“ hineingeworfen worden sein dürften.

Havelauf- und -abwärts befinden sich Ortschaften, deren nichtslawische Kultnamen an die Start- und Endpunkte der Schiffsparade erinnern könnten: *Götz* und *Rathenow*, auch *Göttin* südlich von Brandenburg an der Havel. *Göttin* und *Götz* sprechen für sich, Ra-then-ow bedeutet m.E. Ort der männlichen (*ra*) und der weiblichen (*then*) Gottheit, was heute noch zusätzlich in dem seltenen Doppel-Patrozinium der Stadtkirche zum Ausdruck kommt: St. Marien-Andreas. Sehr schön sind in Rathenow bis heute die beiden Aufwege von der Havel zur Kirche erhalten: als Marien- und Andreasstraße. Vielleicht zählte auch Jerichow mit seiner berühmten St. Marien-Nikolai-Kirche zu diesen Orten.

Durch das Gebiet des *silva* führen heute die Bundesstraßen 1 und 102. Entgegen anderen Auffassungen [Herrmann] ist dieser Zustand m.E. keinesfalls der ursprüngliche:

Der Nordweg (nach Rathenow, heute B 102) führte früher östlich des Beetzsees über die Ortschaft *Radewege* (die darum auch ihren Namen trägt und in der ersten Überlieferung als *Radenwede* bezeichnet wurde [Fischer 192]), also am *silva* vorbei.

Der Westweg (heute B 1 von Magdeburg) führte von Ziesar keineswegs über Plaue oder gar über Neuendorf; eine solche Havelüberschreitung ist ohne Brücken sinnlos, weil sie für die Weiterreise nach Osten eine nochmalige Querung der Havel bzw. des Beetzsees erfordert. Der Weg von Westen kann immer nur über die spätere Neustadt verlaufen sein.

Darum hat sich die Neustadt im XII. Jh. zur Kaufmannssiedlung entwickelt, und die Burg auf der späteren Dominsel wirkte seit ihrer Erbauung als echter Wegekorken, was ja auch ihr Sinn war. Nach den natürlichen Gegebenheiten wäre ein Verlauf wie der der heutigen Autobahn Magdeburg-Berlin der günstigste gewesen – diese hat nur noch eine leichte Ausbuchtung in Richtung Brandenburg.

Der Verlauf der alten Heerstraße (Querung der Havel Richtung Osten) kann mit der Existenz des Heiligtums am besten begründet werden: Auf dieser Straße zogen die Pilger zum Suebentreffen, wenn sie nicht per Schiff anreisten. Der Verlauf der Brandenburger Haupt- und Ritterstraße (rechtwinklig zur Heerstraße direkt auf die Spitze des Marienberges zu) dürfte ein weiterer Beleg sein. In der späteren Neustadt müssten sich dann die Lager der Pilger befunden haben. Als Zeitpunkt für diese Treffen bietet sich Allerheiligen an, was gut zu den umliegenden Friedhöfen passt.

Es gibt in und um Brandenburg eine ganze Reihe von Orts- und Flurnamen, die auf das Heiligtum bezogen werden können:

Brandenburg/Brendanburg/Brenna: Heiliger Ort des *Bren* und der *Dan* (männliche bzw. weibliche keltische Götter)

Parduin: von Parthene/Diana und/oder Pferd

Luckenbergr: von Lug-Brigit (männliche bzw. weibliche keltische Götter)

Rosenhag: Nachempfunderer Prozessionsaufweg

Görden: Garten, Hof der Jungfrauen? See des Orakels?

Bohnenland: Bannland?

Schlangengraben: Künstliche Nordgrenze

Schwedenwälle: Künstliche Nordgrenze

Gallberg: Erinnerung an die keltische (gallische) Abstammung der Semnonen

Mesenbergr / Mosesbergr: Erinnerung an den Namen des Basileus Masyos
[Cass. Dio, zitiert bei Gutjahr 93]

Harlunger Bergr: Erinnerung an die *ausharrenden* Wächter des Heiligtums nach Abzug der Sueben

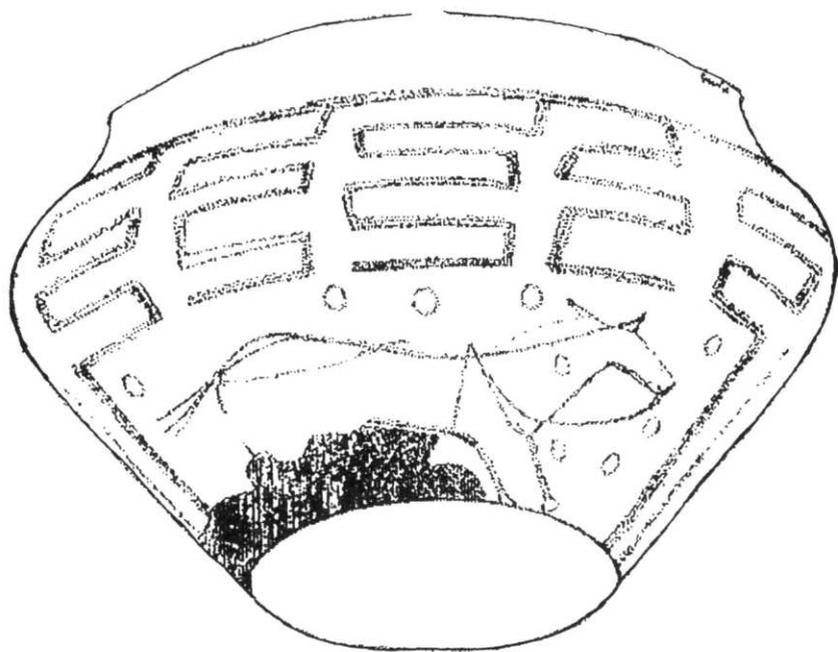
Triglafweg: Erinnerung an die dreiteilige Struktur des *lucus* oder auch an die *Treuen Wächter* oder an den spätslawischen Kult

Lutze: von *Lug*

Kapellenstraße: Erinnerung an den ursprünglichen Aufweg vom Parduin ?

Quenz: Schanze (?)

Briest, Brielow: von *Bress* (keltische Gottheit).



Urne mit Pferdendarstellung [Gutjahr] / Münze Albrechts des Bären [Grebe Abb. 62] und dieselbe Münze um 90° gedreht („Euro“)

Der Name *Brandenburg* konnte bisher nicht überzeugend erklärt werden [Fischer 83]. Udolphs [21ff] Erklärung aus Gewässerbezeichnungen ist reizvoll, zumal sie nicht wirklich im Widerspruch zu meiner Darlegung steht (sowohl in dem Wort *Brandung* wie im Wort *Havel* ist der Name einer Gottheit enthalten: *Bran/Vel*). Sie führt aber in eine Sackgasse, weil alle anderen Fragen um Brandenburg unbeantwortet bleiben. In diesem Fall sind wohl nicht die Namen der Gewässer die ursprünglichen, sondern die der Götter. Ganz anders als Udolph würde ich indes den Namen des Havelnebenflusses Spree erklären: nämlich als *sich schlängelnder* Grenzfluss, von s-p-r abgeleitet – vgl. *serpere*, *separieren*. Spree und Havel ab Spandau als ein Fluss gesehen, entsprechen wohl dem Suebos des Ptolemäus.

Eine Erklärung des Namens Brandenburg aus Götternamen ist – soviel ich weiß – nie versucht worden. Zu den aufgeführten Namen vergleiche im einzelnen Bellinger [82, 110, 280, 282]. Der Name des irischen Heiligen *Brendan*, der als Namensgeber in Betracht gezogen wurde, dürfte ebenfalls eine Konstruktion aus vorchristlichen Götternamen sein. Die früher kolportierten, später als Fehldeutung verworfenen Namen *Brenna/ Branibor* sind gar nicht so abwegig, wenn sie als Adjektiv: *Bran'scher* (Ort) oder Genitiv: *Brans Wald* verstanden werden oder als Schutzburg für den Wald (*silvae custodia*)

Der Name *Párduin* könnte mit der bei Tacitus [Germ. 10] erwähnten Zucht weißer Rosse verknüpft werden, woran auch die schöne Pferdeurne von Hohenferchesar im Genthiner Kreismuseum erinnert. Die Deutung als *Pardüne = Flußarm* [Bretschneider] ist wegen des Akzents auf der zweiten Silbe nicht überzeugender als die Lesung *Parthéne*.

Der Name *Görden* wird in der Regel mit slawisch *gora* = Berg in Verbindung gebracht [Fischer 123], was z.B. bei der neustädtischen Straßenbezeichnung Gorrenberg (d.h. Berg-Berg) auch richtig ist. Bei *Görden* stimmt es m.E. jedoch nicht: ich halte die Verbindung mit dem Wort *Chor* oder frz. *gare*, also Hof, für wahrscheinlicher (schließlich gibt es auf dem *Görden* keinen Berg), wenn nicht sogar eine Verbindung mit Gerda, Urds Brunnen, Werdandi und der Edda [Völuspa 19/20] möglich ist.

Aus der kurzen Erwähnung Brandenburgs bei Widukind von Corvey [Res gestae Saxonicae I, Kap. 35] kann m.E. ebenfalls auf die Existenz des Heiligtums geschlossen werden. Heinrich I. belagerte eine Zeitlang im Winter 928/929 die Burg auf der Dominsel. Bei nüchterner Betrachtung hätte er die Burg von zwei Seiten angreifen müssen: von Norden, also von der

späteren Altstadt aus, und von Süden, also von der späteren Neustadt. Im Altstadtbereich fanden sich aber keine Spuren seines Heerlagers, offensichtlich war der *silva* für Heinrich I. wie für die Slawen auf der Dominsel eine Tabuzone. Das Lager hätte keineswegs auf dem Eise errichtet werden müssen, die Bedingungen auf dem Gelände der späteren Altstadt sind eigentlich optimal.

Das Heiligtum bestand m.E. ununterbrochen bis ins XII. Jh., vielleicht mit einer Unterbrechung zwischen 948 und 983. Zwischen Germanen und Slawen kam es keineswegs zu einem Hiatus [z.B. von Dalitz u.a. 1999, 241, postuliert], vielmehr gelang es den Semnonen, den Respekt für das Heiligtum auch während der schwierigen Phase nach ihrer Abwanderung zu bewahren, was durch die Beibehaltung des nichtslawischen Namens von Brandenburg bestätigt wird. Freilich ist die Zeit zwischen Anfang des VII. Jhs. und Anfang des X. Jhs. ersatzlos aus der Geschichte zu streichen [Illig].

Aus der Nichterkenntnis dieser Umstände resultieren die Unklarheiten bei der Entstehung der Altstadt [Assing 63ff].

In die drei Teile des *lucus* wurden praktisch gleichzeitig über jeden Bedarf hinaus christliche Kirchen (St. Gotthardt, St. Marien, St. Nikolai) gebaut, alle durch den Orden der Prämonstratenser. Dieser Orden wurde 1120 vom späteren Bischof von Magdeburg in Prémonstré bei Laon gegründet. Laon gehört wie Lyon, London, Leiden, Liegnitz und *Luck(enberg/Par)duin* in eine ganze Reihe von Orten mit der Bezeichnung *Lugdunum*, die sich von der keltischen Gottheit Lug herleiten. Liest man das *Luck* aus Luckenberg als *Luch* oder slawisch *lug*, Wiese, ergibt sich der Name des Ordens, der ihn als von Gott „gezeigte Wiese“ interpretiert hat.

Missionszwecke erfüllte keine dieser Kirchen, dafür wurde auf der Dominsel das Bistum eingerichtet. Die Altstadt wurde im Bereich des *Huck* zunächst als Bauarbeitersiedlung angelegt, welche den Aufweg über Haupt- und Ritterstraße blockierte. Die entstehende Stadt schloss erst später eine der Kirchen (St. Gotthardt) ein, der *lucus* war viel zu groß für die praktischen Bedürfnisse des XII. Jhs. Dies erklärt die merkwürdige Randlage von St. Gotthardt.

Keiner der anderen Standorte erfüllt die Kriterien der Verbindungen nach Südwestdeutschland, Anhalt und an die Nordsee: Nach Süddeutschland führt die Spur der *Harlunger*, die angeblich mit Karl dem Großen aus dem Breisgau nach Brandenburg gelangt sein sollen, von denen aber außer den drei Namen Herlibonis (I. und II.), Emelrici und Vridolonus im ein-

zelen nichts bekannt ist [Zedler]. Nach ihnen war aber der Marienberg und ist heute die Harlunger Straße benannt. In Südwestdeutschland sind zudem Personengruppen wie Brenner und Senner bekannt, deren Bezeichnungen von Brandenburg bzw. den Semnonen (auch Senoner [Zedler]) abgeleitet sein könnten [für diesen Hinweis bin ich Dr. Hans-Martin Ungericht dankbar]. Die Übertragung der Kurfürstenwürde an die Markgrafen (statt an einen etablierten Fürsten aus Südwestdeutschland) sowie die Übernahme der Mark Brandenburg Anfang des XV. Jhs. durch die Hohenzollern dürften auch in diesem Zusammenhang zu sehen sein. Frühere Versuche, die Sueben schon im 1. Jh. an der Donau anzusiedeln [Fritsch 20], sind dagegen zu Recht verworfen worden.

Auch an die Nordsee führt eine Spur – ins *Harlingerland*; das 1667 dem Fürstentum *Anhalt* zugeschlagen wurde, wohin eine andere Spur führt, in den sog. Schwabengau. Die dort herrschenden Askanier verstanden sich offensichtlich als Nachfahren der Semnonen. Bei der Erbfolge sind durch ein Geheimabkommen [Grebe 12] uralte Ansprüche geltend gemacht worden, die geheim bleiben mussten, weil sie natürlich vorchristlich waren. Die Brakteaten der ersten Askanier weisen mit den darauf enthaltenen Säulen (Jachin und Boas) sowie dem diese verbindenden Bogen (Shalom) auf die Absicht zur Errichtung eines neuen Tempels hin. Ein sehr ähnliches Symbol wird uns künftig als EURO-Zeichen begegnen.

Ein weiterer späterer Nachhall des Heiligtums dürfte in den Bezeichnungen des Schwanenritterordens „Unser Lieben Frauen Gesellschaft auf dem Berge zu Brandenburg“ oder „Gesellschaft Unserer Lieben Frau zum Schwan“ enthalten sein [Schwan]. „Unsere Liebe Frau“ ist wohl eine Metamorphose der alten weiblichen Göttin (Isis), der Schwan das Zeichen Lugs/Lohengrins.

Auch die Entstehung des Heiligtums ist erklärbar. Tacitus [Germ. 9] vermutet einen Import über See, wozu die von mir als wahrscheinlich erachtete Genese nicht unbedingt im Widerspruch steht.

Sie geht von einer römischen Stadtgründung Magdeburg aus, die zunächst ausgeschlossen scheint. Dabei grub der Architekt Alfred Koch schon im Jahr 1926 römische Überreste aus, konstatierte Werner Priegnitz 1952 die römische Begründung, von der noch zahlreiche Häuser zeugen. Auch andere Orte im Elbebereich und in Sachsen-Anhalt lassen sich auf römische Gründungen zurückführen [chb]. Nach der Varusschlacht (bei Halberstadt) wird das römische Magdeburg aufgegeben und wüst [Friebe]. Den überlebenden cheruskischen (keltischen) Kollaborateuren gelingt es,

in Brandenburg Fuß zu fassen und einen neuen Kultort mit alten Göttern zu installieren. Der blau-weiße Mosaikrest aus Fliesen in der angeblich ottonischen Krypta des Magdeburger Doms ist m.E. ein schöner Beleg dafür, dass es sich tatsächlich um eine römische Anlage handelt. Ein großer Kaiser hätte sich mit Sicherheit keine gebrauchten Fliesen legen lassen, selbst wenn sie antiker Herkunft waren. Die in Magdeburg vorhandenen ‚vorromanischen‘ Baustrukturen [Jerratsch 28] werden trotz der gegenwärtigen ‚Otto-Manie‘ nicht als ottonisch, sondern als karolingisch gedeutet. Die römische Tradition ist natürlich nicht ‚hoffähig‘, aber trotzdem präsent:

„Das Magdeburger Palatium [...] stand in spätantik-karolingischer Bautradition, war aber in seiner Größe und komplexen Gestalt damals ohne Beispiel“ [Asmus 38].

Das so lokalisierte Semnonenheiligtum aus dem 1. Jh. u. Z. bildet die Keimzelle Brandenburg-Preußens. Der genius loci freilich scheint von dannen zu sein: Den heutigen Zustand empfinde ich eher schmerzhaft, wie auch den Abriss der Marienkirche im XVIII. Jh. und die zahllosen Lädierungen in den letzten 100 Jahren (Bau von Silokanal, Zuchthaus, Konzentrationslager, Hinrichtungsstätte in der ersten Hälfte des XX. Jhs., Entfernung der Marienkirchfundamente 1960, Entstehung riesiger Industriebrachen nach 1990). Etwas beruhigend wirkt der Umstand, dass es in den 30er Jahren trotz vielfältiger Bemühungen („Wir suchen den heiligen Hain“) nicht gelungen ist, über den Befund des Harlunger Berges hinauszukommen [vgl. Literaturverzeichnis bei Seyer]. Erfreulich auch, dass sich unlängst die katholische Gemeinde der verfallenden Nikolaikirche angenommen hat.

Die Inschrift am Ehrenmal am Krematorium: „Zu Tode geführt und siehe: wir leben“ mag allen an diesem Ort geopfert Menschen gelten.

Anhang: Vier Zitate aus Tacitus' *Germania*

9. Unter den Göttern verehren sie am meisten den Merkur, dem sie an gewissen Tagen auch Menschenopfer darzubringen für recht halten. Herakles und Mars sühnen sie mit den erlaubten Tieropfern. Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis. Woher dieser ausländische Opferdienst seinen Grund und Ursprung habe, ist mir nicht recht bekannt geworden, nur daß das Sinnbild schon, wie eine Liburne [leichtes Schiff illyrischer Bauart] gestaltet, lehrt, der Gottesdienst sei aus der Fremde her. Übrigens halten sie es mit der Größe des

Himmlichen unvereinbar, die Götter mit Wänden zu umschließen, noch sie auf irgend eine menschenähnliche Weise abzubilden. Sie weihen ihnen Haine und Gehölze, und geben nur den Namen der Götter der geheimnisvollen Stätte, wofür nur ihre Ehrfurcht Augen hat.

10. [...] Das nun ist auch hier bekannt, daß man der Vögel Stimmen und Flug zu Rate zieht, dem Volke der Germanen aber ist es eigentümlich, auch von Pferden Vorbedeutungen und Mahnungen auszuforschen. Sie werden öffentlich in jenen eben erwähnten Gehölzen und Hainen gehalten, weiß von Farbe und von keiner irdischen Arbeit berührt. [...]

38. Nun ist von den Sueben zu reden, die nicht wie die Chatten und Tenkterer ein Volk bilden. Sie haben nämlich den größten Teil Germaniens inne, und zerfallen wieder in besondere Stämme mit eigenen Namen, obwohl sie im allgemeinen Sueben genannt werden. [...]

39. Für die ältesten und edelsten der Sueben geben sich die Semnonen aus. Der Glaube an ihr Alter wird durch ihre Religion bestärkt. Zu einer festgesetzten Zeit kommen nämlich in einem durch die Weihe der Väter und altertümliche Ehrfurcht geheiligten Walde alle Völker desselben Geblüts, durch Abgeordnete vertreten, zusammen und beginnen mit einem öffentlichen Menschenopfer die schauerhafte Feier dieses barbarischen Brauches. [...] Darauf bezieht sich überhaupt der ganze Aberglaube, daß von hier der Ursprung des Volkes ausgegangen, hier der über alles waltende Gott, alles übrige aber untertan und dienstbar sei. All dem verschafft der Wohlstand der Semnonen noch mehr Ansehen. Sie wohnen in hundert Gauen, und schon die Größe ihrer Körperschaft bewirkt, daß sie ihren Stamm für das Haupt der Sueben halten.

Benutzte Literatur

- Asmus, Helmut (2000): „Metropole der Ottonen-Kaiser“; Sonderdruck aus *1200 Jahre Magdeburg – die Jahre 805-1631*; Magdeburg
- Assing, Helmut (1997): *Brandenburg, Anhalt und Thüringen im Mittelalter: Askanier und Ludowinger beim Aufbau fürstlicher Territorialherrschaften*; Köln · Weimar
- Bellinger, Gerhard J. (1997): *Lexikon der Mythologie*; Augsburg
- Bretschneider, Anneliese (1971): „Der Ortsname Parduin“; in *Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam*, S. 66ff; Potsdam
- chb (2000): „Römer bei uns? – Das wußten wir doch schon immer!“; in *Ohre-Zeitung* vom 30.7. 2000
- Dalitz, Stefan / Müller, Joachim (1997): „Stadtarchäologie in der Neustadt Brandenburg an der Havel“; in *Archäologische Untersuchungen in der Neustadt Brandenburg*; Brandenburg
- Fischer, Reinhard E. (1976): *Die Ortsnamen des Havellandes. Brandenburgisches Ortsnamenbuch* Teil 4; Weimar

- Friebe, Rainer F.H. (?2001): „...gesichert von Türmen, geschützt vom Schwert...“
Varusschlacht bei Halberstadt. Die Lösung aller großen Rätsel aus der Römerzeit in Germanien; Halberstadt (Manuskript der noch unveröffentlichten 2. Auflage)
- Fritsch, O. (1912): *Aus Badens vorrömischer Frühzeit. Teil II: Denkmäler der Zivilbevölkerung*; Karlsruhe
- Geisler, Horst (1963): „Archäologische Beobachtungen auf dem Marienberg in Brandenburg (Havel)“; in *Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam*, S. 117ff; Potsdam
- Germ. = *Germania* s. Tacitus
- Grebe, Klaus (1991): *Die Brandenburg vor eintausend Jahren*; Potsdam
- Gutjahr, Rudolf (1934): *Die Semnonen im Havelland zur frühen Kaiserzeit*; Greifswald
- Herrmann, Joachim (1964): „Magdeburg-Lebus. Zur Geschichte einer Straße und ihrer Orte“; in *Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam*, S. 89ff; Potsdam
- Illig, Heribert (2000): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- Jerratsch, Jürgen (1995): „Die Ausstattung“; in *Der Dom zu Magdeburg*; München · Berlin
- N.Pauly = *Der neue Pauly* (1998): Enzyklopädie der Antike, Bd 5; Stuttgart · Weimar
- Pauly = *Paulys Real-Encyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft* (1923): Neue Bearbeitung beg. von Georg Wissowa, 2. Reihe [R-Z], 4. Halbband; Stuttgart
- Ptolemäus = *Deutsche Geschichte in drei Bänden* (1967): Band 1, S. 54: Ausschnitt aus der Ptolemäischen Weltkarte; Berlin
- Schwan = Prospekt der Ausstellung im Dommuseum Brandenburg (1997): *Im Zeichen des Schwans. Der Schwanenritterorden - Ursprung - Geschichte - Gegenwart*; Brandenburg
- Seyer, Rosemarie (1976): *Zur Besiedlungsgeschichte im nördlichen Mittel- elb-Havel-Gebiet um den Beginn unserer Zeitrechnung*; Berlin
- Steller, Walter (1959): *Name und Begriff der Wenden. Eine wortgeschichtliche Untersuchung*; Kiel
- Tacitus, Publius Cornelius Gaius (1985): *Agricola · Germania · Dialogus de Oratoribus. Die historischen Versuche*; Stuttgart
- Topper, Uwe (1998): *Die »große Aktion«. Europas erfundene Geschichte*; Tübingen
- Udolph, Jürgen (1993): „Alteuropäische und germanische Namen in Brandenburg und seiner Umgebung“; in *Beiträge zur Entstehung und Entwicklung der Stadt Brandenburg im Mittelalter*; Berlin · New York
- Zedler, Johann Heinrich (1997): *Großes vollständiges Universal-Lexikon*; Graz (Leipzig/Halle ¹1743ff)

Herwig Brätz 18147 Rostock Jägerweg 3

Den Mythos erinnern, Karl vergessen

Rings um den Historikertag zu Aachen

Heribert Illig

Aachen empfing Ende September die deutschen Historiker. Und so waren einige Premieren angesagt: Erstmals versammelten sich rund 2.000 Historiker, erstmals tagten sie an einer Technischen Hochschule, erstmals hielt ein Neurobiologe die Eröffnungsrede, erstmals wurde Karl der Große am Ort seiner Lieblingspfalz ganz energisch in den Vordergrund gerückt. Auch der Nachwuchs stellte erstmals eine eigene Sektion. So war einiges vom 43. Deutschen Historikertag zu erwarten.

Im Vorfeld wurde die Reklametrommel gerührt und der *genius loci* beschworen. Dies geschah u.a. mit den Ausstellungen „Krönungen“ in Rathaus und Dom sowie mit der Ausstellung „die Künste am Hofe Karls des Großen“ an der RWTH, mit dem Domfest zum 1200. Jahr seines Bestehens (am 19./20. 8.) samt leibhaftigem Einhard, auch mit der Eröffnung von Kaiser Karls Garten hinterm Klinikum der RWTH (am 2.9.). Dort wurde stilgerecht Kapitular-Gemüse-Suppe und Königskraut-Creme auf Krustenbrot serviert. Im Ludwig-Forum präsentierten die Künstler ihr Karlsbild: ob als fast lebensgroßen Schokoladenachguss oder als riesigen Penis samt Gespielinnen oder als dreiköpfiges Wesen. Prof. Becker kommentierte den fröhlichen Unsinn: „Wir glauben heute der Geschichte nicht mehr, denn sie füllt sich auf mit immer mehr Phantasie“ [Bosetti].

Prof. *Johannes Fried*, damals noch amtierender „Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands“, gab im Interview vorab wichtige Fingerzeige. Ihn beschäftigt das Gedächtnis.

„Denn die Form des Erinnerns, so vermutet seit längerem der Mittelalterhistoriker Johannes Fried auf Grund vielfacher Ungereimtheiten in ansonsten glaubwürdigen Überlieferungen, ist beim Menschen nicht zu allen Zeiten gleich gewesen. Der mittelalterliche Mensch erinnerte Daten und Fakten anders als der Mensch der Neuzeit“ [...]

Fried jedenfalls empfiehlt seinen Kollegen, auf die kleinsten Widersprüche, die *minimalsten Abweichungen* zwischen den Quellen zu achten: Vieles, was heute für gesichert gelte, werde aufzugeben sein. „An irrigen Quellen festhalten zu wollen, entspricht nicht der historischen Methode. *Die Verformungen, Irrtümer und Missweisungen der Geschichtsschreiber* selbst können sich ja als kostbare Quelle entpuppen.“ [Sauerland; fettkurve Hvhb. hier und im weiteren von HI].

Zum Thema Erinnern und Vergessen lieferten die Historiker vorab gleich ein Lehrstück. Obwohl hier alle Spezialisten von der Frühzeit bis zur Gegenwart versammelt sind, obwohl erst beim letzten Historikertag die eigene braune Vergangenheit beleuchtet worden war (Hans Mommsen: Die deutschen Historiker hatten „Vordenker der Vernichtung im eigenen Lager“ [Borrenkott 2000a]), geschah gerade in diesem heiklen Bereich eine Peinlichkeit. Denn das Aachener Programmheft wurde mit einer ganzseitigen Annonce des Grabert-Verlags finanziert. Keinem im Organisationskomitee, auch nicht dem Verbandsvorsitzenden Fried war aufgefallen, dass ein gerichtsnotorisch rechtsextremer Verlag auf der Liste potenzieller Inserenten geführt wurde, niemand redigierte die Anzeigen. Fried musste das Versäumnis ausbügeln, sprach aber dabei nicht von Wahrnehmungslücken und bezeichnender Vergesslichkeit, sondern von einer „technischen Panne“ [dpa]. Paul C. Martin schrieb in der „Welt am Sonntag“ einen harschen Rüffel; ausgehend von Frieds Geleitwort – „tiefes Wissen, das die Gründe und Zusammenhänge nennt, ist zeitlos und also immer an der Zeit“ [Programm, 6] – bemerkte er:

„Auf dem *Gipfel des zeitgeschichtlichen Unvermögens* hat man ja bereits Platz genommen. Denn im ‚tiefen Wissen‘ der deutschen Historiker fehlt offenbar auch die Tatsache, dass der Grabert-Verlag, einer der Financiers des Events, wegen Verbreitung jugendgefährdender Schriften zu Geldstrafen verurteilt wurde“ [Martin].

Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass es derselbe Fried war, der 1995/96 meine These wie meine Person moralisch werten und in die rechte Ecke abdrängen wollte [Fried 1996a; vgl. Illig 1997, 277-281].

Immer noch im Vorfeld des Kongresses wurde dem breiten Publikum, das erstmals zum Besuch animiert wurde, eine Vortragssektion ganz speziell angekündigt: „*Karl der Große zwischen Faktizität und Aktualität*“. Als Sektionsleiter wurde *Michel Parisse* vom Historischen Institut der Sorbonne eingeflogen. Er sollte – ‚en passant‘, ganz ohne Vortrag – erläutern, dass man in Frankreich Karl den Großen ganz anders sehe. „Charlemagne ist eine Insel in der Geschichte“, die Legendenbildung beginnt schon wenige Jahre nach seinem Tod.

„Dieser Karls-Mythos ist heute für die Franzosen wichtiger als die historische Figur [...] Es gibt inzwischen einen Karl für das Volk und einen für die Historiker [...] *Der legendäre Charlemagne hat sich längst von seiner historischen Figur getrennt* [...] Was die Öffent-

lichkeit heute von Karl dem Großen weiß und mit ihm verbindet, ist wichtiger als die faktische Wirklichkeit“.

Mit diesen Zitaten warb die Pressestelle der RWTH Aachen für den Historikertag. Unter dem besonders hervorgehobenen Zitat „**Der Karls-Mythos ist heute wichtiger als die historische Figur**“ lud sie zu zwei Pressekonferenzen ein [Presse]. Die Ankündigung sprach auf 34 Zeilen von diesem Schwerpunkt des Kongresses; alle übrigen Vorträge wurden auf 5 Zeilen erwähnt.

Innerhalb der Sektion ging es allerdings überhaupt nicht um die Faktizität. Wenn Rudolf Schieffer über „*Karl der Große: Intentionen und Wirkungen*“ sprach, interpretierte er nur Schriftquellen. Wenn Matthias Becher über die „*Erhebung Karls des Großen zum Kaiser in der Sicht der Zeitgenossen*“ sprach, sprach er nur über Schriftquellen. Wenn Knut Görich über „*Otto III. und das Karlsgrab in Aachen*“ sprach, konnte er nicht über ein veritables Grab, sondern nur über eine legendäre Graböffnung sprechen und Ottos Intention nachgehen: „Mit Karl konnte man sich selbst bedeutend und wichtig machen“ [pép]. Wenn Frank Fürbeth über die „*Funktion des Karlsbildes in hochmittelalterlicher deutscher Literatur*“ und Matthias Pape über „*Karlsbild und Karlskult in der Gründungsphase der Bundesrepublik Deutschland*“ sprach, dann ging es auch nicht direkt um die Faktizität Karls. Insofern bleibt nur zu konstatieren, dass mediävistische Faktizität weiterhin keine materiellen Fakten, sondern ausschließlich urkundliche Informationen umfasst. Die Redner entsprachen somit exakt jener Vorstellung, die ihr Hauptredner als definitiv überholt beschrieb.

Immerhin war die Botschaft klar. Hierzulande soll der reale Karl von seinem Imaginärteil abgekoppelt werden. Und fürderhin hat man sich für den legendären Charlemagne zu interessieren, während der Realkarl wohl nur noch von Spezialisten im Magazin betreut wird. Dem ließe sich durchaus zustimmen, fehlt doch dann nur noch der letzte Schritt, die Entfernung des lästigen Realteils aus der Historie. Dunkel blieb, worin der Neuigkeitswert der französischen Frohbotschaft bestehen sollte. Hatte doch schon vor eineinhalb Jahren der Mediävist Grässlin bemerkt, dass seinen Kollegen die Realität Karls entgleite, und darüber reflektiert, was denn wäre, wenn der große Karl nicht gelebt hätte.

„Ist dieser Paradigmenwechsel nicht bereits vollzogen? [...] Wenig überraschend also, daß sich bereits die Hälfte der Leipziger Referenten [8. Mediävisten-Symposium] – darunter auch Rudolf Schieffer

(München) in seinem Eröffnungsvortrag ‚Karl der Große. Intentionen und Wirklichkeiten‘ – an das rettende Ufer der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, der ‚Histoire poétique de Charlemagne‘ begeben hatte. Rechnet man die Sektion II über ‚Karls Erbe und Erben‘ auch noch dazu, waren es sogar drei Viertel“ [Grässlin; vgl. Illig 1999, 238f].

Wir können also feststellen, dass bis hin zur Identität von Schieffers Vortrag das Mediävistensymposium von 1999 das vorbereitet hat, was Historikern und der Öffentlichkeit 2000 eröffnet worden ist. Allerdings mit einem Unterschied: Überzeugten sich die Mediävisten noch von der Realität Karls, indem sie meine These und mich kritisierten, so wurde nun der Realteil Karls in die Bedeutungslosigkeit verabschiedet, diesmal unter sorgfältiger Ausklammerung der bahnbrechenden These. Die Verbindung wurde nur von *Achener Nachrichten* hergestellt.

Die Öffentlichkeit ließ sich von all dem wenig beeindrucken. Die neue Karlsinterpretation begegnete mir in keiner überregionalen Zeitungskritik der Veranstaltung [z.B. Reents]; dafür musste sich der neue, von der Osteuropa-Geschichte herkommende Verbandsvorsitzende Manfred Hildermeier mit dem Vorwurf herumschlagen, der Historikertag sei „ein bißchen langweilig gewesen“, so ganz ohne Reizthema [Raulff].

Viel wichtiger war der Presse das einigende Band, das Eröffnungs- und Abschlussvortrag um den ganzen Historikertag schlangen. Zum Auftakt sprach der Neurobiologe *Wolf Singer*, Direktor des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung, über „*Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen*“. Dabei stellte er die kritische Frage nach der Verlässlichkeit unserer Wahrnehmung. Hier liegen neue Experimentalergebnisse vor, bei denen die Informationsspeicherung mittels Eiweißsynthese in den Nervenzellen beobachtet wird:

„Dies bedeutet, daß durch das Erinnern, zu welchem die Tiere während der Testung angehalten waren, die bereits befestigten Gedächtnisspuren wieder labil wurden und dann wieder der gleichen Konsolidierung bedurften wie die ursprünglichen Engramme nach dem ersten Lernprozeß. [...] Es bedeutet dies jedoch, daß Engramme nach wiederholtem Erinnern gar nicht mehr identisch sind mit denen, die vom ersten Lernprozeß hinterlassen wurden. Es sind die neuen Spuren, die bei der Testung, also beim Erinnern, erneut geschrieben wurden. [...]

Erinnerung ist also für die gleichen Deformationsprozesse anfällig wie die Primärwahrnehmung selbst.“

Freud bekam so ein weiteres Mal darin Recht, dass wir nicht Herr im eigenen Haus sind. Selbst unsere besten Erinnerungen haben keinen verbürgten objektiven Wert, können sie doch in immer neuen Kontext eingebettet und somit ganz anders gewichtet werden. Insofern ist Singers Perspektive für Historie und Historiker kein Ausblick aufs gelobte Land naturwissenschaftlicher Präzision gewesen.

„Zur Geschichte gehören nicht nur die Wirklichkeiten, die aus der Dritten-Person-Perspektive behandelt werden können, die Vorfälle selbst, sondern auch die Phänomene, die erst durch die reflektierende und konstruktivistische Tätigkeit unserer Gehirne in die Welt kommen. [...]

Und so scheint mir, daß es weder die Außenperspektive noch den idealen Beobachter geben kann, die beide erforderlich wären, um so etwas wie die eigentliche, die wahre, die tatsächliche Geschichte zu rekonstruieren. Wenn dem so sein sollte, dann können wir im Prinzip nicht wissen, welcher der möglichen Rekonstruktionsversuche der vermuteten ‚wahren‘ Geschichte am nächsten kommt. Und so wird jeweils in die Geschichte als Tatsache eingehen, was **die Mehrheit derer, die sich gegenseitig Kompetenz zuschreiben**, für das Zutreffendste halten.“ [Singer]

Eleganter ist seltener umschrieben worden, wie Wahrheitsfindung im Gehege der Platzhirsche stattfindet. Damit ist unter anderem eine Frage beantwortet, die Fried aufgeworfen hat, aber nicht beantworten konnte. Er stellte vor Jahren fest, Historiker seines Schlages zeichne eine positive, konstruktive Phantasie aus, mich hingegen eine negative, destruktive, gefährliche Phantasie [Fried 1996a, passim]. Seine Definition blieb erkenntnistheoretisch – oder auch epistemologisch – völlig unergiebig, weil er kein Unterscheidungskriterium angeben konnte. Jetzt hat er erfahren, dass es auch keines gibt, keines geben kann: Verschiedene Geschichtsrekonstruktionen sind möglich und gleichermaßen gültig. Allerdings nicht ganz! Singer hat einleitend eine wichtige Einschränkung ausgesprochen, die von den begeisterten Historikern überhört worden ist. Er sieht das Besondere an der Geschichtsforschung in den von ihr benutzten Quellen:

„**Dabei sind nicht die direkt faßbaren Spuren gemeint**, die Geschichte hinterläßt, die Bauwerke, Kulturlandschaften, Schlachtfel-

der, Ruinen und Gräber. Gemeint sind vielmehr die Zeugnisse, die bereits ihrerseits Ergebnis menschlicher Wahrnehmung, Erinnerung und Deutung sind – die in Bild- und Schriftsprache formulierten Berichte über Vorgefallenes, die Protokolle von Dabeigewesenen, die in Schriften und Bildern festgehaltenen Erinnerungen von Augenzeugen und schließlich die weitererzählten, die zunächst mündlich überlieferten und dann irgendwann festgehaltenen Berichte, die von Menschen verfaßt wurden, die selbst nicht dabei waren“ [Singer]

Wenn Singers Befund richtig ist, ergibt sich zwangsläufig die Forderung, alle schriftlichen Aufzeichnungen, Urkunden, Chroniken an den direkt fassbaren Spuren zu messen. So rücken die archäologisch-architektonischen Befunde noch viel stärker ins Zentrum der Geschichtsforschung. In dieser Weiterung steckt die eigentliche Brisanz von Singers Aussage, die ja dem philosophischen Denken längst vertraut ist, auch wenn es diese naturwissenschaftliche Unterfütterung begrüßen wird.

Ausgerechnet *Fried*, der große Anbeter des geschriebenen Wortes, der Kündler der positiven, ganz aufs Pergament konzentrierten Phantasie, führte in seiner Schlussrede Singers Gedanken weiter und übertrug sie mit mittelalterlichen Beispielen auf sein Fach:

„Die Wahrnehmung sei schon ein »extrem selektierendes Vergessensprodukt«, und Erinnerungen seien keine gemeißelten Monumente, sondern unkontrollierbaren Sprüngen und spontanen Assoziationen, bewusst oder unbewusst aufgenommenen Einwirkungen der Gegenwart ausgesetzt und von aktuellen Erwartungen abhängig - »mit mitunter katastrophalen Folgen für die Ergebnisse, unsere Quellen«.

Fried belegte das am Beispiel der »Ausschaltung des Bayernherzogs Tassilo durch seinen Vetter Karl den Großen«. In diesem Fall habe erst die Anfang der 90er Jahre erschienene Dissertation des Bonner Historikers Matthias Becher durch Vergleich mit kleineren Quellentexten bewiesen, dass die als so präzise und seriös geltenden Reichsannalen den historischen Vorgang falsch wiedergeben.

Dabei handele es sich nicht a priori um eine bewusste Verfälschung, sondern zeige, wie unkorrekt Erinnerung ist. Der Autor der Reichsannalen habe eine neue Geschichte geschaffen. Warum? Fried's Antwort: »Niemand wollte in unserem Sinne wissen, wie es gewesen war, vielmehr was irgendwann einst geschehen sein *musste*, damit die Gegenwart sein konnte, wie sie sein *sollte*.« Fried nennt dies »*das gedächtnisadäquat manipulierende Verfahren der Reichsannalen*«,

das in mehreren Fällen bestätigt worden sei, indem Historiker zuvor missachtete, scheinbar unbedeutende, als fragwürdig eingestufte Quellen doch zu Rate zogen“ [Pappert].

Nun sind die Reichsannalen nicht irgend ein Text, sondern, wie uns der *Brockhaus* bestätigt,

„die wichtigsten, wohl um 788 am Hofe Karls d. Gr. veranlaßten Aufzeichnungen der fränk. Reichsgeschichte von 741 bis 829 [...] Eine stilistische Bearbeitung (nach 814) schrieb man früher Einhard zu, der sie benutzte (»Einhardsannalen«). Beide Fassungen, auch für die Bildungsreform Karls d. Gr. bemerkenswert, sind als *offizielle Geschichtsschreibung* zu werten.“

Und jetzt!? Dem oder den Urhebern wird nachgewiesen, dass er/sie niemals objektive Geschichte schreiben wollte/n, wohl auch nicht konnte/n. Der Forscher muss erkennen,

„dass viele der exakten Angaben falsch oder erfunden waren, und *die »Reichsannalen eine Geschichte erzählten, die so niemals geschehen war«*. Gerade auch die Ereignisse, die zur Kaiserkrönung führten, wurden »der manipulierenden Kraft des Gedächtnisses . . . unterworfen.«“ [Borrenkott 2000b]

Das ist für Fried keine neue Aussage. Er hat heuer schon einmal den alten Geschichtsschreibern vorgeworfen, wie merkwürdig verformend sie mit miterlebten Vergangenheit umsprangen [vgl. Illig 2000, 290]. Und er hat auch längst einem Teil der Realität ins Gesicht geblickt:

„Ist vielleicht, eine *schreckliche Vision*, die ganze und, gestehen wir es uns ruhig ein, seit den ‚Regesta Imperii‘ für abgeschlossen gehaltene Arbeit der Quellensichtung, weil nur aus einem Fenster gewonnen, von vorne zu beginnen, mit Konsequenzen für das Geschichtsbild, die noch kaum auszumalen sind?“ [Fried 1996b, 59; vgl. Illig 1997, 282]

Prof. Michael Borgolte ist von den Aachener Perspektiven begeistert.

„Zum einen wurde die Skepsis einer ganzen Generation von Historikern gegen die Universalgeschichte beiseite gewischt; ermöglicht hat dies die Einsicht, daß jede Geschichtsdeutung, auch die des Weltganzen, nicht anders als subjektiv sein und deshalb nur beschränkten Anspruch auf Konsens unter den Gelehrten und Interessierten erheben kann. [Borgolte]

Eigentlich hätte mein übelster Kritiker entsetzt feststellen müssen, dass die Phantomzeitthese nunmehr ganz ‚offiziell‘ und ebenso gültig neben dem orthodoxen Geschichtsbild stehen kann, dass seinem absurden Sektenvorwurf auch noch die schlichteste Begründung – orthodoxe Lehre duldet keine heterodoxe These – entzogen wird. Er, der heuer mindestens einmal den ‚Unwert‘ der Chroniken gegeißelt hat [vgl. Illig 2000, 291, 294], sagt nun den Quellen den Kampf an.

„Es wäre gut, *die unabsehbaren Chancen einer völlig neuen Quellenforschung* gleich wahrzunehmen, als die Sisyphusarbeit der nächsten Generation von Historikern zu überlassen. Diese Anregung aufzugreifen, sollte schon ein Anliegen des nächsten Historikertages in Halle [2002] sein“ [Borgolte].

Insofern können wir gespannt sein, ob bis Halle von den enthusiastierten Mediävisten verstanden wird, dass die größten Auslegungsprobleme dann und nur dann auftreten, wenn man jede Gegenprüfung am materiellen Bestand auf und in der Erdoberfläche vermeidet. Wenn man Fried und Borgolte liest, hat man den seltsamen Eindruck, dass ausgerechnet sie Faktizität befürworten, indem sie sich weiterhin ausschließlich aufs Geschriebene stützen, weiterhin ihrem Berg an Pergamenten treu bleiben und ihn ein weiteres Mal umsetzen wollen. Glück auf! Während sie noch die „minimalsten Abweichungen zwischen den Quellen“ ins Visier nehmen [gemäß Fried, s.o.], vermeiden sie jeden Blick aus anderen Fenstern, der ihnen nicht nur minimale, sondern maximale Differenzen vor Augen führen würde.

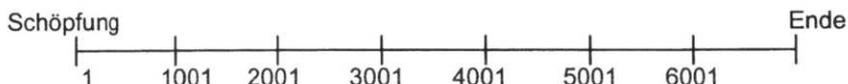
Für uns geht es nicht nur um einen angejahrten Pergamentstapel, sondern viel mehr als den Mediävisten um eine kritische Sicht der Geschichte. Insofern können wir gelassen zusehen, wie sich eine Disziplin vorsichtig in unseren Fußspuren bewegt: Der reale Karl wird zur quantité négligeable, die Reichsannalen werden als bewusstes oder unbewusstes Täuschungsmanöver ausgemustert, den Chroniken wird höchstes Misstrauen entgegen gebracht; sämtliche Urkunden sollen von neuem geprüft werden. Solchermaßen prüfend, beraubt sich die Mediävistik beider Standbeine, ohne ein drittes zu akzeptieren: den materiellen Befund. Aber es sind ja auch nach Halle weitere Historikertage zu erwarten.

In diesem Zusammenhang lohnt es sich, noch einmal darzustellen, warum das uns aus den Quellen bekannte und jetzt begeistert gefeierte Krönungsdatum 25. 12. 800 (= 1. Tag von 801 laut *Reichsannalen*) niemals real, sondern nur rückwärts errechnet sein kann [vgl. Illig 1999, 132-138].

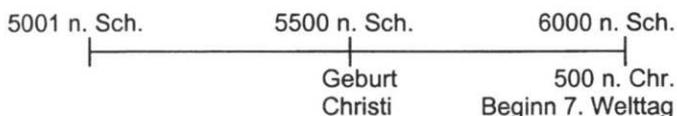
Das errechnete Datum der Kaiserkrönung Karls des Großen

Schöpf.tag 1 • 2 • 3 • 4 • 5 • 6 • 7 •

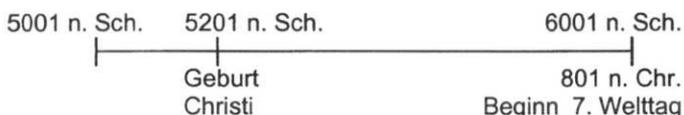
Da vor Gott 1.000 Jahre wie ein Tag sind, wird die Welt 6- oder 7.000 Jahre bestehen (Endgericht am Beginn oder am Ende des 7. Welttags?).



Africanus (203 n. Chr., noch 297 Jahre):



Eusebius von Caesarea (303 n. Chr., noch 497/8 Jahre):



Karl der Gr. wird am 25. 12. 800 gekrönt, das ist gemäß der Jahreszählung der *Reichsannalen* der erste Tag des Jahres 801 ! Karls Krönung stimmt taggenau mit der 497 Jahre alten Rechnung Eusebius' überein. Sie eröffnet den 7. Welttag, da mit ihr sich das Imperium Romanum fortsetzt. Andernfalls wäre alter Prophezeiung gemäß die Welt untergegangen.

Ende des 10. Jhs. (Millennium):



Ottoll. sucht – so die ‚staatstragende‘ Legende – Karl d. Gr. im Jahre 1000 in seiner Gruft auf und übernimmt die Insignien seiner Macht. (Immer bestand die Unsicherheit, ob ein Jahrtausend mit dem Jahr 0 oder 1 beginnt.) Er eröffnet nach neuer Rechnung (Verschiebung der Geburt Christi um weitere 200 Jahre) ebenfalls den siebten Welttag. Für die beiden kritischen Jahre 1000 und 1001 hat er eigene Siegelschnitte, die ihn als Stellvertreter Christi für die Endzeit ausweisen.

Satyrikon, der Bocksgesang

Was Urkundensichtung leistet und wie vorsichtig die Kunsthistoriker geworden sind, beweist uns *Alexander Markschies* [34]:

„So ist etwa von der Kunstgeschichte bisher weitgehend übersehen worden, dass der Dom früher nicht eine Pfalzkapelle war, sondern vielmehr eine ‚der Muttergottes geweihte *Stiftkirche in der Aachener Pfalz*‘ (Ludwig Falkenstein).“

(Max Kerner stellt den Sachverhalt genauso dar, nur umgekehrt: „eine Kirche *bei – und nicht in – der Pfalz Aachen*“ [Kerner 2000a, 29]. Doch weiter bei Markschies [34]:)

„Welche Auswirkungen diese Erkenntnis auf mögliche Interpretationen des Baus haben können, ist bisher noch nie gefragt worden. Viele Besucher der Kirche glauben, zumindest in deren oktogonalen Zentralraum einen *karolingischen Bau* erkennen zu können. *Dies mag zwar für die Substanz der Architektur zutreffen*, nicht jedoch für die Erscheinung, die sich im Lauf der Jahrhunderte stark gewandelt hat.“

So bräuchte man für die ganz neu ermittelte Stiftskirche respektive „Fiskalkirche der königlichen Grundherrschaft Aachen“ [Kerner 2000a, 29] lediglich den zugehörigen Bau.

In Aachen hatte *Max Kerner* große Auftritte, als er gerade noch rechtzeitig im Karlsjahr sein Buch zum Fest vorstellen konnte. Feierlich entschleierte er „*Karl der Große – Entschleierung eines Mythos*“ in verschiedenen Buchhandlungen. Am wichtigsten war es ihm dabei,

„dem ‚Privatgelehrten aus dem fernen Bajuwaren‘ den Marsch zu blasen und dessen ‚seltsamen Thesen den Garaus zu machen“,

wobei er meist keinen Namen nannte, sondern vom „Unaussprechlichen“ sprach. (Auch Rudolf Schieffer wollte auf dem Historikertag diesen Namen nicht in den Mund nehmen und sprach – so mein Gewährsmann – lieber von einem „geschäftstüchtigen Humoristen“.) Dabei

„entfuhren dem Gelehrten auch diesmal wieder Worte, die direkt aus einem gequälten Herzen kamen: ‚Was Illig behauptet, ist eine Sünde wider den Heiligen Geist, das wird in Aachen nie und nimmer vergeben.“

Damit er in seinem frevlerischen Tun vielleicht doch noch einhält, bekommt der Mann aus München baldmöglichst ein Exemplar des Kerner-Werks – mit Widmung.“ [Stoffels, 16.11.]

So wissen wir endlich, wo das jüngste Gericht stattfinden wird. Der Hl. Geist weht bis dahin allerdings weiter dort, wo er wehen will. Und der so rührend Bedachte wird das Widmungswerk nach Erhalt im nächsten Bulletin würdigen „- und sich vielleicht ärgern“ [hpl, 16.11.], vielleicht auch freuen.

Die *Süddeutsche Zeitung* hat in ihrer Wochenendausgabe eine Letzte, dem Humor gewidmete Seite. Doch nicht auf ihr, sondern auf der ersten Seite brachte sie von einem Friedemann Bedürftig [2000] eine ganzseitige Variation über Karl und seine große Passion: „Er war der Frauenliebe sehr bedürftig“ [vgl. Illig 1996, 50]. Hier wird sehr schön demonstriert, was für einen großen Kreis die positive, konstruktive Phantasie um einen imaginären Punkt schlagen kann.

Literatur

Mein Dank gilt Dr. Günther Braun und Hubert vom Venn, die mir die Artikel der Aachener Lokalpresse zugänglich gemacht haben. Um Doppelnennungen zu vermeiden, sind die „Beiträge zur MA-Debatte“ nicht auch noch in dieser Rubrik aufgelistet.

Bedürftig, Friedemann (2000): „Des Kaisers fröhlicher Taubenschlag“; in *SZ* vom 18.11. 2000

Borgolte, Michael (2000): „Elektrisierende Einsichten auf dem Aachener Historikertag“ [Leserbrief]; in *FAZ* vom 23.10. 2000

Borrenkott, Axel (2000b): „Alle Fakten neu prüfen? Abschluss des Historikertags in Aachen“; in *Aachener Nachrichten* vom 30.9. 2000

- (2000a): „Reuige Historiker und neue Perspektiven. Auf dem vorigen Historikertag ging es um die eigene braune Geschichte“; in *Aachener Nachrichten* vom 16.8. 2000

Bosetti, Annette (2000): „Wie geil war Karl? ‚Charlemagne 2000‘ im Ludwig-Forum Aachen – Kunst aus vier Ländern“; in *Aachener Nachrichten* vom 8.9. 2000

Brockhaus = *Brockhaus Enzyklopädie* in zwanzig Bänden (1972); Wiesbaden

dpa (2000): „Peinlich. Historikertag: Werbung von Rechts“; in *SZ* vom 5.8. 2000

Fried, Johannes (1996b): „Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster“; in Otto Gerhard Oexle (Hg. 1996): *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen, S. 47-72

- (1996a): „Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte“; in *Historische Zeitschrift* CCLXIII (2) 291-316

Grässlin, Matthias (1999): „Niemand sang die Sündenregisterarie nach. Der achte deutsche Mediävistentag überzeugt sich von der Realität Karls des Großen“; in *FAZ* vom 5.5. 1999

- Illig, Heribert (2000): „Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen. Zur laufenden Phantomzeit-Debatte“; in *ZS* XII (2) 281
- (1999): „Zwischen Karlsgraben, Leipzig und Untersberg. Die Mediävisten quälen sich ‚offiziell‘ mit der Phantomzeit“; in *ZS* XI (2) 235
 - (1997): „Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalterdebatte wird umfassend“; in *ZS* IX (2) 260
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Kerner, Max (2000): „Karl der Große und Aachen“; in *RWTH-Themen* 1/2000 (SS), 28-30, Aachen
- Markschies, Alexander (2000): „Zwischen Mythos und Wirklichkeit. Der Aachener Dom aus der Sicht eines Kunsthistorikers“; in *RWTH-Themen* 1/2000 (SS), 34-39, Aachen
- Martin, Paul C. (2000): „Gipfel des Unvermögens“; in *Welt am Sonntag* vom 6.8. 2000
- Pappert, Peter (2000): „Vergessen schützt und nützt. Der Historiker, das schöpferische Gedächtnis und fragwürdige Quellen“; in *Aachener Zeitung* vom 30.9. 2000
- pep (2000): „Wer sich wie mit Kaiser Karl wichtig macht“; in *Aachener Zeitung* vom 29.9. 2000 (= Peter Pappert)
- Presse = Pressemitteilung 156/2000 der Pressestelle der RWTH Aachen vom 17.8. 2000
- Programm = 43. Deutscher Historikertag Aachen 2000. 26.-29.9.2000 *Eine Welt – eine Geschichte?*; Programmheft der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen
- Raulff, Ulrich (2000): „Stammesfürst. Generation Hildermeier: Die Historiker verjüngen sich“; in *FAZ* vom 20.10. 2000
- Reents, Edo (2000): „Eine Geschichte. Unruhige Tage in Aachen: Der 43. Historikertag“; in *SZ* vom 2.10. 2000
- Sauerland, Dorothee (2000): „Dem Gedächtnis auf der Spur“; in *Aachener Nachrichten* vom 6.9. 2000
- Singer, Wolf (2000): „Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft: Eröffnungsvortrag des 43. Deutschen Historikertags“; in *FAZ* vom 28.9. 2000

Beiträge zur MA-Debatte, kontinuierlich ab 16.9.2000

- 10.6. **Grenz-Echo**, Eupen – hego: Weshalb das kleine Walhorn eine so monumentale Kirche hat (Buchbespr. Albert Janclaes + HI)
- 16.6. und 17.6. **Gandersheimer Zeitung** – Prof. Fidel Rädle: Eine Entgegnung auf die "Entmystifizierung". "Hrotsvit bleibt in Bad Gandersheim"
- 16.9. **Literarische Gesellschaft, Gräfelting** – Vortrag von HI
- 18.9. **Münchner Merkur** / Würmtal – Leo Ernstberger: Das Mittelalter war ganz anders
- 18.9. **Süddeutsche Zeitung, München** / Würmtal – Marc Müller: Provokative Thesen
- *Acta Historica Astronomiae, Beiträge zur Astronomiegeschichte* III, 211-

214 – Prof. Dieter B. Herrmann: Nochmals: Gab es eine Phantomzeit in unserer Geschichte ▪ *Acta*, ebd. III, 215-224 – Franz Krojer: Die Sonnenuhr des Augustus und die »Phantomzeit« von Heribert Illig ▪ 5.10. *Aachener Nachrichten* – Arnd Gottschalk: Der erfundene Kaiser. Forscher bezweifeln Existenz Karls des Großen / "Der Dom ist nicht von 800" ▪ 13.10. *Wiener Zeitung* – Markus Vorzellner: Karl der Große - eine Fiktion? Heribert Illig und Karl Brunner streiten über eine brisante Frage ▪ 13.10. *Volkshochschule Wien* – "Karl der Fiktive": Podiumsdiskussion zwischen Prof. Karl Brunner und HI, Moderation Mag. Markus Vorzellner ▪ 16.10. Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, *Tagung in Wels* über "Zeitbegriff, Zeitmessung und Zeitverständnis im städtischen Kontext" – Vortrag von HI: Zum städtischen Zeitverlust im frühen Mittelalter ▪ 17.10. *Rheinische Zeitung, Koblenz* – uk: In welcher Zeit liegt das "erfundene Mittelalter" (Antwort auf Leserfrage) ▪ 23.10. *Wolnzacher Anzeiger* – ted: Gab es die große Geschichtsfälschung? ▪ 26.10. *Halle*, Saalkreisbücherei – MA-Vortrag von Hans-Ulrich Niemitz ▪ 26.10. *Wolnzach, Historischer Cirkel* – MA-Vortrag von HI ▪ Nov. *Buch* von Joseph Kardinal *Ratzinger*: Gott und die Welt. Glaube und Leben in unserer Zeit, Stuttgart, S. 171 ▪ Nov. *Sterne und Weltraum*, Heidelberg – Das erfundene Mittelalter, II (Leserbrief von Harry Hübner) ▪ Nov. *raum&zeit, Dietschzell* Nr. 108, 84-90 – Sepp Rothwangl: 300 Jahre erfundenes Mittelalter? ▪ Nov. *Efodon, Rüsselsheim* – Susanne Rueppel: Hrotsvith von Gandersheim. Wie die deutschen Humanisten die Dichterin erdichtet haben + Buchrezension (mit Eugen Gabowitsch) ▪ 1.11. *Wolnzacher Anzeiger* – ted: Dr. Illig beweist beim HiC brillant 300 Jahre Geschichtsfälschung ▪ 2.11. *MDR, Leipzig* – Eine der Wiederholungen des Simmering-Films: 300 Jahre erstunken und erlogen? ▪ 16.11. *Aachener Nachrichten* – Alfred Stoffels: Der große Karl - entschleiert (Prof. Max Kerner und HI) + Willi Wichtig: Noch eine Fangfrage ▪ 16.11. *Aachener Zeitung* – hpl: Auf Suche nach dem historischen Kaiser. Max Kerner entschleiert den "Mythos Karl" ▪ 19.11. *Sonntagsnachrichten, Halle* – Wolfgang Radeiski: Herzlich Willkommen im Jahre 1703! Oder wie ein Professor aus Leipzig die Geschichte neu schreibt ▪ 23.11. *Universität Bonn* – B. Schellewald: "Dark Ages"? Das Mittelalter als Herausforderung für die Kunstgeschichte (Ringvorlesung) ▪ *Universität Bonn* – H. Keipert: Erfundene Vergangenheit: Echtheitsprobleme in der Slavischen Philologie (zweistündige Vorlesung im Slavistischen Seminar, angeknüpft an die MA-Thesen von HI) ▪ 5.12. *Universität München* – Prof. Michael Toch: Gab es ein jüdisches Frühmittelalter? (Ringvorlesung) ▪

Was las man denn zur Karolingerzeit ?

Teil II

Paul C. Martin

Zu den größten Rätseln der Bücher- und Bibliotheksgeschichte gehört der Übergang von jenen Texten, die angeblich schon im Altertum und im Mittelalter, dabei vor allem in der uns interessierenden Zeit „um 800“ existiert haben sollen, in die Gegenwart. Seit langem schon geht der Verdacht um, dass ein Großteil dieser Texte (wenn nicht gar alle) ein Fabrikat des späteren Mittelalters bzw. der frühen Neuzeit gewesen sein könnten.

So schreibt schon der russische Chronologie-Kritiker *Nikolaus Morosow* (1854-1946), sich auf die Forschungen des berühmten Chemikers *Marcellin Berthelot* (1827-1907) beziehend, dem Ungereimtheiten in der Überlieferung historischer Texte der Alchemie aufgefallen waren (*Fettungen* im folgenden von mir) :

„Schließlich kam Berthelot zu der Ansicht, dass alles, was in den ersten *gedruckten* Sammlungen auf uns gelangt ist (15., 16. und 17. Jahrhundert), ebenso wie die vorhergegangenen *Handschriften* aus der alten Periode der Alchemie, durchaus apokryph ist und dass weniger bekannte Schriftsteller der Renaissance die Gewohnheit hatten, ihre Werke unter dem Namen alter berühmter Autoren oder als Übersetzungen aus dem Griechischen, Arabischen oder Hebräischen herauszugeben. Ob nicht eine solche Gewohnheit auch bei den mittelalterlichen *Mönchen und Theologen* bestand? Ob sie ihre Werke und Predigten nicht mit dem Namen alter Berühmtheiten deckten und dadurch unsere Vorstellungen von der Entwicklung der christlichen Ideen im Altertum irre geführt haben?“ [Morosow 1912, VIII].

Schon der hoch gelehrte Jesuit *Jean Hardouin* (1646-1729) hatte eine Reihe vermeintlich antiker Autoren ins Reich der Fabeln verwiesen [Hardouin 1693], dem der Basler Professor und Sprachforscher *Robert Baldauf* zum Beginn des 20. Jhs. beitrug [Baldauf 1902]. Auch der Privatgelehrte *Wilhelm Kammeier* (1889-1959) war, ausgehend von den massenhaften Fälschungen mittelalterlicher Urkunden zu dem Ergebnis gekommen, dass zahlreiche antike Texte erst im 15. Jh. entstanden sein konnten [Niemitz 1991].

Wir werden über diese „erfundene“ Schriften noch einiges kennen lernen, wenn wir uns mit den Schriftstellern (und Fälschern) des 15. Jhs.

beschäftigen, allen voran mit **Poggio Bracciolini**. Dabei werden wir sehen, dass die Motive, antike Autoren zu fälschen bzw. überhaupt zu erfinden, nicht nur theologischer Natur waren, sondern auch monetärer, und dies sogar in der Hauptsache: Sobald sich in den Köpfen reicher Leute die Vorstellung verfestigt, sich unbedingt eine Bibliothek zulegen zu müssen, ist dem Betrug natürlich Tür und Tor geöffnet. Wird für Schriften – und es müssen natürlich bisher unbekannte sein – enormes Geld bezahlt, ist die Versuchung groß, solche Werke selbst zu schreiben und unter dem Namen eines überlieferten bekannten oder sogar eines völlig neu entdeckten Autors zu präsentieren, der damit der Vergessenheit entrissen wurde.

Der Florentiner Bibliomane **Niccolò Niccoli** (1364–1437), der Sohn eines reichen Spekulanten, geriet durch seine Büchersucht im Ende seines Lebens in eine kolossale finanzielle Schieflage und schuldete 1433 allein **Cosimo** und **Lorenzo de Medici** 355 Goldgulden [Ullman/Stadter 1972, 12], was umgerechnet über den Goldpreis (1 Fiorino largo damals ca. 3,5 g) heute rund 25.000 DM nominal entspricht.

Der Wert seiner gesamten Bibliothek von 800 Bänden wurde mit 6.000 fl. (= Florentiner Goldgulden) angegeben [a.a.O., 61]. Dies sind immerhin rd. 21 Kilo Gold mit einem heutigen nominalen Goldpreis von 420.000 DM. Ein Buch käme demnach auf 525 DM, über den Goldpreis umgerechnet.

Um den Wert der Bücher aber zeitbezogen einschätzen zu können, muss man einen Blick in die Florentiner Steuerlisten werfen. Der **Maestro Giovanni di Antonio da San Miniato**, dessen Steuererklärung von 1457 im Original mir vorliegt, wurde damals nach dem seit 1427 geltenden *catasto* für sein Nettovermögen mit etwas über 33 fl. taxiert und zählte zu dem einen Prozent der Haushalte, die am meisten Steuern zahlten. Nach dem *catasto* von 1457 zahlten nur elf Bürger mehr als 50 fl. Steuern, und 51 zahlten zwischen 20 und 50 fl.; einsam an der Spitze standen **Cosimo di Giovanni** und **Pierfrancesco de' Medici** mit 576 fl. [de Roover 1963, 29, 31]

Der gesamte **Cassa**-Bestand der Medici-Bank, die „Tavola“, lag laut Ausweis vom 12. Juni 1427 bei ganzen 4.223 fl. [de Roover 226]. Die Cash-Position der damals stärksten Bank der Welt hätte also nicht ausgereicht, um die 800 Bücher des Privatsammlers Niccoli zu kaufen! Ein Bücherbestand, der mit 6.000 fl. bewertet wurde, bedeutete demnach eines der größten Vermögen von Florenz, der damals neben Venedig reichsten Stadt der Welt.

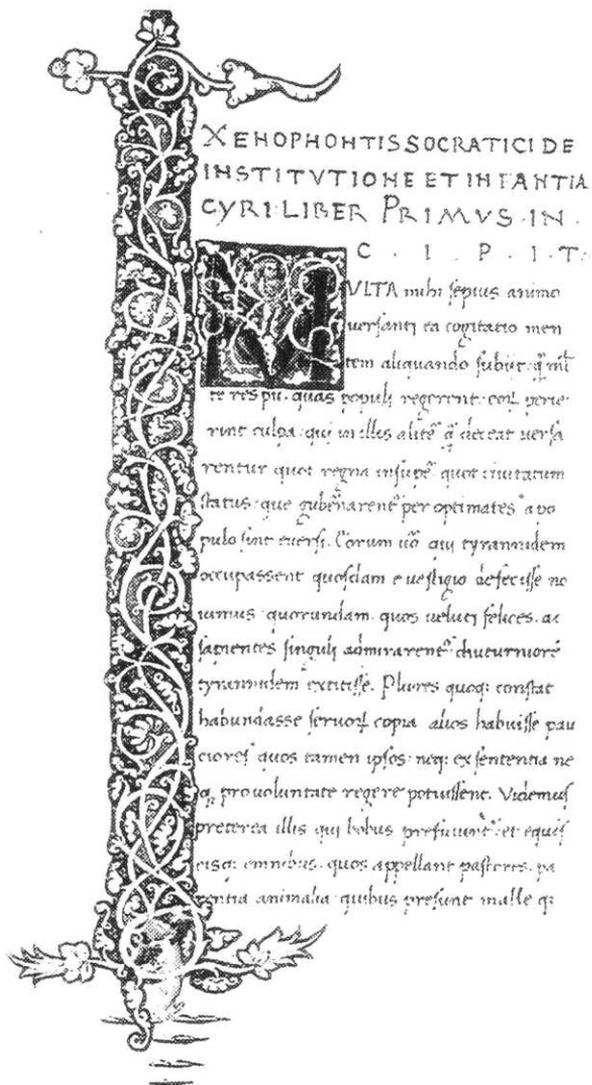


Abb. 8: Typische erste Seite eines Manuskripts des 15. Jhs. aus der Medici-Bibliothek Laurenziana [Hs. Strozzii 50]. Es ist die lateinische Übersetzung von Xenophons "Kindheit des Kyros", angefertigt von Poggio Bracciolini. Die folgenden 190 Seiten sind reine Textseiten.

Nun waren die Bücher des Niccoli, die sich zum Teil bis in die Gegenwart erhalten haben und unschwer als aus seiner Bibliothek stammend zu rekonstruieren sind (sie enthalten zumeist den handschriftlichen Vermerk „Ex hereditate famosi viri Nicolai Niccoli“ [vgl. Ullman/Stadter 1972, Pl. 1]), sowie die Bücher der Medici fast durchwegs einfache Handschriften, bestenfalls mit floralen Bordüren oder dem einen oder anderen Kopf in einem Initial (vgl. **Abb. 8**), jedenfalls ohne die ungeheure Pracht der Ausgestaltung, die heute noch bei so mancher der ca. 8.000 „karolingischen“ Handschriften zu bestaunen ist, von denen sich rätselhafter Weise ohnehin kein einziges Exemplar in den Florentiner Bibliotheken des 15. Jh. nachweisen lässt. Wer diese „karolingische Buchmalerei“, abgebildet von Mütherich/Gaehde bis hin zum Paderborner Katalog, auf sich wirken lässt, kommt unschwer zu dem Ergebnis, dass solche Bücher noch erheblich **teurer** gewesen sein müssten, wären sie im 15. Jh. auf dem Markt verfügbar gewesen.

Warum sie nicht verfügbar waren, obwohl vor allem die Medici alles daran gesetzt hatten, alte Bücher zu erwerben, ist völlig unklar. Dass diese „karolingischen“ Handschriften, wenn sie denn wirklich Fabrikate der Karolingerzeit waren, ja irgendwo existiert haben müssen, als die Bücherjäger der Florentiner – wie der berühmte **Poggio** – 600 Jahre nach der Zeit „um 800“ durch die Klöster zogen, um alte Schriften einzusammeln, ist unbezweifelbar. Die Frage, warum nicht wenigstens eine einzige karolingische Handschrift, zum Beispiel aus dem reichhaltigen Cimelien-Bestand des Klosters St. Gallen, das Poggio intensiv durchstöbert haben soll, oder aus dem überreichen Schatz des Raumes Salzburg oder gar das legendäre Lorscher Evangeliiar, den Weg nach Florenz gefunden hat, lässt sich nicht beantworten [vgl. u.a. Forstner 1962; Homburger 1962; Mütherich/Gaehde 1976; Zimelien 1975/76; Schmuki/Ochsenbein/Dora 1998 sowie zahlreiche Ausstellungs- und Versteigerungskataloge, zuletzt im Herbst 2000 die Ausstellung „Juwel der Buchkunst“ im Historischen Museum der Pfalz in Speyer]. Wenigstens ein einfaches, schmuckloses „karolingisches“ Manuskript hätte sich doch auch dem harthörigsten Abt abschwätzen lassen, wo doch angeblich den Äbten so viele frühe Manuskripte abgeschwätzt werden konnten.

Es drängt sich also immer wieder der ungeheuerliche Verdacht auf, dass die gesamte „karolingische“ Buch- und Schriftenvielfalt Produkt einer erheblich späteren Zeit ist.

Dieser Verdacht scheint sich vor allem bei der zentralen Quelle zur karolingischen Wirtschaft zu erhärten, dem bereit in Teil I kurz vorge-

stellten „*Capitulare de villis*“ (= CV). In 70 Kapiteln gegliedert, befasst es sich mit der Verwaltung des königlichen Kronguts. Es soll für das ganze Reich Karls des Großen gegolten haben, ist aber rätselhafter Weise nur in einem einzigen Exemplar auf uns gekommen, das die typischen Merkmale fast aller „karolingischen“ Schriften aufweist: Es wurde erst Jahrhunderte post festum irgendwie ‚zufällig‘ entdeckt:

„Nach allgemeiner Annahme stammt die Handschrift aus dem Besitz des gelehrten protestantischen Kirchengeschichtsschreibers *Matthias Flacius Illyricus* († 1575). Das ist zwar nicht stringent beweisbar [... Allerdings] hat *Flacius* den Codex nachweislich gekannt. Wie er in seinen Besitz gekommen ist, wissen wir nicht. Der Ruf des Flacius als eines ‚Sammlers‘ von Handschriften ist umstritten“ [Capitulare de villis 1971, Beiband, 5].

Was will uns nun dieses zentrale Schriftstück der Karolingerzeit sagen, das als Codex Helmstadensis 254 der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel Weltruf genießt? Zunächst einmal sind von gleicher Hand ein Briefwechsel zwischen Karl dem Großen und Papst Leo III., dem Kirchenherrscher also, der auch in Paderborn hervorgetreten ist, überliefert sowie die bereits in Teil I ausführlich besprochenen *Brevium Exempla* (BV), die sich dadurch auszeichneten, dass sie einen Bücherschatz eines winzigen Klösterleins auf einer Insel im Staffelsee beim oberbayerischen Murnau zum Besten geben, der den für die Zeit „um 800“ im zentralen Kloster der damaligen Christenheit nördlich der Alpen, nämlich Fulda, bei weitem überragte.

Der hoch gerühmte Karolingerforscher *Alfons Dopsch*, der sich wie kein Zweiter mit dem CV und den es umrankenden Forschungen des 19. Jhs. beschäftigt hat, kommt zu einer nachgerade hymnischen Beurteilung: „Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit gilt [...] als *die bestbekannte der Wirtschaftsgeschichte überhaupt* [...] Das berühmte *Capitulare de Villis* bot scheinbar in nuce die planvolle Organisation in allen Einzelheiten dar. Sie hoben diese Periode aus dem Dunkel der Vorzeit in ein Licht, das ihren Inhalt in um so strahlenderer Größe hervortreten ließ, als auch die nächste Folgezeit ihnen an solchen Erkenntnismitteln *nichts Gleiches an die Seite* zu setzen hatte.“ [Dopsch 1921, III]

Dopsch ergänzt die bis zu seiner Zeit aufgelaufenen CV-Forschungen und -Deutungen sogar noch dahingehend, dass er den Zweck seines zweibän-

digen Werkes darin sieht, „die Notwendigkeit einer neuen Grundlegung der deutschen Wirtschaftsgeschichte zu erhärten.“ [a.a.O., VI].

An einer Stelle seines Standardwerkes beschleichen ihn allerdings doch Zweifel, ob es sich bei dem CV um eine genuin „karolingische“ Quelle gehandelt haben mag [a.a.O., 32]:

„Noch vom Beginne der sogenannten Neuzeit haben wir geradezu eine **ähnliche** Wirtschaftsordnung erhalten von einem Gutshofe des Mainzer Erzstifts in Erfurt, das sogenannte ‚Engelmanns-Buch‘ (1495-1516). Nicht ganz mit Unrecht hat man es schon einmal mit dem *Capitulare de Villis* in **Parallele** gestellt. Und doch wird es wohl niemandem einfallen, daraus für die Wirtschaftsverfassung Deutschlands am Beginne des 16. Jahrhunderts so weitgehende Schlüsse zu ziehen, wie dies bei dem *Capitulare de Villis* der Fall war“.

Wenn nun schon aus dem Inhalt und der Entdeckung des CV sich zeitliche Parallelen zum 16. Jh. ergeben, darf doch gefragt werden, ob sich im CV nicht noch andere Hinweise entdecken lassen, die seine Zuweisung in die „Zeit um 800“ fraglich machen.

Der Name Karls als des Urhebers dieser Wirtschaftsordnung, die sich speziell mit der Verwaltung des Kronguts beschäftigt, taucht in dem Dokument direkt nicht auf. Es wird nur angenommen, dass es sich um Karl d. Gr. gehandelt haben muss, da dem CV unmittelbar die von gleicher Hand geschriebenen BE und die Briefe von Papst Leo III. an Karl vorangehen. An vier Stellen taucht der Passus auf: „**nos vel regina**“, was Klaus Vernhein zu dem Schluss führt „dass der Urheber der Verordnung ein verheirateter (fränkischer) König war“, wobei an **Pippin** „niemand [dachte]“ und „auch heute noch [niemand] denkt“ [Vernhein 1953/54, 323]. Warum es aber ein fränkischer König gewesen sein **muss**, ist allerdings nicht einzusehen, zumal es bis hinauf zu Karl V. (seit 1516 König von Spanien und erst 1519 zum deutschen Kaiser gewählt, der also auch bestens ins 16. Jh. passen würde), jede Menge deutscher Könige gegeben hat, die keinen oder noch keinen Kaisertitel trugen.

Das CV, darin ist sich die Forschung einig, hat für das ganze riesige Reich des Frankenkönigs Karl gegolten. Intensiv beschäftigt es sich mit Vorschriften über die Haltung von Schweinen, Schafen, Enten und Hühnern. Es ist zu melden, wenn ein Hengst umsteht, und zu vermeiden, dass zu viel Tischwein gekauft würde. Die Zahl der gefangenen Wölfe ist zu nennen, und selbst über die Aufzucht junger Hunde ergehen Befehle.

Die Schwachstelle des CV ist aber eindeutig ein abschließendes Glossar von 72 Pflanzen, von denen einige aus klimatischen Gründen überhaupt nicht im Frankenreich angebaut werden konnten:

Costum (Frauenminze). Sie kommt auch in den BE vor, und Vernhein [1953/54, 347] konzidiert, dass es Pflanzen seien, „die ins Treibhaus hätten gebracht werden müssen, um den Winter im nördliche Klima zu überstehen“. Dopsch selbst zitiert den Botaniker v. Fischer-Benzon, der bei der Untersuchung der „karolingischen“ Pflanzen „bei einer ganzen Reihe davon zu einem entschieden negativen Ergebnisse [kommt]“. Zu nennen seien nur **Lorbeer**, **Drachenwurz**, **Koloquinte** (eine Wüstenpflanze) sowie **Rosmarin**, **Ficus** (Feige) und **Pinus** (Pinie). Dazu gehört auch noch die **Squilla** (Meerzwiebel, *scilla maritima* L.), die an den sandigen Küsten vor allem der portugiesischen Algarve gedeiht. Wichtig sind dann vor allem noch:

Morarius (Maulbeerbaum), auch in den BE. Damit sollte Seide im Frankenreich heimisch gemacht werden. Seide kam im Mittelalter im Westen als Rohstoff nirgends vor. Bekanntlich beginnen die Versuche mit der Zucht von Seidenraupen erst ab den 1480er Jahren in Frankreich.

Ascalonica (Schalotten), in CV und BE. Dabei interessiert weniger der botanische Belang, sondern die Tatsache, das es sich um Pflanzen handelt, die ihren Namen von der Stadt Askalon in Palästina ableiten. Das ist doch nun wahrlich bemerkenswert, dass die Karolinger dem Verlauf der Kreuzzüge vorgegriffen haben, in deren Verlauf Askalon erobert und zu einem Stronghold der Christenheit ausgebaut wurde! Da kann man nur mit Horst Fuhrmanns ausrufen:

„Allen diesen Fälschungen ist eigentümlich, dass sie zur Zeit ihrer Entstehung kaum gewirkt haben. Sie hatten, von der Entstehungszeit her gesehenen, antizipatorischen Charakter.“ [Fuhrmann 1996, 54].

Pisi Maurisci (Maurische Erbsen): Diese werden auch in den BE genannt. Dies ist aber völlig unhistorisch, da in der „Karolingerzeit“ die Muslime nicht „Mauren“ oder gar „Maurisken“, geheißen haben konnten. Die Muslime hießen noch in der Zeit der Kreuzzüge eindeutig „Sarazenen“. Dies gilt schon für die englische Übertragung des Theophanes, wobei es sich im Original um „Araboi“ (z.B. „*πεμπει κατα Αραβων*“) gehandelt hat [Mango/Scott 1997, 469]. Auch in den Briefen Leos, die den BE und dem CV vorangehen, ist im Original von „Sarracenis“ und von „mauri“ die Rede (vgl. **Abb. 9**), wobei letztere in der deutschen Kurzfassung

von Carlheinrich Brühl [1971, Beiband, 15f] immer wieder mit „Sarazenen“ übersetzt werden. Hägermann [2000, 541] entzieht sich dem Problem der Nomenklatur, indem er von „arabischen Quellen“ spricht bzw. von „muslimischen Gegnern“, als er Karls Politik „jenseits von Alpen, Pyrenäen und Elbe“ beschreibt. Entsprechend ist in der Karte zu Beginn seiner Karls-Biographie auch von dem „Omajjadischen Emirats von Córdoba“ die Rede.

Wegen der gartenbautechnischen Probleme haben einige Forscher die Entstehung des CV sogar nach Südfrankreich gelegt, während A. Dopsch [1921, 40] weit verstreute und schwer zu datierende Quellen anführt, in denen von „Mauri“ die Rede ist, um sich schließlich mit dem Hinweis aus der Affäre zu ziehen, dass es sich in Wahrheit um „punische Kichererbsen“ gehandelt haben müsse. Die belegt er mit dem römischen Landwirtschafts-Schriftsteller *Lucius Iunius Moderatus Columella*, einem Zeitgenossen Senecas, gebürtig aus Cadix, dessen Hauptwerk „*De re rustica libri*“ komplett erhalten ist. Zu diesem erläutert Manfred Fuhrmann [1999, 302]:

„Columella schreibt präzise, anschaulich, mit ungesuchter Kunst; sein Werk gehört zu den wertvollsten Hinterlassenschaften der römischen Fachschriftstellerei. Die Resonanz des Werkes war – außer bei Autoren vom selben Fach – gering; erst die *Humanisten* sorgten für einige Verbreitung.“

In Venedig erschien 1472 ein Druck „*M. Cato, Columella et Palladius de agrorum cultu*“ in einem Band. Das älteste komplette, gedruckte Exemplar der Schriften des Columella „*Opera agricolationum Columellae, Catonis, Varronis nec non Palladii, cum excriptionibus Philippi Beroaldi, et commentariis quae in aliis impressionibus non extant*“ wurde in Bologna 1494 zum Druck gebracht.

Im Katalog von San Marco erscheint unter Nr. 795 „*Moderati Columellae rei rusticae Libri XIII*“ (sic!), wobei Ullman/Stadter anmerken [1972, 217]:

„This *lost* manuscript was probably that copied by Niccolò Niccoli.“

Niccoli soll es von einem „vetustum exemplar“ kopiert haben, das – wie sollte es auch anders sein? – der bekannte *Poggio* entdeckt hatte [a.a.O., 102]. Damit sind wir wieder mitten in der Problematik, dass die Humanisten immer wieder von ganz alten Exemplaren abgeschrieben haben, die

tūdi: cū ipsa donacione uos presente au: quatin
quid die aeterna percipere mereatis.

PIISSIMVM DOMINI IMPERII GRATIASQ PER
MACYSTODIAT. FIO. OMNIVM ACENTIVM COLLA
SUBSTERNAT. QUA QUALITAT SICIL. OVS SPS CUM

SARRACENIS PACTUM EST. ET CAPTIV REDDITIS

MINO PIISSIMO ET SERENISSIMO QICOLY

ACTRIVM APHATORI FILIO AMATORI DIEL

OMI NOSTRI IHUXPI. KAROLO AC QUSTO.

LEO EPISCOPVS SERVVS SERVORVM DNI

mun. neapolitano ducem. Ut cū tot ipsi neapolitano
duxerit qui illi obedire uoluisse. nā uide dux illum
et p̄beneficiū duxerit. Qui uero dux occasione propo
nent. In duxit in orio eius ire contempit. Hare tamā
et lamulfrico aliquantū congregaret nā uide. In
duxit illiur abierunt. Post modū uero ut audiui
my. Ingressi sunt ipsi ne fecundis simi manu treditim
seilicet nauigia. In insula quæ dicitur lampadusa. par

Abb. 9: Ausschnitte aus den Briefen Papst Leos III. an Karl den Großen (oben mit dem Wort „SARRACENIS“, unten mit dem Wort „mauri“). In der Karolingerzeit existierten aber keine Mauren, deren Name erst in der Zeit der Reconquista aufkam. Auch aus diesem Grund ist das mit den Leo-Briefen zusammenhängende „Capitulare de Villis“, das wirtschaftliche Grundgesetz Karls des Großen, als Märchen enttarnt.

Abb. 10 (Titelbild): Das Frontispiz der großen Bodmeriana-Ausstellung, die 2000/2001 in Zürich, Marbach und New York gezeigt wurde/wird. Es zeigt Boccaccio im Habitus eines schwerreichen Patriziers zwischen den ärmlichen Ur-Eltern Adam und Eva – Hinweis auf die enorme Kostbarkeit früher Bücher [Ms. Frankreich, 15. Jh.: „Des cas des nobles hommes et femmes“].

anschließend rätselhaft verschollen sind – worauf wir noch des öfteren stoßen werden.

Vom großen Werk des großen Fachmanns aus dem 1. Jh. sind offenbar auch weitere Codices erhalten, die als „frühmittelalterlich“ bezeichnet werden [Fuhrmann 1999, 302]. Auch Boccaccio soll Columella gelesen haben, das Exemplar aber ist ebenfalls verschollen [Ullman/Stadter 1972, 91, 99].

Ob es nun Columella wirklich gegeben hat, ob sein großes Werk tatsächlich aus der Antike überdauert hat, kann jetzt noch nicht überprüft werden. Aber angenommen Columella sei keine Phantomfigur, sondern ein Autor, dessen Werk die Antike überdauert hat (wovon Dopsch zweifelsfrei überzeugt ist), dann stellt sich allerdings jetzt doch die Frage:

Wozu musste Karl sich mit seinem CV abmühen, wo es doch zu seiner Zeit ein spezielles Fachbuch zum Thema gegeben hat, das sämtliche Aspekte von Ackerbau, Viehzucht, Gartenbau, Gutsverwaltung usw. usw. ausführlichst behandelte?

Entweder hatten missliebige Zeitgenossen des großen Kaisers dieses großartige Standardwerk vor ihm versteckt oder es wurde tatsächlich erst vom bekannten Bücherjäger und -finder **Poggio** entdeckt und ‚verbreitet‘.

Von dem CV als einer ernst zu nehmenden „Quelle“ der Zeit „um 800“ müssen wir uns allerdings so oder so leider verabschieden.

Wie stark sich in der Buchgeschichte immer wieder monetäre mit genuin historischen Interessen mischen, zeigt auch das Beispiel des großen Sammlers **Martin Bodmer** (1899-1971). Dieser, ein überaus vermöglicher und zurückhaltender Mann, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, eine Bibliothek aufzubauen, von der er sagte: „Sie will die großen Texte aller Zeiten in möglichst ursprungsnaher Form vereinen.“ [Bodmeriana 2000, 25]. Die weltberühmte Bibliotheca Bodmeriana verfügt inzwischen über 150.000 Handschriften und Bücher.

Das darin angehäufte Vermögen sprengt natürlich jede Vorstellungskraft und dürfte sich jenseits der Milliarden-Grenze bewegen. Schon das Frontispiz der Bodmeriana-Ausstellung, die 2000 in Zürich und Marbach und 2001 noch im berühmten Grolier-Club in New York gezeigt wird, macht den Triumph des reichen Buchbesitzers deutlich. Es zeigt auf fol. 2d den großen Boccaccio, wie er Adam und Eva aus seinem Buch vorliest. Das erste Menschenpaar in gebückter Haltung, ärmlicher Kleidung, stehend und mit einem bittstellerisch-fragendem Ausdruck. Boccaccio dagegen an gewaltigem Tische sitzend, in pelzverbrämtem, scharlachrotem Prachtgewand, sein Gesichtsausdruck herrisch und herablassend.

Genau das ist das Selbstverständnis eines Mannes, der weiß, was für einen gewaltigen Schatz er da den armen Leuten präsentiert, die froh sein dürfen, daran überhaupt Teil zu haben (vgl. **Abb. 10**=Titelbild).

Da Bodmers teuerste Stücke natürlich die ältesten sind, war ihm frühzeitig daran gelegen, die Spuren seiner Schätze möglichst weit in die Vergangenheit zurück zu verfolgen. So finanzierte er bereits in den 60er Jahren das große Werk „Geschichte der Textüberlieferung“, wobei uns hier der erste Band interessiert. In seiner Einleitung schreibt Bodmer [Hunger 1961, 17]:

„Die hier vorliegende Geschichte der Textüberlieferung ist auf dem weiten Feld der Literaturwissenschaft ein *Novum*. [...] Das Unternehmen [soll] zeigen, warum und wodurch für uns Heutige eine antike und mittelalterliche Literatur überhaupt existiert: dank eben der Textüberlieferung! Und diese wiederum ist einer oft komplizierten Reihe von Umständen zu danken. Die wohl seltsamste Frage dabei ist, warum ein so grundlegendes Problem *bisher unerörtert* blieb [... Dass] die Grundlagenforschung gerade auf diesem Gebiet eine Art Stiefkind geblieben ist, gehört zu den *Seltsamkeiten*, die man nur registrieren, aber *nicht erklären* kann.“

Die Erklärung, dass es durchaus nicht seltsam ist, wenn etwas nicht erklärt wurde, weil sich in Sachen „Textüberlieferung“ schon allein deshalb nichts zusammen reimt, weil die meisten Texte gar nicht aus der Antike „überliefert“, sondern in späteren Jahrhunderten frei erfunden wurden, können wir an den hier bereits gebrachten Beispielen schon ahnen, werden dazu aber noch erheblich mehr erfahren.

Nehmen wir als Beispiel nur die Nr. 145 der grandiosen Bodmeriana-Ausstellung. Es ist eine Handschrift mit „*De victus ratione liber II seu De observantia ciborum*“ des *Hippokrates* (460-377). Es ist ein klassisches karolingisches Manuskript, laut Katalog „Fulda, Erste Hälfte des 9. Jahrhunderts“ (vgl. **Abb. 11**). Warum *Fulda*? Dazu der Katalog:

„Das Pergament stammt aus England und die Schrift ist von angelsächsischem Einfluss geprägt, die für Fulda typisch sind, das ja bekanntlich durch einen englischen Mönchen, Winfried gegründet wurde, besser bekannt unter dem Namen des Heiligen Bonifatius. Auf diese Weise ist der Kodex Bodmer ein wichtiger Zeuge der Medizingeschichte [...] und ein interessantes Beispiel klösterlicher Gelehrsamkeit aus Fulda, dem geistigen Zentrum des karolingischen Europa.“ [Bodmeriana 2000, II 161]

Dieses ist nachgerade lächerlich! Wie es um die „klösterliche Gelehrsamkeit“ Fuldas in der Karolingerzeit gestanden hat, wurde bereits in Teil I dargestellt: Fulda hatte damals noch nicht einmal die für einen christlichen Ort grundlegenden Schriften, keine komplette Bibel, fehlen doch die vier Evangelien und die Paulusbriege [zit. ZS 3/2000, 468]; es gibt keine Schriften des „Bonifatius“, statt *einer* Mönchsregel deren mehr als ein Dutzend, und selbstverständlich *keinerlei* Schriften des Hippokrates. Erst in dem Fuldaer Bücherverzeichnis Handschrift Basel F III 42 ist unter Position 604 („sequuntur libri diversarum medicinarum“ [Fulda 1992, 156]) etwas im bodmerschen Sinne verzeichnet. Allerdings heißt es darin „Libri medicinarum diuersorum medicorum videlicet Auicenne, Constantini, Galieni, *Ipacratis* [sic!]“.

Dummerweise stammt Basel F III 42 auch nicht aus der ersten Hälfte des neunten, sondern „aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert“ [Fulda 1992, 98]. Und warum die schreibstarken Mönche Fuldas, die, wie auch in Teil I nachgewiesen wurde, nicht einmal „apostolorum“ oder „antiphonarum“ richtig schreiben konnten, sich das Pergament aus dem weit entfernten England beschafften, kann kein Forscher vernünftig beantworten.

Der Bodmer-Katalog [161] beschreibt überdies den „*Kodex Bodmer*“ (man beachte auch hier wieder den unbändigen Stolz des Besitzers) mit dem Hippokrates-Text:

„Nun [ist] unsere Version dem griechischen Original weit näher. Der *Kodex Bodmer* repräsentiert also die älteste lateinische Tradition dieses in der Medizingeschichte so wichtigen Textes.“

Was mag wohl „weit näher“ heißen? Hatten sie einen Text, den sie abgeschrieben haben (eben den heutigen *Kodex Bodmer*), dann ist zu fragen, warum das Original in ihren karolingischen Verzeichnissen nirgends auftaucht. Hatten die Fuldaer Mönche einen griechischen Text zur Hand, den sie – des Lateins noch nicht mal mächtig – besser zu übersetzen wussten als andere? Das wäre eine wissenschaftliche Sensation: von England aus missionierte deutsche Heiden, die obendrein noch perfekt Griechisch konnten!

Außerdem soll der *Kodex Bodmer Fulda* „vor dem 16. Jh.“ verlassen haben [a.a.O. 159]. Vor dem 16. Jh. heißt spätestens im 15. Jh., was also just in die Zeit fiel, da die großen Florentiner Bibliotheken entstanden. Unter den griechischen Handschriften des *Niccoli* taucht ein Hippokrates nicht auf [Ullman/Stadter 1972, 62ff], auch nicht in den 178 griechischen Manuskrip-

ten des gesamten San-Marco-Kataloges von 1500, die aufgelistet sind [248ff]. Dort erscheint fast alles, was Rang und Namen hat, von den griechischen Kirchenvätern bis zu den großen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern der griechischen Antike.

Unter den lateinischen bzw. in Lateinische übersetzten Schriftstellern finden wir allerdings diverse Hinweise auf **Hippokrates** bzw. Auszüge aus seinen Schriften (*Aphorismi, De infirmitatibus, Epistolae, Prognostica, Propositiones*), die in der medizinischen Abteilung eingestellt wurden. Sein „*De victus ratione liber II seu De observantia ciborum*“ ist allerdings nicht dort zu finden. Dies verwundert, da in diesem „in der Medizingeschichte so wichtigen Textes“ [s.o.] die Grundlagen des hippokratischen Gedankens dargelegt sind, wonach der Körper durch Säfte und Luft regiert wird. Unter den der Gesundheit zuträglichen Früchte zählt Hippokrates laut Kodex Bodmer auch die Feige auf, die in Fulda, „dem geistigen Zentrum des karolingischen Europas“ [Bodmeriana 2000, 161] in der „Zeit um 800“ allerdings nicht gewachsen sein konnte, ebenso wenig wie heute.

Aus alledem lässt sich schließen, dass der Kodex Bodmer mit Sicherheit nicht aus dem „karolingischen“ Fulda stammen kann. Er ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein Fabrikat des 15. Jhs. oder, da es nicht den Weg in die Florentiner Bibliotheken gefunden hat, womöglich noch später zu datieren.

Schließlich ist an dieser Stelle auch ein Wort über die Herstellkosten der Bücher zu verlieren, wie sie in der heutigen Bibliothekswissenschaft die Runde machen. Der Berner Professor R. Barth dazu [2000, 05 Klosterbibliotheken im Mittelalter, 1f]:

„Für ein großes Doppelblatt eines mittelalterlichen Kodex benötigte man unter Umständen die Haut eines ganzen Tieres. Man hat ausgerechnet, dass z.B. für das berühmte Evangeliar Heinrichs III. (heute im Escorial) für seine 170 Blätter 85 Kälber benötigt wurden. [...] Für den Codex Amiatinus, einer angelsächsischen Bibel aus der Zeit um 800, mussten 520 Kälber ihr Leben lassen.“

Damit stößt die Buchproduktion der „Zeit um 800“ allerdings in gigantische Dimensionen vor. Nehmen wir an, dass für die 8.000 überlieferten „karolingischen“ Handschriften nur jeweils 50 Kälber ihr Leben lassen mussten, dann sind wir bei 400.000 Tieren. Was kostete damals ein Kalb? Es sind zwar keine Preislisten aus der „Zeit um 800“ überliefert, aber es

gibt die „Lex Salica“, das karolingische Hausrecht. Dort steht unter Pactus 3 „De furtis animalium“ [Lex Salica 1953, 109]:

„§2. Wenn einer ein einjähriges bis zweijähriges [Kalb] stiehlt, werde er 600 Pfennige („sint dinarii DC qui faciunt“) außer Wert und Weigerungsgeld zu schulden verurteilt.“

Damit haben wir einen Anhaltspunkt. Ein Kalb, das Rohprodukt für das oben angesprochene Pergament, dürfte sich wertmäßig in etwa der Größenordnung der Strafe, die sozusagen ‚zusätzlich‘ gekommen ist, bewegt haben. Ohne das zu vertiefen, nehmen wir als Preis für ein typisches karolingisches Pergament-Lieferungs-Kalb jetzt 500 Denare an. Diese zu 1,7 g reinem Silber (dahin ging bekanntlich die „karolingische Münzreform“ von 794/5) setzen den Preis für ein Kalb auf 850 g Silber fest (heutiger Marktwert ca. 300 DM, was im übrigen auch ziemlich nahe am aktuellen Marktpreis der Gegenwart für Jungtiere liegt).

Dieses multipliziert mit der Zahl der Kälber, die für die karolingische Buchproduktion ihr Leben lassen mussten, ergibt sich ein Gewicht von 340 Tonnen Silber. Dabei können wir den Wert des Fleisches, das verzehrt wurde, durchaus dem Wert des vom Kalb gewonnenen Pergaments gleich setzen, so dass wir für die Buchproduktion auf **150 bis 170 Tonnen Silber** kommen, zumal das Pergament umständlich bearbeitet werden musste [vgl. u.a. Gilissen 1977, 14-177; LeMaire 1989, 38-125].

Dies muss mit zeitgenössischen Zahlen verglichen werden, um zu einem Urteil zu kommen. Die größte aus der Karolingerzeit bekannte Summe ist das aus fränkischen Quellen gewonnene „Danegeld“. Dieses waren Tribute im 9. Jh., bei deren Bezahlung sich u.a. Karl der Kahle 866 mit 4.000 Pfund hervortat [d’Haenens 1969, 272f]. Insgesamt wurden an die Dänen (Normannen) etwas mehr als 18 Tonnen Silber abgeführt, möglicherweise auch das Zwei- bis Dreifache [Spufford 1988, 63].

Selbst wenn wir für die größte Transaktion der Karolingerzeit knapp **50 Tonnen Silber** annehmen, so wären das doch nur ca. ein Drittel der Summe, die für den Rohstoff Pergament der „karolingischen“ Buchproduktion ausgegeben wurde, zuzüglich der sonstigen Kosten für Schreiber, Maler, kostbare Rohmaterialstoffe usw.

Dass dies außerhalb jedes Bezuges zu einer wie auch immer definierten Realität liegt, versteht sich von selbst. Die gesamte „karolingische“ Buchproduktion der Zeit „um 800“ hat sich endgültig als das entpuppt, was sie ist: ein Märchen.



huius ad alonchi saluar marce
 hercule quos deos illi forte istos
 adolabunt. Quae loci greci an
 onaga usant. huius enim grece ma
 rtylaine dicitur. Quinta itaque
 atheniensis est adpona beam
 uia idoli de simulachri meru
 ru postea de quo locus compari
 nominatur. Erunt enim grece
 meru ruis dicitur. huius uerbis ma
 ris est de siluaris de nonentia flu
 uium de uarecoru epulente
 peccata uerbis grece u nobilis
 sima stonur. Sedque tunc ca
 put carbisq ceteris preterbat
 modo genuis impoen oppressa
 eant capra deprimetur. Apol
 lo dicitur e appollinis amysia
 nobilissima uehementissu pncipi
 pncipa diruatur. Cuius pat
 nicolaus iur magni uigenti
 litterarum studi pollens aut
 e melitus angelice ueris ma
 gister. Cuius filius apollo dui
 ure philosophoru scolae clari
 habebatur. e autentica af
 bilior huius reuoluerat. dui
 de huius est philosophie ce ua
 uisitatione. ritu pagura
 audiat paulu apm noua
 e maudita ante ea dogma
 re uoluerat. Qui dui ce resiste

re uoluerat. puenit ueris
 doctrina qua paulus apud
 nicensis dicitur retinuerit uer
 supstitioes gentiu. p uoluerat
 dibus arti clepauris. ut eia
 doctrina ce uia saluar ostend
 ra. Se an xpi. n dicitur uis
 est dicitur illi truma gestis
 eta die paulus artozagui uer
 ser. huius dicitur illi m
 re coepit qd aderet. aut qu
 munitib. ueris spatiose ce ue
 nonabili loco mstruere. Cui d
 onstus ait. Deos quos coluerat
 patres nri. quoru ueritate
 plectra mact. tra conuic
 nos colimus ce adomamus. An
 quas iudeis maris e herculis
 aut ce papa nomine ce huius
 ce ueris. Huius paulus simul
 aluaria ce simulachra sal dui
 deoru plurimasse. m artozagui
 reperio altare ueris inuener
 titulus de sup pncipi deo igno
 e conuicis ad eos paulus mtraga
 illos. Quis ille dicitur magister
 Cui respondit dionysius huius an
 qua adhuc e est nre d d dem
 huius dicitur deos sedet inuener
 ueris in glo. ce ueris d d
 ruis ce nre d d d d regnat
 ruis in glo ce ueris ce reg

Abb. 12: Ein von Hartung & Hartung, München, im Frühjahr 2000 versteigertes Ms.-Fragment in „karolingischer“ Minuskel, datiert auf 9./10. Jh. Das Lot enthielt zwei aus einem Einband gelöste Blätter mit einer Darstellung eines jungen Mannes. Schätzpreis: 4.000, Zuschlag 120.000 Mark! Wollte jemand mit diesem Irrwitz-Preis verhindern, dass dieses Ms. einer Datierungsprobe unterworfen würde?

Da natürlich gigantische Summen – in heutiger Währung – auf dem Spiele stehen, muss alles getan werden, um zu verhindern, dass sich das Märchen der „karolingischen“ Buchkunst in Schall und Rauch auflöst. Dazu dieser interessante Vorfall: In Auktion 98 versteigerte das hoch angesehene Haus Hartung & Hartung in München unter Nr. 46 zwei Blatt einer lateinischen Handschrift auf Pergament, 9./10. Jh. ca. 300:220 mm. Beschreibung:

“32 Zeilen, 2 Spalten, leicht geneigte schwarzbraune *karolingische* Minuskel. Teil der Viten des ersten Athener Bischofs Dionysios Aeropagita (1. Jhdt) u. des hl. Arztes Pantaleon (gest. um 305). Eine Seite im w. Längenrand mit Darstellung eines jungen Mannes, wohl des im danebenstehenden Text behandelten Gottes Merkur (schwarzbraune Federzeichnung grau und rot koloriert).“

Die absolut belanglosen Blätter waren aus einem Einband gelöst, hatten Bräunungen und Textverlust und Anmerkungen einer Hand des 19. Jh. (vgl. **Abb. 12**). Dieses minimal-mediokre Stück war mit DM 4.000 fair taxiert. Ich hatte versucht, es zu ersteigern, um die Blätter anschließend einer physikalischen Analyse zu unterziehen. Es war sinnlos. Denn der Zuschlag erfolgt bei – sage und schreibe – **120.000 Mark**. Da kein Mensch, der bei Verstand ist, diese Summe für eine solche Nichtigkeit ausgeben würde, kann es nur eine Erklärung für den Irrwitz-Zuschlag geben: Jemand wollte verhindern, dass die „karolingische“ Minuskel einer Datierungsprobe unterzogen wurde. Damit bleiben die völlig abartigen Preise für sog. „karolingische“ Manuskripte weiterhin gesichert.

Und der Kreislauf von Fälschung und Geld schließt sich erneut.

An dieser Stelle sollte auch die Frage angesprochen werden, wie denn die Schriften der Antike auf dem Weg über die „Karolinger“ auf uns gekommen sein könnten. Dabei soll jetzt nicht auf die Geschichte der antiken Textüberlieferungen in toto eingegangen werden. Dies behalten wir uns für zahlreiche noch zu behandelnde Einzelbeispiele vor. Es geht zunächst darum, überhaupt einmal die grundlegende Theorie zu betrachten, die derzeit angeboten wird.

In der Antike existierten zahlreiche private und öffentliche Bibliotheken, die in der Literatur und in Handbüchern ausführlich dargestellt werden [zuletzt Mazal 1999], auch wenn vieles übertrieben und märchenhaft klingt. Antikes Schriftgut hat sich in lesbarer Form erhalten, wie das jüngst mit einer „Kleopatra-Unterschrift“ entdeckte Papyros-Fragment im

Berliner Ägyptischen Museum oder auch nur noch als verkohlte Reste wie die 1.700 Papyrus-Rollen einer Villa in Herculaneum, die im August +79 durch den Vesuvausbruch mit Asche verschüttet und im frühen 18. Jh. wieder aufgefunden wurde.

Der italienische Altphilologe Luciano Canfora hat sich bei der Untersuchung des Brandes der Bibliothek von Alexandria auch Gedanken gemacht, wie sich das Kulturgut des niedergeschriebenen Wortes über die Jahrhunderte gerettet haben mag [1998, 183]:

„Die Geschichte der antiken Bibliotheken schließt oft mit einem **Brand**. [...] Brände entstehen nicht ohne Grund. Es ist, als ob eine höhere Macht an einem bestimmten Punkt eingriffe, um einen Organismus zu zerstören, der nicht mehr kontrollierbar ist [...], weil die Elemente, die darin zusammenfließen (Beispiel: die **Fälschungen**) von ambivalenter Natur sind.“

Fälschungen und Brände sind zweifellos Topoi, die uns in der Bibliotheksgeschichte immer begleiten. Dabei sei – vorausgreifend – nur an die Geschichte des Klosters **Hirsau** erinnert, in dem der bekannte **Trithemius** als Abt wirkte, den wir noch als Fälscher gerade „karolingischer“ Tatbestände kennen lernen werden und dessen Kloster 1692 abgebrannt ist. Canfora weiter [a.a.O.]:

„Es ist schwer zu sagen, wann sich diese Vorstellung, dass die Bibliothek im **Feuer** endet, festgesetzt hat. Vielleicht hat sie entfernte Wurzeln in der mehr oder weniger bestimmten Wahrnehmung davon, wie die Bibliotheken der großen orientalischen Reiche geendet haben, bei denen der unvermeidliche, abschließende Brand des ‚Palastes‘ im allgemeinen den Brand der anstoßenden Bibliothek nach sich gezogen hat.“

Hinzu kommen bewußte Bücherverbrennungen der Antike, z.B. als Teil der Christianisierung, wie eine aus der Zeit Justinians überlieferte Szene beschreibt [zit. Canfora 184]:

„Im Monat Juni [...] wurden einige Griechen (das heißt: Heiden) verhaftet, durch die Stadt gezerrt, und ihre Bücher wurden [...] **verbrannt**.“

Oder auch als Teil der Muslimisierung, wie es in Alexandria abgelaufen sein soll, wo der Kalif in Bagdad seinem Statthalter in Ägypten auf dessen Frage, was nun mit den Büchern zu geschehen habe, diese Botschaft zukommen ließ [zit. Canfora 103]:

„Bezüglich der Bücher, von denen Du mir geschrieben hast, so ist hier meine Antwort: wenn ihr Inhalt sich mit dem Buch Allahs vereinbaren lässt, so können wir auf sie verzichten, da in diesem Falle das Buch Allahs mehr als ausreicht. Enthalten sie hingegen Dinge, die vom Buch Allahs abweichen, dann gibt es erst recht keinen Grund, sie aufzubewahren. Schreite also zur Tat, und *vernichte* sie.“

Angeblich wurden nur die Schriften des *Aristoteles* verschont.

Rom war um die Mitte des 4. Jh. eine Stadt ohne Bücher, und wenig später ging auch die Bibliothek von Antiochia im Feuer unter. Und auch die verbliebenen letzten großen Bibliotheken, die im Palast des Kaisers und in dem des Patriarchen von Byzanz, gehen unter. Canfora [187]:

„Zerstörungen, Verfall, Plünderungen und Brände treffen vor allem die großen Verdichtungen an Büchern, die normalerweise im Zentrum der Macht anzutreffen sind. Auch die Bibliotheken von Byzanz machten hiervor keine Ausnahme. Deshalb kommt das, was am Ende geblieben ist, nicht aus den großen Zentren, sondern aus ‚randständigen‘ Orten, (den *Klöstern*) oder aus sporadischen *privaten Kopien*.“

Als wichtigster Privatmann gilt *Boethius* (480-524). Dieser römische Konsul besaß eine Bibliothek, deren Nichtverfügbarkeit er im Kerker beklagt, als er wegen des Vorwurfs der Konspiration mit Ostrom gegen Theoderich inhaftiert ist. Da er hingerichtet wurde und sich Nachrichten über gotische Bibliothekspflege nicht erhalten haben, dürfte auch seine Bibliothek untergegangen sein. Von seiner „*Consolatio philosophiae*“, die jenen Bibliothekspassus enthält, existieren zwar 400 Handschriften, „die aber nicht über das 9. Jh. zurückgehen“ [Hunger 1961, 421]. Für die „Zeit um 800“ kommen also weder er selbst noch der Hinweis auf das ‚Bibliotheksphänomen‘ kaum in Frage.

Als wichtigster „randständiger Ort“, in dem Bücher überdauern konnten, gilt einmal *Monte Cassino*. Doch das 529 gegründete Kloster wurde schon 581 von den Langobarden zerstört, 883 ein weiteres Mal durch die Sarazenen, und kommt so als Tradierungsort alter Schriften oder Schriftideen ernsthaft kaum in Frage. Vermutlich wurde es ohnehin erst 950 gegründet [Illig 1994, 38]. Und wie steht es mit dem seit jeher genannten Kloster *Vivarium* in Kalabrien?

Nachdem seit der Wiedereroberung Italiens durch Justinian „die bange[n] Fragen an[fangen], ob ein Buch die Eroberung Roms überstanden hat“ [Hunger 1961, 367], soll sich der römische Senator und Allround-Gelehr-

te **Cassiodor** nach Kalabrien zurückgezogen haben, um in oder bei seinem Geburtsort Scyllacium (heute Squillace) dieses buchgeschichtlich so zentrale Kloster zu errichten.

In den ihm zugeschriebenen „*Institutiones divinarum ac saecularium litterarum*“, einer Anleitung für Kleriker, schrieb Cassiodor (den übrigens schon Hardouin neben vielen anderen „alten“ Schriftstellern als märchenhaft beschrieben hatte) detailliert vor, was wie abzuschreiben sei, warum es auf die Genauigkeit der Orthografie ankomme und wie schön die Schrift auszusehen habe. Leider lassen sich die Erzeugnisse aus Vivarium nicht überprüfen, da sie verschollen sind bzw. sich ihre Spuren, ohne konkret nachvollziehbar zu sein, im oberitalienischen Kloster **Bobbio** oder über die längst nicht mehr existente Sammlung des **Laterans** verstreut in anderen Bibliotheken verlieren.

Die ausdrückliche Anweisung Cassiodors, dass bei den in Vivarium zu erfolgenden Abschriften auch Textkritik zu üben sei, die sogenannte „notarii“ zu vollziehen hätten, ist ungehört verhallt, denn unter den „vor 1000“ datierten Abschriften gleicht kaum eine der anderen, nicht einmal beim Buch der Bücher, wie die historisch-kritischen Editionen der Bibel und der Patristik uns immer aufs Neue vor Augen führen. Außerdem verschweigt Cassiodor in seinen „*Institutiones*“, die auch als ältester erhaltener Bibliothekskatalog interpretiert werden, dass es auch antike Dichter gegeben hat, die er allerdings in anderen, ihm zugeschriebenen Schriften häufig zitiert.

In **Fulda** erscheinen Cassiodors Schriften erst in dem BÜCHERVERZEICHNIS aus dem ausgehenden 15. Jh., in den „karolingischen“ Verzeichnissen sind sie nicht enthalten ([Fulda 1962, 130f], unter Nr. 316 „Cassiodorus de institutione diuinarum scripturarum“, also in einem unbeholfenen Latein). In **St. Gallen** wird unter Handschrift Nr. 855 der zweite Teil der „*Institutiones*“ präsentiert,

„in der älteren und kürzeren ‚sehr inkorrekten‘ (Gustav Scherrer im Handschriftenkatalog der Stiftsbibliothek St. Gallen von 1875) Fassung, die mit zahlreichen relativ unbeholfenen erklärenden Federzeichnungen und schematischen Darstellungen geschmückt ist“ [Schmuki u.a. 1998, 56].

Eine zweite St. Galler Handschrift [Codex Sangallensis Nr. 199] enthält die ausführliche zweite Fassung, wobei ungeklärt bleibt, warum es zu keiner Textabgleichung gekommen ist. In **San Marco** finden sich aus der Bibliothek Niccolis die „*Institutiones*“ in einem Band zusammen mit Schriften



Abb. 13: Darstellung von Kloster „Vivarium“ des Cassiodor im kalabrischen Squillace (Staatsbibliothek Bamberg Msc. Patr.61). Das Kloster, zentraler Ort der Überlieferung antiker Texte in die Karolingerzeit, ist bis heute unauffindbar; nachfragende Besucher werden mit dem Hinweis abgespeist, dass ein „Vivarium“ tatsächlich kein Kloster, sondern ein Fischteich sei.

des Hieronymus und des Augustinus, datiert auf 12.-13. Jh. [Ullman/Stadter 1972, 155]. Als Schrift wird im Ms. „litteris Longobardis“ angegeben.

Ist die Überlieferungsgeschichte dieses zentralen Werkes zur klerikalen Buchkultur anhand dieser Beispiele schon windig genug, wird es vollends dunkel, wenn wir uns noch kurz mit dem Phänomen „Vivarium“ beschäftigen, dem Kloster des Cassiodor, in dem das *entscheidende Verbindungsglied* der Buchgeschichte zwischen Antike und „Karolingerzeit“ vermutet wird. In der Staatsbibliothek Bamberg findet sich unter Hs05 [Signatur Msc. Patr.61] ein weiteres Exemplar der „*Institutiones*“, „als von einem offenbar von Cassiodor selbst durchgesehenen Exemplar herkommend“ [einsehbar unter www.uni-bamberg.de usw.]. Es handelt sich um die „älteste erhaltene Handschrift“ und wird auf „Süditalien (wohl nicht Montecassino), 2. H. 8. Jh.“ lokalisiert und datiert.

Diese Handschrift ist geschrieben „in frühbenedictinischer Minuskel“. Diese „Beneventana“ ist freilich eine süditalienische Schrift, die in dem ab der Mitte des 10. Jhs. neu aufgeblühten Skriptorium von *Monte Cassino*

„und, seit dem frühen 11. Jahrhundert, in der Kanzlei der Fürsten von *Benevent* eine kalligraphische Form von ausgeprägtem, unverwechselbarem Charakter [erhielt]“ [Barthel 1972, 212].

Die „Beneventana“ ist überhaupt eine bemerkenswerte Schrift, hat sie sich doch von 750/800 bis 1200/1300 erhalten. In ihr ist nämlich auch der Cassiodor-Text von San Marco geschrieben, als „litteris Longobardis“ bezeichnet! Sie hat damit nicht nur die „karolingische“ Schriftreform unbeeindruckt überstanden, sondern sie wurde auch in einem Raum gepflegt, der niemals zum Reich der Langobarden zählte und dennoch nach ihnen benannt wird.

Und *Vivarium* selbst? In der Bamberger Handschrift findet sich eine prachtvoll ausgemalte Darstellung dieses Klosterkomplexes (**Abb. 13**), „als farbige Federzeichnung auf Bl. 29v, zwischen Kap. 29 und 30 eingefügt“. Wer sich freilich die Mühe macht, von Catanzaro aus knapp 30 km weiter nach Squillace ins ärmlichste Kalabrien zu fahren, um der großartigen Anlage einen Besuch abzustatten, findet – nichts! Nicht einen Stein.

Und wer die ortsansässigen Experten zur Rede stellt, wird mit zwei Hinweisen abgefertigt: Zum einen würden die Steine der Kirchenanlage des Cassiodor in Catanzaro liegen und zum zweiten seien „Vivaria“ in Wirklichkeit „Fischteiche“, die zum einen an dem (ausgetrockneten) Fließchen Pellena angelegt gewesen seien sollen und von denen man

überdies noch Reste entlang der Küste finden könne: mit den Ausmaßen von 10-12 m Länge, 4 -5 m Breite und 1,5 - 2,5 m Tiefe, samt Abstich direkt zum Meer. Im übrigen habe man 1952 auch einen Sarkophag gefunden, der unbezweifelbar der des Cassiodor gewesen sein muss [vgl. ausführlich Zinzi 1994].

Die gesamte Buchgeschichte, die in die „Zeit um 800“ reichen sollte, entpuppt sich also mehr und mehr als Märchen..

(Es folgt Teil III mit dem – zunächst verschobenen – Blick in die Bibliotheken von Corbie und St. Gallen).

Literatur (Ergänzung der Liste von Teil I)

- Baldauf, Robert (1902): *Historie und Kritik*, Bd. 1; Leipzig
- Bodmeriana (2000) = „*Spiegel der Welt*. Handschriften und Bücher aus drei Jahrtausenden. Eine Ausstellung der Fondation Martin Bodmer Cologny“, Bd. I, II; Cologny/Marbach
- de Roover, Raymond (1963): *The Rise and Decline of the Medici Bank 1397-1494*; Cambridge, Mass.
- D'Haenens, Albert (1969): „Les Invasions normandes dans l'empire franc au IXe siècle“; in *I Normanni e loro espansione in Europa nell'alto medioevo, Settimane di Studio del Centro Italiano sull' altomedioevo, XVI*; Spoleto
- Dopsch, Alfons (1921): *Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland*, 1. Teil, zweite veränderte und erweiterte Auflage; Weimar (Der 2. Teil erschien 1922.)
- Fuhrmann, Horst (1996): *Überall ist Mittelalter. Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit*; München
- Fuhrmann, Manfred (1999): *Geschichte der römischen Literatur*; Stuttgart
- Hardouin, Jean (1693): *Prolegomena ad censuram veterum scriptorum*; Paris
- Illig, Heribert (1994): „Doppelter Gregor – fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes“; in *VFG* 6 (2) 20
- Lex Salica (1953): *Lex Salica. 100 Titel-Text*, hg. K.A. Eckhardt; Weimar
- Morosow, Nikolaus (1912): *Die Offenbarung des Johannes. Eine astronomisch-historische Untersuchung*; Stuttgart
- Niemitz, Hans-Ulrich (1991): „Kammeier kritisch gewürdigt“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (3/4) 92, Gräfelfing
- Schmuki, Karl / Ochsenbein, Peter / Dora, Cornel (1998): *Cimelia Sangallensia. Hundert Kostbarkeiten aus der Stiftsbibliothek St. Gallen*; St. Gallen
- Spufford, Peter (1988): *Money and its Use in Medieval Europe*; Cambridge (GB)
- Vernhein, Klaus (1953/54): „Studien zu den Quellen zum Reichsgut der Karolingerzeit“; in *DA* 10, 311-394.
- Zinzi, E. (1994): *Studi sui luoghi cassiodorei in Calabria*; Rubbettino

Dr. Paul C. Martin 24640 Schmalfeld, Langenhorn 24

Astromanie und Wissenschaft

D. Herrmann · F. Krojer · S. Rothwangl · W. Schlosser
Heribert Illig

Lange hatte es den Anschein, als ob die Archäoastronomie den Schlüssel zum frühen Mittelalter – existent oder fiktiv? – besäße. Dementsprechend wichtig erschienen Veröffentlichungen aus diesem Fach. Doch zeigte es sich, dass einschlägige Äußerungen keineswegs das hielten, was zu erhoffen war. Es sei nur erinnert an die heurigen Peinlichkeiten über Sonnenfinsternisse in *Archäologie in Deutschland* oder in *Sterne und Weltraum* [vgl. Illig 2000b]. Hier entlarvten Spezialisten keinen falschen Ansatz, sondern sich selbst. Auf diesem Weg gehen sie unbeirrbar voran, wie drei weitere Publikationen belegen. Es ist deshalb vieles klarzustellen.

Prof. Herrmanns Einlenken

Zunächst begegnen wir ein viertes Mal Prof. Dieter B. Herrmann. Dieser Direktor einer Sternwarte und eines Planetariums schreibt auch und gerade über archäoastronomische Themen. Mittlerweile hat er drei Mal meine These als von astronomischer Seite aus widerlegt bezeichnet [Hoffmann 1998a, 80; 1998b 33; 1999]. Gleichwohl hat er sich jetzt noch ein viertes Mal geäußert, wobei er auf meine Kritik an seinen Ergebnissen eingeht:

„Sein Haupteinwurf lautet: Die von mir herangezogenen Finsternisse und die diesbezüglichen Nachrechnungen bestätigten lediglich die von meinen Vorgängern bereits begangenen Fehler, aber keineswegs die Finsternisse der Quellen“ [Hoffmann 2000, 211].

Diese Kritik ist zum Teil auf fruchtbaren Boden gefallen, auch wenn ich sie anders formuliert hatte:

„Wir begegnen hier einem Vertreter des klassischen Zirkelschlusses. Denn wo er »nachgerechnet« und »völlige Übereinstimmung« gefunden hat, da hat er lediglich die Rückrechnungen seiner Vorgänger bestätigt, aber keineswegs die Finsternisse der Quellen.“ [Illig 1999, 148]

Rückrechnung und alte Quelle beschreiben nicht zwangsläufig dasselbe Ereignis, sondern die Identität wird erst heutzutage mit Hilfe eines Abgleiches vollzogen, dessen Schwäche primär in der ‚Exaktheit‘ der Quellen liegt. Herrmann bietet nun zwei weitere spätantike Sonnenfinsternisse auf, die im *Chronicon Paschale*, bei Philostorgius, Marcellinus Comes und Hydatius berichtet werden. Wiederum bringt er nicht die

Originalstelle, erwähnt aber wenigstens die Gleichheit der Angaben laut einer Sekundärquelle. Direkt danach kommt er zu folgendem Schluss:

„Ein bis ins letzte unanfechtbarer Beweis gegen Illigs These kann allein anhand von historischen Sonnenfinsternissen wohl nicht geführt werden. Dazu wäre es erforderlich, daß die Echtheit der jeweiligen Quelle, ihre fehlerfreie Überlieferung, die Gewißheit ihrer Zuverlässigkeit, eine eindeutig zuzuordnende Beschreibung des Ereignisses sowie dessen konkretes Datum anhand von Verknüpfungen mit anderen geschichtlichen Ereignissen gegeben wären. Bietet nur eines dieser Kriterien bezüglich einer Finsternis Anlaß zu Zweifeln, kann die These von der Phantomzeit im strengen Sinn nicht als widerlegt gelten. [Herrmann 2000, 213f]

Er fährt fort:

„Die Quellensituation kommt jedoch bei den beiden o.g. Finsternissen von 418 und 447 den geforderten Bedingungen derartig nahe, daß man sie als Beweis nicht leichtfertig von der Hand weisen kann“ [Herrmann 2000, 214].

Wir werden abwarten, ob zu diesen beiden Sonnenfinsternissen eine Detailuntersuchung jener Punkte stattfinden wird, die Herrmann mit vollem Recht als unabdingbar herausstellt, bevor an eine Widerlegung zu denken ist. Leider drehte er unter dem Druck seiner Misserfolge seine Argumentation um. 1998 hat für ihn nur die Retrokalkulation gezählt, ohne

„auf die zahlreichen Argumente pro und contra von drei fiktiven Jahrhunderten in unserem Kalender näher einzugehen – darüber mögen sich Mediävisten streiten“ [Herrmann 1998a, 78].

Jetzt sieht er das zwangsläufig genau umgekehrt:

„Zu bedenken ist jedoch zusätzlich, daß ja das Gerüst unserer Chronologie keineswegs nur durch himmelsmechanisch berechenbare Phänomene aufgespannt wird, sondern auch durch andere historische Ereignisse“;

er kommt auf zahlreiche Listen von Königen, Kalifen, Päpsten und Bischöfen zu sprechen, auf ihre Erfindbarkeit und auf die dahinterstehende „großdimensionale Operation“:

„Die Annahme eines solchen Vorganges ist derartig abstrus, daß man sie getrost in das Reich der Phantasie verweisen kann.“ [3 x Herrmann 2000, 214]

Obwohl seine beste und ihn allein interessierende Prüfmethode versagt hat, bleibt es beim ‚notwendigen‘ Ergebnis: Die These hat abstrus zu sein.

Krojer oder der unbedingte Wille zum Scheitern

Im letzten Heft war von einem Fall zu berichten, in dem ein entschiedener Kontrahent das Internet mit immer neuen Offenen Briefen über die vermeintlichen Mängel der Phantomzeitthese und meiner Person füllt [vgl. Illig 2000, 487]. Dieses Verhalten hat Franz Krojer offensichtlich dafür qualifiziert, in einem astronomischen Periodikum publizieren zu dürfen: in den *Acta Historica Astronomiae, Beiträge zur Astronomiegeschichte*. Es wird sich im Verlauf der Untersuchung herausstellen, dass es eine weitere Erklärung für seine Publikation zum jetzigen Zeitpunkt gibt.

Krojer hat aus seinen verschiedenen Offenen Briefen die Probleme rings um die Sonnenuhr des Augustus als besonders publikationswürdig erachtet. Sie sind von mir vier Mal behandelt worden [Illig 1991; 1992; 1993; 2000 43-64], wobei er sich auf die jüngste Veröffentlichung beschränkt hat. Er befindet gleich im allerersten Satz über meine Intelligenz:

„Als Heribert Illig vor einigen Jahren mit seiner These »Karl den Großen gab es nicht« erstmals an die breite Öffentlichkeit trat, waren ihm die Konsequenzen, die aus dieser These folgen, wahrscheinlich noch nicht ganz klar.“ [Krojer = K 215]

Wieso er zu diesem unerfreulichen Schluss kommt, verrät sein Urheber nicht, geht es ihm doch, wie sich hier und im weiteren zeigt, primär darum mich zu diffamieren – Böswilligkeit vor Stichhaltigkeit. Doch zunächst zur Stichhaltigkeit.

Als erstes rügt er meine Unkenntnis davon, dass im Jahre 9 v. Chr. der Julianische Kalender „noch stark im Umbruch war“, „denn damals hatte der August (»Sextilis« genannt) 30 Tage (Seleschnikow, S. 56), woraus – da wir dadurch einen Tag weiter vom 23. September bis zum Frühlingsbeginn zurückgehen müssen – ein 20. März folgt. Soweit dürfte das klar sein.“ [K 216]

Klar ist zunächst, dass Krojer einen Fehler von Seleschnikow übernommen hat. Andere und vor allem bessere Quellen wissen, dass Augustus zwar den Sextilis in August(us) umbenennen, dabei aber die Länge dieses Monats *nicht* verändern ließ. Denn bereits ab der Kalenderreform Anfang des Jahres 45 v. Chr. haben die Monate genau so viele Tage, wie sie auch heute haben [so Bickerman 1980, 47 oder Brincken 2000, 26; an populäreren Darstellungen entsprechend Seleschnikow etwa Deißmann 56 oder Ekrutt 51f].

Krojer begeht in diesem Zusammenhang zwei weitere Fehler. So zählte in der römischen Republik und damit auch kurz vor Cäsars Kalenderreform der Sextilis nur 29 Tage [Bickerman 43], womit Krojers Überle-

gungen, die auf 30 Tagen beruhen [K 216], ebenfalls scheitern. Nur der älteste römische Kalender führte einen Sextilis mit 30 Tagen [Ekrutt 47f]. Schließlich zählt er 4 ausgelassene Schalttage für die Jahre 8 v., 4 v., 4 n. und 8 n. Chr. auf [K 216], verfehlt also – Hass kann auch das kleine 1+1 erschweren – die richtige Reihenfolge: 8 v., 4 v., 1 n., 5 n. Chr. Dieser Fehler wird von den beiden anderen überdeckt.

Diese Irrtümer wären für Krojers Berechnungen fatal, wenn sie nicht ohnehin auf einem Irrtum aufbauen würden. Er versucht nämlich die Korrektur des Augustus zu begreifen, wird aber von seinem unbedingten Willen, mich ad absurdum zu führen, am stringenten Denken gehindert. Dabei wäre der Kern ganz einfach:

Die römischen Priester haben nach Cäsar, aber gegen Cäsars Willen nicht in jedem vierten, sondern in jedem dritten Jahr einen Schalttag eingefügt. Als das im Jahr 9 v. Chr. erkannt worden ist, waren bereits einige Tage zuviel geschaltet worden. Deshalb verfügte Augustus, so lange in den kommenden Schaltjahren keinen Schalttag einzufügen, bis der Fehler wieder behoben war. Somit waren Kalender und astronomische Situation 8 n. Chr. wieder im gewünschten Gleichtakt. Keine Kalenderreform, sondern eine zeitweilig vorzunehmende Korrektur bringt die Tageszählung wieder exakt auf die Tage, auf die sie dank Cäsar fallen sollten.

Krojer kommt dagegen zu dem ganz neuen Ergebnis, dass nach der Korrektur des Augustus die Jahreseckpunkte um drei Tagen verschoben gewesen wären [K 217f, 219]. Dieser Irrtum ergibt in Kombination mit der um 1 Tag verfehlten August-Länge jenen 4-Tage-Abstand, der zwischen der alexandrinischen Rechnung (Frühlingsbeginn am 21.3.) und der römischen Rechnung (25.3.) vermitteln könnte, wahlweise auch jene 3 Tage, die zwischen Cäsar und Nicäa aufgelaufen, aber 1582 nicht korrigiert worden sind. Nach Präsentation seines von Grund auf falschen Resultats wundert er sich:

„Es ist schon merkwürdig zu sehen, wie Illig, um echte oder vermeintliche Gegner zu widerlegen, sich immer die Argumente zusammenbaut, die gerade passend erscheinen, ohne diese jedoch wirklich in allen Konsequenzen zu durchdenken“ [K 217f].

Auch mir erscheint der Sachverhalt merkwürdig. Warum hat ihn nicht die Redaktion vor der eigenen Unfähigkeit geschützt? War man dort der Meinung, dass der fachfremde Dipl.-Ing. Krojer einen astronomischen Ruf allenfalls zu gewinnen, aber nicht zu verlieren habe?

Folgen wir weiter seiner Argumentation. Dass Krojer die Problematik um das Konzil von Nicäa nicht verstanden hat, ist ihm weniger zu verübeln, da auch Anna-Dorothee von den Brincken als Kölner Chronologiedozentin im jüngsten einschlägigen Werk [2000] bei der lange herrschenden Meinung blieb, 325 habe eine Kalenderreform dergestalt stattgefunden, dass auf dem Konzil der 24.3. ausgemustert und der 21.3. als Frühlingspunkt definiert worden sei. Von den Brincken ignoriert genau so wie Krojer den Kongress zum 400. Jahrestag der Kalenderreform von 1582. Dessen Ergebnisse habe ich verschiedentlich dargestellt, zuletzt erst heuer [Illig 1999, 57-63; 2000a, 142-145], weshalb ich den Sachverhalt nicht neuerlich aufrolle.

Krojer wird wie ich von der Absicht geleitet,

„den plausibelsten Ablauf für die Kalenderreformen von Cäsar bis heute aus der gregorianischen Reform und ihrer Überlieferung zu erschließen“ [K 217].

Auch wenn man die 1982 im Vatikan vorgestellten Ergebnisse schlichtweg ignoriert, müssten Fragen auftauchen: Wieso hätte man 325 überhaupt bemerkt, dass eine erste Abdrift zwischen Kalender und astronomischer Situation besteht? Hat es nach herkömmlicher Rechnung nicht von 325 bis 1200, also 875 Jahre gedauert, dass die Christenheit (erneut) eine Abdrift feststellte? Und hat es dann nicht noch fast 400 Jahre bis zur tatsächlichen Korrektur gedauert? Und hat es nicht weitere 300 Jahre gebraucht, sie im Geltungsbereich des christlichen Kalenders durchzusetzen? Wieso wäre das anno 325 so prompt gegangen, obwohl schon damals der Streit zwischen alexandrinischer (21.3.) und römischer (25.3.) Rechnung tobte und keineswegs beendet werden konnte? Und wieso hätte man nur das Symptom beseitigt – durch Umdatierung des Frühlingspunktes vom 24.3. auf den 21.3. –, aber bis ca. 1230 keinen einzigen Gedanken an das Rätsel verschwendet, warum der Frühlingspunkt abdriftet? Hätte nicht die nötige Korrektur und ihre unverstandene Notwendigkeit verlangt, ab da den Himmel permanent zu überwachen, um neuerliche Abdrift zu vermeiden und ihre Ursache aufzuklären?

Es wird höchste Zeit, dass die chronologische wie die astronomische Wissenschaft Anschluss an ihre eigenen Ergebnisse findet. So lange sie dies nicht tut, wird auch Krojer nicht bemerken, dass sein „plausibelster Ablauf“ keinerlei Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Mein unerbittlicher Kritiker wendet sich nun einer Frage zu, die für die bisherigen Berechnungen und Betrachtungen irrelevant war und ist:

Ab wann und warum ging die Sonnenuhr des Augustus falsch? Für Krojer ist die Frage entscheidend, scheint sie ihm doch besonders geeignet, meine Ignoranz zu demonstrieren. Denn der von ihm Kritisierte

„verrennt sich dabei vollständig, weil er nicht weiß, worüber er schreibt, und sich auf Personen beruft, die Illigs folgende Behauptungen nie geäußert haben“ [K 218].

Dreh- und Angelpunkt ist dabei der Begriff der Präzession. Für Krojer bleibt eine Sonnenuhr von der Präzession unbetroffen, weil er unter ihr allein das Vorrücken des Frühlingspunktes auf der Ekliptik versteht. Die Astronomie sieht das aber nicht so wie er. So hat Prof. Friedrich Becker die methodischen Grundlagen seiner Wissenschaft dargestellt, also auch die Präzession:

„Soweit sie auf der Wirkung der Sonne und des Mondes beruht, heißt sie **Lunisolarpräzession** [F_0F'] und äußert sich in einer Rückwärtsbewegung des Frühlingspunktes auf der Ekliptik [...] Infolge des Einflusses der Planeten ändert aber auch die Ekliptik ihre Lage [...] Der kleine Bogen $F'F$ [...], um den sich hierdurch der Frühlingspunkt verschiebt, heißt die **Präzession der Planeten**.“

Die daraus resultierende Gesamtbewegung $F_0(F)$ „wird **allgemeine Präzession** genannt“ [alles, auch die Zeichnung, Becker 36f].

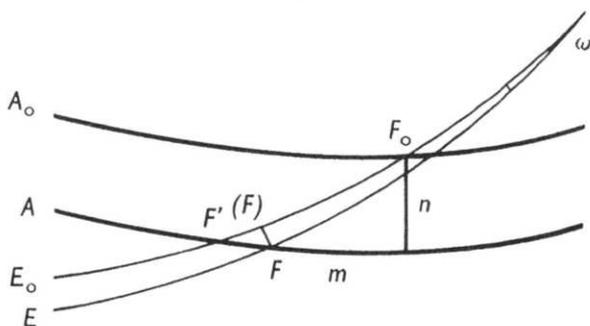


Abb. 12 Präzession

E geht also nur um eine unterschiedliche Definition. Krojer versteht, wenn ich von Präzession rede, nur Lunisolarpräzession. Dabei kennt er auch die Präzession der Planeten, bringt sie aber nur in Parenthese [K 219]: „(da sich allerdings in solchen Zeiträumen auch die Schiefe der Ekliptik merklich ändert, müsste man dies auch berücksichtigen)“.

Ich berücksichtige dies, und Prof. Buchner hat dies als Ausgräber der Sonnenuhr des Augustus auch getan:

„Bei allen Sonnenuhren müssen natürlich Breitengrad (= Sonnenstand an den Äquinoktien) und Ekliptik möglichst genau beachtet werden; bei einer Riesenuhr gilt das in besonderem Maße“ [Buchner 21]. Auf derselben Seite bringt Buchner die Formel von Simon Newcomb [1898, 10], die es seit Ende des 19. Jhs. ermöglicht, die jeweilige Schiefe der Ekliptik über Jahrtausende hinweg zu bestimmen. Mit ihr ist bestimmbar, wann Sonnenuhren ‚aus dem Ruder‘ laufen. Folglich habe ich Buchner keine Behauptungen unterstellt, die er nie geäußert hat.

Buchner wusste, dass eine große Sonnenuhr zwischen vielen Jahrzehnten und Jahrhunderten nachjustiert werden muss – je nach Gegebenheit durch Änderung am Schattenwerfer oder am Uhrblatt. Nun stieß aber Buchner auf eine Plinius-Stelle, die von der allzu frühen Fehlerhaftigkeit der großen Uhr berichtet:

„Über die Tatsache, daß die Uhr schon etwa 30 Jahre – da Plinius bekanntlich 79 n. Chr. beim Vesuvausbruch ums Leben kam, kann die Uhr höchstens bis 49 n. Chr., seit Einweihung also 57 Jahre richtig gegangen sein – nicht mehr stimmte, und über die Gründe hierfür berichtet Plinius fast ebenso ausführlich wie über die Uhr selbst.“ [Buchner 13]

Da für dieses rasche Falschgehen die Ekliptikänderung als Ursache nicht ausreicht, suchte Buchner eine andere Erklärung. Der Sockel des Obelisken findet sich nicht mehr am ursprünglichen Platz, aber laut einer Untersuchung von 1750 – diese Umstände übergeht Krojer [219] – war er an einer Ecke um 5 cm abgesunken [Buchner 13]. Da Plinius unter den möglichen Ursachen sowohl ein Absinken der Masse als auch ein Erdbeben genannt hatte [Buchner 11], schloss sich Buchner [13] an.

Meine Argumentation zielt nicht auf das individuelle Schicksal dieser Uhr, auch nicht auf die Missweisung von Sonnenuhren, sondern auf Augustus' Uhr als Apotheose des kaiserlichen Geburtstages (– zur Herbstäquinoktie?). Ich hätte präziser von „allgemeiner Präzession“ sprechen können, akzeptiere aber keine Kritik von einem Krojer, der nicht den präzisen Begriff „Lunisolarpräzession“ benutzt. Und meine Begründung kann Krojer aus dem einfachen Grund nicht widerlegen, weil er sie selbst teilt: Es gibt Änderungen in der Schiefe der Ekliptik. Recht hat er in einem einzigen Punkt: In meinem Text ist das Wort Himmelsnordpol durch Pol der Ekliptik zu ersetzen [Illig 1999, 44].

Es muss noch einmal hervorgehoben werden, dass Krojers Einlassungen zur Präzession meinen Argumentationsstrang unberührt lassen: Auf der Sonnenuhr des Augustus läuft der Schatten zur Tagundnachtgleiche schnurgerade auf den Friedensaltar des Augustus zu; der Kaiser feierte am 23.9. seinen Geburtstag und hielt sein Horoskop für außergewöhnlich. Heute fällt die Herbsttagundnachtgleiche auf den 23.9. – der Beweis wäre mit einem antiken Hinweis zum Abschluss gebracht, demzufolge auch unter Augustus die Herbsttagundnachtgleiche auf den 23.9. fiel. Das hatte ich so formuliert: „Nur eine Haaresbreite trennt uns von der absoluten Sicherheit“ [Illig 1999, 51]. An der Richtigkeit dieser Aussage kommt Krojer nicht vorbei; und der von ihm gegen mich geschützte Buchner ist bereits genau so weit gekommen, konnte aber bis heute die haarbreite Lücke nicht schließen:

„Daß die Geburt des Augustus auf die Herbstäquinoktien festgelegt [...] ist, [...] soll an anderer Stelle behandelt werden [Buchner 1982, 36].

An dieser Stelle verlässt Krojer laut eigener Aussage die wissenschaftliche Argumentationsebene, weshalb ich Zwischenbilanz ziehe: Krojer missversteht gerade das Grundlegende, wie schon in seinem ersten Offenen Internet-Brief [vgl. Illig 2000b, 487]. Er begreift die Korrektur von Augustus nicht, setzt eine falsche Länge des Monats Sextilis an und sieht Schaltjahre in den falschen Jahren. Damit sind seine einschlägigen Berechnungen allesamt falsch. Meine Argumentation zu Nicäa hat er so wenig verstanden wie die zur Präzession. Die Redaktion der Zeitschrift scheint diese Fehler nach dem Motto akzeptiert zu haben: Ein falscher Verriss nützt allemal mehr als richtige Argumente. Diese Interpretation ist mittlerweile zwingend geworden, nachdem mein eingeschriebener Brief mit der Aufforderung, Fehler und Diffamierungen des Artikels richtig zu stellen, von der Redaktion nicht beantwortet worden ist.

Krojer zwischen Unwissenschaftlichkeit und Ufologie

Damit kommen wir zu Krojers eigentlichem Anliegen, seiner Angst vor unwissenschaftlichen Gedanken:

„Die Auseinandersetzung mit Illig kann am Ende nicht rein wissenschaftlich geführt werden, schon gar nicht, wenn man sich das geistige Umfeld der Gruppe um Heribert Illig näher betrachtet.“ [K 221]

Er vergleicht mich zunächst mit Däniken, stört sich aber im weiteren Verlauf an der Nähe zu Velikovsky. Dafür hat er alle Stellen aufgespürt,

die in den *Zeitenprüngen* Velikovskys nennen. Allerdings ignoriert er den Unterschied zwischen Zustimmung und Kritik. Bei Buchner war er noch skrupulös, „damit nicht der Eindruck entsteht, ich lege mir diesen Autor nur zurecht, um Illig zu widerlegen“ [K 220].

Seit dem ersten Jahrgang der Zeitschrift werden die Aussagen Velikovskys von uns kritisch gewürdigt, zumal sie – contra Krojer – sehr wohl innerhalb „des Rahmens jeglicher wissenschaftlicher Diskussion“ stehen [K 222], wofür nicht zuletzt Albert Einstein bürgt. Wir haben schon im ersten Jahrgang Velikovskys unkritischen Glauben an biblische Datierungen kritisiert [Whelton 1989], und ich habe 1994 in dem Abschnitt „Zweifel an Velikovskys-Thesen“ meine weitreichenden Vorbehalte vorgetragen. Sie gehen mit denen von Krojer sogar einigermaßen konform – was mich aber nicht gehindert hat, meine seitdem unveränderte Einschätzung klarzustellen:

„Ungeachtet all dieser Kritik bleibt es dabei: Immanuel Velikovskys hat der Menschheit mindestens zwei fundamentale Ideen geschenkt: Kosmische Katastrophen in historischen Zeiten und Chronologien, die nicht mehr als heilige Kühe vor dem Schlachten gefeit sind. Die Zeit scheint reif zu werden, daß dieser geniale Kopf rehabilitiert wird. Soeben hat die *Times* bedauert, daß die hysterische Reaktion auf Velikovskys Ideen in den 50er Jahren jede weitere Einsicht in bezug auf himmlische Katastrophen auf Jahrzehnte verhindert hat, und seine Leistungen hervorgehoben [Hawkes].“ [Illig 1994, 30f]

Es war mehr als Ironie der Geschichte: 1979, im Todesjahr Velikovskys, fand Alvarez jene extraterrestrische Iridiumschicht (1980 in *Nature* publiziert), mit der nicht nur das plötzliche Sauriersterben begründet, sondern auch das (neuerliche) Einschwenken von Geologie und Biologie auf den Katastrophismus eingeleitet worden ist. Wenn Krojer [222] schreibt, dass „kosmische Katastrophen vorkommen, wird von der Astronomie seit langem angenommen“, so kennt er weder die Geschichte der Astronomie noch die Diskussion der Astronomen mit Velikovskys von 1950 bis 1979.

John S. Lewis hat als Professor für Planetologie 1996 beschrieben, was sich nach dem Befund von Alvarez abspielte:

„Man kann nicht erwarten, daß konservative, von uniformistischer Philosophie erfüllte Forscher ein solch jähes Erwachen gutheißen. Die Kritiker der Einschlagstheorie rebellierten. Sarkastische, vernichtende «antikatastrophische» Polemik, die an einige der frühen Rezensionen von Tschaikowskys Musik erinnert, erschien am 17. Februar

1981 und am 2. April 1985 sogar als Leitartikel in der New York Times. Beide Schmähschriften erscheinen aus der Perspektive der 90er Jahre als lächerliche (und peinliche) Lektüre. Der stärkste Hieb war der Satz aus dem zweiten Artikel: «Astronomen sollten den Astrologen die Aufgabe überlassen, die Ursache irdischer Dinge in den Sternen zu suchen».

Wenn die erneute Wiedergabe dieses Zitats nicht die Verrücktheit seiner anonymen Autoren offenbart und diese schamrot werden läßt, dann wird nichts in der Welt es tun. Wir fühlen uns in die Welt des Jahres 1660 zurückversetzt, als die Hexenjäger absonderliche, aber harmlose alte Frauen verbrannten und Theologen debattierten, ob Kometen oder Feuerbälle himmlische Vorzeichen seien. Aber im Jahre 1985 waren die Inquisitoren von Beruf Paläontologen. Wenn ein Wissenschaftler sich einmal in die Rolle eines Hüters der Wahrheit und ewigen Weisheit begeben hat, hört er auf, Wissenschaftler zu sein. Er wird zu einem Verteidiger toter Scholastik, einem bloßen Dogmenkrämer“ [Lewis 148].

Dieses Urteil könnte genauso wie der Meinungsumschwung der *Times* zwischen 1985 und 1994 zum Nachdenken anregen. Aber für Krojer sind „derartige Thesen nur die Vorhut eines vorwissenschaftlichen Weltbilds [...] Wer sich darauf einläßt, wird bald mit Kreationisten und Ufologen an einem Tisch sitzen“ [K 223].

Ich teile seine Abneigung, hat doch bislang weder ein Ufologe noch ein Kreationist im Bulletin Zustimmung in der Sache bekommen. Aber plagt Krojer überhaupt eine solche Angst?

Es gibt in Deutschland die Zeitschrift „*raum&zeit*“, die sehr kritisch Lehrmeinungen von Astronomen, Physiker, Biologen, Pharmazeuten oder Ärzten attackiert, während sie Orgon-Strahler, Radiästhesie, Raum-Energie-Berater, Informative-Lebens-Energie-Einheiten, Wasservitalisierung, Geomantie und vieles andere sehr unkritisch propagiert. Diese alternativen, oft esoterischen Denkweisen und Methoden müssten für Krojer absolut indiskutabel sein. Denn sie leisten das, was er am „katastrophalen Denken“ [K 223; er meint katastrophisches Denken, drückt aber sein Empfinden aus] zutiefst verabscheut:

„Es wird ja eigentlich alles, was die Wissenschaften bisher hervorbrachten, in Frage gestellt“ [K 223].

Rothwangl zwischen Wissenschaftlichkeit und Esoterik

In mindestens sechs Heften von *raum&zeit* hat Sepp Rothwangl seine Sicht astronomischer Sachverhalte dargestellt. Im jüngsten Heft [Rothwangl 2000] stellt er die Frage: „300 Jahre erfundenes Mittelalter?“ Die ersten zwei seiner fünf Argumente stützen sich auf die Präzession und die 10-Tages-Korrektur von 1582. Hier gibt es auffällige Übereinstimmungen zwischen Rothwangl und Krojer bis in die Fehlinterpretationen hinein. Das muss nicht verwundern, denn Rothwangl bedankt sich bei Franz Krojer ausdrücklich für Hinweise. Da die Betrachtungen zum Stern Spika (Teil seines Argumentationspunktes 1) zuerst von Krojer im Internet veröffentlicht worden sind, darf von einer Arbeitsgemeinschaft gesprochen werden. So legt auch Rothwangl das Hauptgewicht auf meine „irrig“e Sicht der Präzession, zitiert dieselbe Stelle wie Krojer und befindet ganz ähnlich wie dieser:

„Diese Textstelle Illigs zeigt seinen völlig irrigen astronomischen Kenntnisstand und strotzt so von Fehlern und Irrtümern, dass sie sich als Beispiel lohnt, um näher darauf einzugehen. Auch wenn mir Spitzfindigkeit vorgeworfen werden sollte...“ [R = Rothwangl 2000, 89].

Ist demnach ein Mitstreiter Krojers versehentlich im Esoterikbereich gelandet? Keineswegs. Rothwangl schreibt nicht ohne Absicht in diesem Umfeld, ist er doch der Kündler eines neuen Zeitalters, möglicherweise christlicher Endzeit. Für ihn ist „mit Sicherheit“ der Stern von Bethlehem die dreifache Konjunktion von Jupiter und Saturn im Jahre 7 v. Chr. und der *Countdown zum Jüngsten Tag* [Buchuntertitel von Rothwangl]. Das geht über Kepler hinaus und wird zur Prophetie:

„Konsequent gedacht ist aber die Festlegung des Jahres 1 eigentlich eine Zeitfälschung um 2000 Jahre: Festgelegt wurde dabei in Wirklichkeit nicht Christi Geburt, sondern ein Jahr, das genau 1999 Jahre vor der vorausberechneten Wiederkehr einer Planetenkonjunktion liegt, nämlich der des 5. Mai 2000, die der Planetenstellung zur Großen Flut oder dem Beginn des Kali Yuga [von 432.000 Jahren Dauer] von 3102 vor Christi Geburt entspricht, mit der man im alten Weltbild Anfang und Ende der Welt verknüpfte. [...] Dieser Kalender hat allerdings, wie alles, ein Ablaufdatum, das vor 1500 Jahren auf das Jahr 2000 festgelegt wurde. Schon die nahe Zukunft wird wohl entscheiden, wie die Zeit in Zukunft eingeteilt werden wird.“ [R 90]

Er hat diese Prophezeiung auch schon 1998 ausgesprochen [Rothwangl 1998], und wir könnten Zeugen ihrer Bestätigung werden. Wir verstehen bei ihm, warum ihn meine These derart erregt, dass er ihr „den Garaus“ machen will [R 90]: Eine Zeitverkürzung um ca. 300 Jahre würde das Herinbrechen seiner Heilszeit dramatisch verzögern.

Wir dürfen mit Fug und Recht erwarten, dass Krojer die Arbeiten von Rothwangl kennt, nachdem er sie unterstützt. Er weiß auch, dass Rothwangl in einem und für ein Umfeld schreibt, das Krojer andernorts perhorresziert. Hat auch er heilsgeschichtliche Anwendungen, die er hinter schlechten astronomischen Betrachtungen verbirgt?

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Rothwangl dankt auch dem Astronomen Prof. *Wolfhard Schlosser* „für Hinweise“ [R 90], übernimmt er doch von ihm seinen Argumentationspunkt 4 mit dem Mondfinsternistripel, den Schlosser längst vorgetragen und den ich an gleicher Stelle beantwortet habe [EuS 1997, 506f; meine Antwort 514]. Von dort hat Rothwangl auch seinen Punkt 5, da Schlossers Bochumer Kollege Prof. Werner Bergmann ihn in derselben Studie erstmals vorgetragen hat [EuS 484f; meine Antwort 512f]. Schlosser hat auch in dem Film von Klaus Simmering [1997] gegen meine These argumentiert, allerdings mit einer Sonnenfinsternis, die sich exakt 297 Jahre später ‚wiederholt‘ und damit als Beweismittel wertlos ist. Nunmehr scheint er Rothwangl samt seinem Stern von Bethlehem zu munitionieren. Über diesen kann Prof. Herrmann nur milde lächeln, hat er doch den Stern von Bethlehem als Phantom entlarvt:

„Die Mühen, einen realen Stern von Bethlehem ausfindig zu machen, sind Denkspiele ohne Aussicht auf Erfolg“ [Herrmann 1998a, 84].

Doch was sollte Herrmann tun, wenn er mit den Sonnenfinsternissen sein einziges Argument gegen mich verliert? Er könnte den Kampf mit anderen Mitteln fortführen, beispielsweise über eine nahestehende Zeitschrift. Die Redaktion der *Acta* erhält ihre Zuschriften zu Händen von Dr. Jürgen Hamel c/o Archenhold-Sternwarte Berlin. Dieser Herausgeber ist somit wohl Mitarbeiter und Untergebener von Herrmann, dem die Leitung der Archenhold-Sternwarte 1976 übertragen worden ist. Was lag näher, als die Finsternis-Niederlage mit einem Artikel zu kompensieren, in dem Krojer unmittelbar nach dem von Herrmann nicht nur seine härtesten Beweise, sondern auch seine ärgsten Bösartigkeiten präsentiert?

Und die sind für eine wissenschaftliche Zeitschrift durchaus deftig. Krojer begegnet einem seine eigene Thesen nicht verstehenden Autor [K

215, bereits hier S. 664 zitiert], einem „oberflächlich lesenden Illig“ [K 220], der wie Don Quichote „vermeintliche, nicht beim Namen genannte Gegner zu widerlegen glaubt“ [K 218], von dem „gerne auch einmal so was wie die »Präzession« in den Mund genommen [wird] (ohne sie zu begreifen)“ [K 223]. Um wirklich in die Vollen zu gehen, unterstellt er mir Charakterisierungen, die ursprünglich auf Däniken gemünzt waren:

- „Ungenauigkeiten, die auf geringe Sachkenntnisse schließen lassen
- Auslassungen von Illig bekannten und für den Zusammenhang wichtigen Fakten
- völlig sinnlose, durch nichts zu rechtfertigende Fragen, deren Antwort Illig bereits in seinen Unterlagen vorfand
- frei erfundene Behauptungen, auf denen er seine Thesen überhaupt erst aufbauen kann sowie je nach Erfordernissen übertriebene oder untertriebene Angaben“ [K 221].

Dieser Vehemenz im Diffamieren steht eine ebenso große Fehlertoleranz bei den eigenen Studien gegenüber, wie hinreichend belegt worden ist. Ebenso großzügig ist Krojer beim Zitieren. Wenn er zur Sonnenuhr des Augustus kommt und mich auf den ersten zehn Zeilen seiner S. 216 zitiert, dann leistet er sich: 1 ungekennzeichneten Einschub, 1 vergessenes Wort, 1 Abschreibfehler und 1 unvollständigen Zitationsvermerk. Zu allem Überflus tut er so, als hätte ich aus einem *nicht* mit absoluter Sicherheit führbaren Beweis einen sicheren gemacht, indem er mein erst 13 Seiten späteres, nach weiteren Argumenten mögliches Resümee unmittelbar anschließt. Krojer diffamiert sogar beim Zitieren.

Sind derartige Fehler, Irrtümer, Geschmacklosigkeiten und Verleumdungen für eine wissenschaftliche Redaktion und vor allem für den Leiter einer Sternwarte, für den Direktor eines Planetariums und zugleich für den Lehrstuhlinhaber für Geschichte der Astronomie nicht zu erkennen oder einkalkuliert? Wie blind macht eigentlich der Hass auf berechnete Kritik? Eines scheint erkennbar: Zwei Astronomen benutzen zwei durch viele Internet-Invektiven ausgewiesene Gegner meiner Thesen, um ihre eigenen, ins Stocken geratenen Angriffe auf einem viel tieferen, zum Teil wissenschaftsfremden Niveau weiterhin vortragen zu lassen. Vor ein paar Jahrhunderten hätte man von „gedungenen Spießgesellen“ gesprochen, aber Shakespeare hätte sich nicht gewundert: „Die Not bringt einen zu seltsamen Schlafgesellen...“.

Dann werden sie sich bald wundern. Denn mit *raum&zeit* haben sie sich den richtigen Partner ausgesucht. Der kündigt auf S. 113 von Heft Nr. 108 nicht nur Rothwangls Artikel an, sondern auch einen später folgenden:

„Dass es bei der Geschichtsforschung oft nicht mit rechten Dingen zugeht, ist bekannt. Hier wird - wie in anderen Wissenschaftsdisziplinen - geschummelt, getrickst und schlicht gelogen. Schließlich ist auch dieser Bereich der Wissenschaft fest in der Hand weniger Lehrstuhl- und Machtinhaber, die seit Jahrzehnten diktieren, was in der Geschichtsforschung ‚wahr‘ ist und was nicht. Dass diese Herren (Damen gibt es in der erlauchten Historiker-Riege, mit der sich *raum&zeit* in der nächsten Ausgabe näher beschäftigen wird, nicht) jedoch gleich 300 Jahre im Mittelalter dazu lügen, die es gar nicht gegeben hat, wie Dr. Illig behauptet, geht offenbar doch zu weit.“

Selbstverständlich hat Rothwangl die Redaktion falsch über meine Thesen informiert, denn das erfundene Mittelalter stammt nach meiner Meinung keineswegs von den Historikern. Das macht aber nichts, lernen sich doch auf diese Weise Astronomen und Historiker schneller und besser kennen. Werden sie nun gemeinsam Front machen gegen *raum&zeit*, gegen Rothwangl und Krojer, oder werden sie weiterhin auf offene wie verkappte Esoteriker setzen, so lange sie nur von ihnen gegen mich verteidigt werden? Die Zwickmühle steht bereit und ist ihnen gegönnt.

Eine Nutzenanwendung

Da Krojers Arbeiten unhaltbar sind, müssten die *Acta* eine Berichtigung bringen. Die ausbleibende Antwort mir gegenüber lässt aber Böses ahnen. Hat doch schon *Sterne und Weltraum* seine nicht nur mich, sondern jeden Astronomen beleidigenden Dummheiten keineswegs korrigiert, auch keine einzige Gegenmeinung gedruckt, sondern in Heft 11/2000 einen Leserbrief veröffentlicht, der den veralteten Stand zu Nicäa wiederkaut. Insofern wird wohl auch in den *Acta* niemand korrigieren und niemand sich entschuldigen. Selbst Krojer wird keineswegs in Sack und Asche gehen, auch seine diffamierenden Internet-Seiten nicht zurückziehen, weil sie den angestrebten Zweck erfüllen könnten.

Damit noch einmal zu Rothwangl. Dieser bringt zwar vieles zum ‚Nebenkriegsschauplatz‘ Präzession (Punkt 1 und Ergänzung von 5), aber hier wie auch bei Punkt 2 - „Die Zehn-Tagekorrektur bei der Gregoriani-

schen Kalenderreform“ – nichts Neues. Punkt 3 geht um die dreifache Konjunktion von Jupiter und Saturn als Stern von Bethlehem, ist bereits von Prof. Herrmann widerlegt worden und krankt wie der zweite Teil von Punkt 1 an der ungeprüften Quellensituation. Die Punkte 4 und 5 sind bereits von den Professoren Bergmann und Schlosser vorgetragen und von mir beantwortet worden. Der Endzeitprophet kommt zu einem Resümee, das genauso unbeholfen ist wie die Gliederung seiner sich vielfach überlappenden fünf Punkte:

„Jedes einzelne der fünf Argumente ist in der Lage Illigs Behauptung zu widerlegen und seiner These den Garaus zu machen, entspricht doch die Widersprechung gegen jedes einzelne einer astronomischen Todsünde“ [R 88].

Wir wissen dank Prof. Kerner, dass für mich Absolution beim Jüngsten Gericht ohnehin nicht zu erwarten ist (s.S. 635f); jetzt prophezeit mir dieses auch Rothwangl. Der Endzeitspezialist streift als nicht ausgeführtes 6. Argument die „Fülle antiker Berichte von Sonnenfinsternissen“.

„Weit über 100 antike, zum Teil sehr exakt zuordenbare Sonnenfinsternisberichte, die auf Grund des Saroszyklus in genauer Abfolge beinahe unverwechselbar zeitlich und örtlich berechenbar sind, bringen genug Redundanz, um den zeitlichen Ablauf der letzten 2500 Jahre ‚sterngeschichtlich‘ zu belegen. Würde auch nur ein Jahr fehlen, wäre dieser Ablauf gestört.“ [R 88].

Wir wissen dank Herrmann um die Probleme mit den Sonnenfinsternissen, die er freilich nicht mehr nach dem Saroszyklus kalkuliert. Aber wir finden hier zu einer neuen Fragestellung für die Archäoastronomie. Warum schrumpfen bei Herrmann die „weit über 100 antike[n]“ Sonnenfinsternisberichte zu gerade mal zwei möglicherweise verwertbaren zusammen? Warum bestätigen kaum 2 % der einschlägigen Berichte unsere Rückrechnungen, wie R.R. Newton gezeigt hat? Dieselbe Relation tritt uns bei den Angaben von Ptolemäus entgegen, dem großen Astronomen: Die angeblich von ihm selbst beobachteten Sternennorte hat ebenfalls Newton als umgerechnete Positionen erwiesen, das von Schlosser herausgestellte Mondfinsternis tripel besticht zwar durch Präzision, wird aber gleichfalls als „fabricated“ eingestuft, während ein wiederum von Ptolemäus beobachtetes Äquinoktientripel um mehr als einen Tag danebenliegt, die Sonnenfinsternis von +140 um volle 36 Stunden [vgl. EuS 514].

Es geht demnach nicht mehr darum, dass eine einzige richtige Beobachtung meine Thesen falsifiziert, sondern um die Frage, warum mehr als

98 % aller Berichte von unseren Rückrechnungen falsifiziert werden. Warum ist nicht zumindest die Mehrzahl aller Berichte richtig? Oder anders gefragt: Warum sind nicht sämtliche Berichte falsch?

Kommen wir beispielgebend auf den von Prof. Herrmann ins Treffen geführten *Hydatius*, seine Chronik und die beiden Sonnenfinsternisnennungen zurück. Dieser Chronist ist dem Astronomen besonders wichtig, da er zwei Sonnenfinsternisse vergleichsweise präzise schildert und damit auch den zeitlichen Abstand als besondere Kenngröße gibt. Der Bischof berichtet die Zeit zwischen 379 und 469; er nennt alle Inthronisationen der damaligen zehn Päpste. Doch warum nennt der Chronist ein Eklipsoidatum taggenau, ein zweites nur mit einem Tag Abweichung, aber bei keinem Papst auch nur das richtige Jahr (laut heutigen Rückrechnungen) der Inthronisation? Die Abweichungen liegen zwischen -2 und +4 Jahren, im Falle einer seltsamen Dublette bei Leo I. sogar bei +7 Jahren. Hydatius war nicht hauptamtlicher Chronist, sondern primär Bischof! Wieso kennt ein solcher nicht die Antrittsjahre der Päpste seiner Zeit, aber eine Sonnenfinsternis taggenau?

Es ist an der Zeit, die Produktion derartiger Chroniken ins Auge zu fassen. Wie steht es bei Hydatius, dessen Lebensdaten wir nicht kennen und dessen Bistum *Der Kleine Pauly* vage angibt mit „H., Bischof von Aquae Flaviae (?) in Callaecia (N.-Spanien)“?

Seine Chronik setzt die Arbeit von Eusebius (bis 303) und von Hieronymus (bis 378) fort, indem sie die Jahre bis 469 zur Darstellung bringt. Gezählt wird nicht in Jahren n. Chr., sondern durchlaufend nach dem Regierungsjahr des Kaisers, das alle 10 Jahre nach Abraham justiert wird, selten ergänzt durch Olympiaden und spanische Æra-Rechnung. Obwohl es sich um eine spanische Chronik handelt, ist mir nur dreimal ein Æra-Jahr begegnet, wobei die Umrechnung in einem Fall um 10 Jahre daneben liegt. Die Æra-Zählung war für Hydatius demnach nur eine gelegentlich herangezogene Regionaldatierung. Die Synchronisation sieht bei ihm so aus: im Jahre 2.395 nach Abraham, in der 289. Olympiade, im Jahre 417 Æra, im Jahr der Thronbesteigung des Theodosius, also gemäß heutiger Berechnungen im Jahre 379 n. Chr.

Berichtet werden politische und kirchliche Ereignisse in Spanien, aber auch im übrigen Reich, dazu Naturereignisse wie Finsternisse, Kometschauer oder Pestplagen, ergänzt um die Daten der römisch-byzantinischen Kaiser wie der Päpste. Für das 24. Jahr von Kaiser Hono-

rius wird als erstes berichtet: „Solis facta defectio die xiv. kal. Augusti, qui fuit feria v. Romaniae Ecclesiae XXXIX praesidet Zosimus.“ Heute sprechen wir von einer Sonnenfinsternis am 19.7. 418 und meinen denselben Tag, sprechen jedoch vom 41., nicht vom 39. Papst.

Der Verfasser dieser Chronik hat offenbar mehrere ihm zugängliche Listen kombiniert: eine leidlich korrekte Chronik mit den politischen Angaben, eine schlecht gepflegte Liste mit den Amtsjahren der Päpste und eine Aufzeichnung mit zum Teil genauen Angaben über Finsternisse, Erdbeben und ‚meteorische Erscheinungen‘ [vgl. Hydatius]. Da sie in manchen Fällen wirkliche Beobachtungen berichtet, ist zu prüfen, ob diese Listen nicht zeitversetzt kombiniert worden sind. Da wir von spätantiken Chroniken wie der des Hydatius meistens nur mittelalterliche Abschriften haben, dazu verschiedene Fassungen, muss diese Variante – ganz im Sinne von Herrmann – geprüft werden. Die Unwissenheit über die Papstjahre, selbst zur Lebenszeit des Bischofs und während der angeblichen Abfassung der Chronik, lässt dringend an eine hochmittelalterliche Chronikproduktion und an einen „Pseudo-Hydatius“ denken.

In derselben Weise wäre das Werk von Claudius Ptolemäus zu überprüfen, der nach eigener Aussage ältere Sternkataloge einbezogen und nach heutigem Verständnis fehlerhaft fortgeschrieben hat. Der gut fundierte Verdacht auf eine Urheberschaft ab dem frühen Mittelalter ist längst geäußert [vgl. EuS 514]. Ebenso sind die alten Beobachtungen des Sternes Spika (bei Rothwangs 1. Argumentationspunkt) zu überprüfen.

Die Archäoastronomie hätte hier im Zusammenspiel mit den Historikern ein weitläufiges Arbeitsgebiet. Auf diesem weiten Feld aktiv zu werden und Ginzels Forschungsstand von 1914 zu aktualisieren, sollte eine Herausforderung für die Astronomen sein. Statt dessen blamieren sie sich und ihre Fachorgane in immer neuen, immer peinlicheren Anläufen.

Literatur

- Becker, Friedrich (⁴1960): *Einführung in die Astronomie. Erster Teil: Methodische Grundlagen* (B.I. Hochschultaschenbücher); Mannheim
- Bickerman, E.J. (1980): *Chronology of the Ancient World*. Revised Edition; London
- Brincken, Anna-Dorothee von den (2000): *Historische Chronologie des Abendlandes. Kalenderreformen und Jahrtausendrechnungen*; Stuttgart
- Buchner, Edmund (1982): *Die Sonnenuhr des Augustus*; Mainz
- Deißmann, Marieluise (1990): *Daten zur antiken Chronologie und Geschichte*; Stuttgart

- Ekrutt, Joachim W. (1972): *Der Kalender im Wandel der Zeiten. 5000 Jahre Zeitbe-
rechnung*; Stuttgart
- EuS = *Ethik und Sozialwissenschaften* (1997): „Anfrage: Heribert Illig: Enthält das
frühe Mittelalter erfundene Zeit? / Stellungnahmen von neun Akademikern / Replik
von Heribert Illig“; VIII (4) 481 - 520, Opladen
- Hawkes, Nigel (1994): „Raining death and dark ages. Theories that the Earth is
shaped by cosmic catastrophes are gaining ground“; in *The Times* vom 27.7.94
- Herrmann, Dieter B. (2000): „Nochmals: Gab es eine Phantomzeit in unserer Ge-
schichte“; in *Beiträge zur Astronomiegeschichte* III, 211-214 (*Acta Historica
Astronomiae*, Bd. 10)
- (1999): „Gab es eine Phantomzeit in unserer Chronologie?“; in *Beiträge zur Astro-
nomiegeschichte* II (2) 7-10; Thun · Frankfurt/Main (*Acta...*)
 - (1998b): *11. August 1999. Die Jahrhundertfinsternis*; Berlin [im CIP-Titel wird
1998 als Erscheinungsjahr der ersten Auflage genannt, direkt darunter jedoch 1999]
 - (21998a): *Der Stern von Bethlehem. Die Wissenschaft auf den Spuren des Weih-
nachtssterns*; Berlin
- Hydatius von Aquae Flaviae (Hg. J.-P. Migne, 1850): „Idatii episcopi chronicon“; in
Patrologia Latina, Bd 74, S. 703-750; Paris
- Illig, Heribert (2000b): „Naturwissenschaftler verteidigen ‚ihren‘ Thron. MA-Debatte
mit emotionalen Verwerfungen“; in *ZS* XII (3) 476
- (2000a): „Mittelalter im Brennpunkt. Ein Situationsbericht“; in *ZS* XII (1) 126
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*;
München [die Erstausgabe leider noch ohne Zweitkorrektur]
 - (1994): „Des Chaos wunderliche Söhne. Kometen, Jupiter, Venus, Velikovsky und
die anderen. Ein ‚katastrophales Potpourri‘“; in *VFG* VI (3) 21
 - (1993): „Kalender und Astronomie. Marginalien zu antiker und mittelalterlicher
Chronologie“; in *VFG* V (3) 46
 - (1992): „Der Meridian des Augustus. Die Sonnenuhr des Augustus war keine Stun-
denuhr“; in *VFG* IV (2) 16
 - (1991): „Augustus auf dem Prüfstand“; in *VFG* III (2) 43
- K = Krojer, Franz (2000): „Die Sonnenuhr des Augustus und die »Phantomzeit« von
Heribert Illig“; in *Beiträge zur Astronomiegeschichte* III, 215-224 (*Acta...*)
- Lewis, John S. (1997): *Bomben aus dem All. Die kosmische Bedrohung*; Darmstadt
(amerik. Erstausgabe 1996)
- Newcomb, Simon (1898): *Tables of the Motion of Earth*. Astronomical papers pre-
pared for the use of the American Ephemeris and Nautical Almanac, Bd. 6; Wash-
ington
- R = Rothwangl, Sepp (2000): „300 Jahre erfundenes Mittelalter?“; in *raum&zeit* Nr.
108, 84-90
- Rothwangl, Sepp (1998): „Beginnt 2000 ein Neues Zeitalter? III Der Stern von Beth-
lehem und seine Wiederkehr im Mai des Jahres 2000“; in *raum&zeit* Nr. 95
- Simmering, Klaus (1997): „300 Jahre erstunken und erlogen“; Film für den MDR,
unter Teilnahme von Archäologen, Astronomen, Dendrochronologen, Diplomati-
kern und Physikern, Erstsendung am 19.2. 1997
- Whelton, Clark (1989): „Velikovsky und der Fundamentalismus“; in *VFG* I (3) 12

Von Klöstern, Karolingern und Konkordat

Gerhard Anwander

Unter einem Kloster im Mittelalter versteht man laut Religionsunterricht eine Gemeinschaft frommer Männer oder Frauen, die betend und arbeitend ein gottgeweihtes und asketisches Leben fristeten, aber:

„Daneben ist freilich nicht zu übersehen, daß ein Kloster auch eine bedeutende Wirtschaftsmacht darstellte, die bei der Bestellung und Urbarmachung des Bodens gute Dienste leisten konnte.“ [Spindler 223]

So darf man sich unter einem Kloster also auch das vorstellen, was man heute unter einem besonders gewinnbringenden Gewerbebetrieb versteht. Die MitarbeiterInnen dort arbeiteten, wie man heute sagen würde, ohne Lohn, nur auf Kost und Logis und sie waren nicht durch die Aufzucht von Nachwuchs zeitlich und finanziell belastet. So ist es kein Wunder, wenn im Mittelalter ein heftiger und langanhaltender Streit um die Nutzung dieser Ressource entstand. Dieser Streit um Klöster, die hauptsächlich in Besitz von Bistümern waren, war Teil des sog. Investiturstreites, der im letzten Viertel des 11. Jhs. begann und mit dem Wormser Konkordat 1122 (≈825) einerseits ein Ende fand, aber auch eine neue Qualität an heftigen Streitigkeiten nach sich zog, was gerne übersehen wird. Streit und Konkordat sind auch für die Fantomzeittheorie (614 - 911) von kaum zu überschätzender Bedeutung, da diese Vorgänge die Motive für umfangreiche Fälschungen liefern.

Dazu ist es zunächst erforderlich, sich Art und Umfang der damaligen Rechtstreitigkeiten rund um das Konkordat anzusehen. Wir richten uns dabei im Wesentlichen nach Ausführungen des Rechtshistorikers Hans Constantin Faußner [F = Faußner 1993].

Die Besitzrechtsverhältnisse im Reich bis zum Konkordat

Hier mag zunächst der Befund erstaunen, dass bis zum Konkordat 1122 (≈825) die Besitztümer eines Bistums und der daran hängenden Klöster den weltlichen rechtlich gleichgestellt waren:

„Wie Herzogtum, Markgrafschaft und Grafschaft (*comitatus*) gehörte auch das Bistum (*episcopatus*) *ad regnum*, [zum Reich] wobei [...] *regnum* und *res publica* identische Begriffe waren, das *regnum* aus der *res publica* bestand.“ [F 18]

„Der *episcopatus* mit seinem rechtlichen Mittelpunkt, der Bischofskirche mit Kathedra und Pertinenzbesitz [...], war eine Institution des Reiches, die der König als rechtliche Einheit dem Bischof *in beneficium regni* übertrug und ihn damit investierte, worauf dieser vom *episcopatus* mit der Thronsetzung, seiner Inthronisation, Besitz ergriff, nicht anders als der König mit seiner Thronsetzung vom *regnum*.“ [F 18]

Kirchengut blieb damit letztlich immer Reichsgut und wurde deshalb auch von – ungeliebten – Vögten des Königs verwaltet. Aber:

„Dieses so klare Rechtsverhältnis und eingespielte Rechtsverfahren zwischen *regnum* und *episcopatus*, zwischen König und Bischof, endete mit dem *Wormser Konkordat*, auf das sich am 23. September 1122 Papst Calixtus und Kaiser Heinrich V. einigten.“ [F 20]

(Papst Calixtus war selbst ein kapitaler Hirsch im kirchlichen Fälscherrevier [s. Schilling].) Aus der neuen Rechtslage folgte der Zwang zur Einigung zwischen Reich und Kirche:

„Über den bisher rechtlich einheitlichen Pertinenzbesitz der Kirchen mußte ein Teilungsübereinkommen getroffen werden“ [F 20].

Das, was beim Reich an Kirchengut verblieb, waren die *regalia regni*; Güter, die bei der Kirche verblieben, waren die *bona ecclesiastica*. Die große Streitfrage war nun die, welche der bisherigen Reichsgüter, die der Kirche vom Reich praktisch nur jeweils geliehen waren, zukünftig immerwährendes Kirchengut wurden und welche wie bisher Reichsgüter blieben, denn

„rechts- und besitzgeschichtliche objektive Kriterien für die Zuordnung gab es so gut wie keine...“ [F 22]

Die Besitzrechtsverhältnisse im Reich ab dem Konkordat

Man einigte sich auf folgende – folgenschwere – Kriterien! Danach wurden nachstehende Arten von Gütern nach dem Konkordat dauerhaft Kirchengut:

„*Dotationsgut*. [...] ergab es sich gewissermaßen von selbst, daß die Güter, die zur Errichtung und Unterhaltung eines Gotteshauses gegeben wurden, als dessen ‘notwendiges Betriebsvermögen’ der Verfügungsgewalt des Vogtes entzogen waren.“ [F 23]

„*Kapitels- oder Stiftsgut*. Wie das Dotationsgut, dem auch das sogenannte Tafelgut (*mensa episcopalis*) zugerechnet werden konnte, als 'notwendiges Betriebsvermögen' der Kirche der Verfügungsmacht des Vogtes entzogen war, war dies auch beim Kapitels- oder Stiftsgut (*mensa capituli*) der Fall. Es war Sondervermögen der Bischofskirche“ [F 25]

„*Zweckbestimmtes Gut*. Mit der zweckbestimmten Übertragung von Reichsgut an eine Kirche verzichtete der König auf seine Verfügungsmacht und damit auch auf die seines Vertreters, des Vogtes. Der klassische Fall war das *Seelgerät*. Da die Zweckbestimmung und -bindung einer Entlassung aus der Reichsgutsbindung gleichkam, war es zumindest rechtlich problematisch, ob der König zu solchen Überlassungen aus Reichsgut berechtigt, oder bei ihnen auf sein Privatgut beschränkt war.“ [F 25]

„*Vormaliges Frauengut*. [. . .] so beruhten die Gründe, die vormaliges Frauengut in kirchlicher Hand zu *bonum ecclesiasticum* machten, auf der Rechtsentwicklung, daß **Besitz, der einmal in das Eigentum einer Frau übergang, damit als aus dem Reichsgut ausgeschieden angesehen wurde** und somit bei Abschluß des Wormser Konkordates nicht mehr des Reiches war.“ [F 26; Fettkursive von G.A.]

„Dieser Wandel in der Eigentumsordnung, der zur Konsequenz die Entlassung von Besitz, der nachweisbar einmal von einer Frau besessen und/oder über eine Frau erlangt wurde, aus dem Reichsgut, veränderte die Eigentumsstruktur im Reich in einer kaum zu überschätzenden Weise. Gab es doch beispielsweise in Bayern kaum Besitz an Land und Leuten, der nicht schon von Frauen gehalten und vererbt worden war [. . .] mit der Folge, daß sich das Reichsgut mehr oder weniger auf die Regalien und das noch verbliebene Reichskirchengut beschränkte.“ [F 28]

Den Nachweis für vormaligen Frauenbesitz musste die Kirche liefern und:

„Die rechtlich überzeugendste Form des Nachweises des Besitzerwerbs von Gütern, die die rechtlichen Kriterien der *bona ecclesiastica* aufwiesen, und des Beweises alter Freiheiten und Gerechtigkeiten einer Kirche, die dann durch die Nachlässigkeit pflichtvergessener Könige und simonistischer und schismatischer Bischöfe und Äbte in Vergessenheit geraten waren, gaben Königsurkunden ab. Und da hat-

te Wibald von Stablo eine geniale Idee: Die *Erfindung* solcher Königsurkunden.“ [F 28f]

Wibald von Stablo, ein grandioser Fälscher und Erfinder, war ein Mitarbeiter/Mitstreiter (*amicus precordialis*) des Bischofs Otto I. von Freising (1138-1158), um 1150 in Freising am dortigen Bischofssitz tätig. (Hierzu sei erwähnt, dass Faußner inzwischen zur Schlussfolgerung gelangte, dass dieser Wibald alle existierenden, etwa 5.000 Königsurkunden hat „anfertigen“ bzw. fälschen lassen, laut seiner mündlichen Aussage vom 13.5. 2000! Eine entsprechende Publikation ist für 2001 vorgesehen und wird von den ZEITENSPRÜNGEN voraussichtlich eigens gewürdigt werden.)

Investiturstreit und Konkordat fördern Intellekt und Fälscherlust

Zu vermerken sei auch, dass dieser (Investitur-)Streit „weitreichende mentalitätsgeschichtliche Implikationen“ hatte mit: „Förderung eines diskursiv-logischen Denkens, Betonung des Leistungsinтеллекts, Trennung von sakraler und profaner Sphäre u.v.a.“ denn es bestand der Zwang, die jeweiligen Standpunkte genau zu durchdenken und zu begründen [Sachwörterbuch der Mediävistik, 388].

So drängt sich weiter der Eindruck auf, dass im Rahmen dieser erbitterten Auseinandersetzungen des Investiturstreites und seiner Weiterungen der Intellekt auch dahingehend geschärft wurde, dass nicht nur Wibald von Stablo auf die Idee kam, Königsurkunden und anderes zu fälschen. Es bot sich an, die leere Fantomzeit mit Ereignissen zu füllen, die insbesondere im Güteraufteilungsstreit nach dem Konkordat zum eigenen Vorteil gereichten, oder die Reichsunmittelbarkeit erlangen ließen oder Immunitätsprivilegien, wie z.B. die wünschenswerte Hochgerichtsbarkeit, ermöglichten. [Illig 1996 u.a. 343; dort Dopsch 1938]

So wird man zukünftig beim Lesen der Geschichte von Klöstern stutzig werden, wenn z.B. Frauen in der Fantomzeit Kirchengüter besessen oder gestiftet haben. Man wird stutzig werden, wenn die Stifter in der Fantomzeit umfangreiche Güter geschenkt haben, denn daraus wurde, weil Dotationsgut, nach 1122 immerwährendes Kirchengut. Und letztlich drängt sich der Verdacht auf, dass möglicherweise alle 64 bayerischen fantomzeitlichen Klostergründungen just aus Gründen der nachkonkordatlichen Streitigkeiten erfunden wurden. War bisher dunkel, warum diese Kloster- und Bistums- und Ortsgründungserfindungen hätten alle erfolgen sollen (aus purer Lust am Fabulieren?), so wäre nun eine höchst plausible Erklärung gefunden: der Kampf um Güter und damit um Geld,

Macht und Einfluss ab 1122, heißt es doch im *Kleinen Lexikon des Mittelalters*:

„Durch die Gründungsausstattung und durch reiche Zustiftungen kamen die Klöster schon in karolingischer Zeit zu außerordentlich großem Grundvermögen.“ [Volkert 135]

(Stutzig werden darf man auch bei „schon in karolingischer Zeit“.) Mit diesem Modell ließe sich auch der mögliche Entstehungszeitraum der Fälschungen besser eingrenzen. Wir dürfen entsprechende Erfindungen kaum vor 1122 erwarten,

„da eine Fälschung rechtlich zu nichts geführt hätte und somit zweck- und sinnlos gewesen wäre.“ [F 162]

Bis zum Ende des 12. Jhs. könnte die Mehrzahl derselben erstellt worden sein. Danach dürften auch Klöster, die etwa nach 1200 gegründet worden sind, keine fantomzeitliche Legende besitzen, da diese zu dieser Zeit auch nichts mehr genutzt hätte. Die schon bekannte Tatsache, dass die meisten Urkunden im 12. Jh., erstellt-erfunden-gefälscht wurden [Illig 1996, 141], passt gut in diese Rekonstruktion.

Innerkirchliche Streitigkeiten, wie die um Reichsunmittelbarkeit von Klöstern (s.u.) zogen sich hingegen bis in das 18. Jh. hin, so dass diesbezügliche Fälschungen bis dorthin zu erwarten sind.

Wir wollen nun anhand der Geschichten einiger ausgewählter bayerischer Klöster und Orte prüfen, ob diese Überlegungen Sinn machen und die Einzelheiten sich zu neuen plausiblen Szenarien zusammenfügen. Dabei werden wir noch nebenbei einige innerkirchliche Streitigkeiten betrachten, die nicht direkt mit dem Konkordat zu tun haben, aber ein interessantes Licht auf das Urkundenunwesen im frühen, hohen und späten Mittelalter werfen. Doch zuvor noch ein kurzer geschichtlicher Abriss, um Sie als Leser für diese Zeiten einzustimmen.

Kurze Chronologie bis 1200 (∞903)

Man sollte sich, wenn man sich ernsthaft mit der Fantomzeittheorie auseinandersetzt, immer wieder einmal die vermutlich realen Zeitabläufe vor Augen halten, um die mentale Barriere von etwa 300 (genau: 297) Jahren wenigstens zeitweise wegzuräumen. Deshalb schreiben wir in Klammern immer wieder die realen Jahreszahlen mit einem Umkrepelsymbol (∞) versehen, ohne damit allerdings für eine generelle Einführung dieser Zeitrechnung plädieren zu wollen. Also hier zunächst eine kleine schlaglicht-

artige Realchronologie mit einigen ‚Pflöcken‘ im geschichtlichen Sumpf des ganz frühen Mittelalters. Wir beginnen kurz vor der Fantomzeit, wo es übrigens schwer ist, markante Ereignisse zu identifizieren, mit dem spätestens um

~ 400 endgültig abgeschlossenen Abzug der Römer, wenn man die Passauer Severinslegende als Erfindung sieht [Anwander, in Vorber.].

~ 486 wird Chlodwig getauft, wenn es stimmt; es laufen noch Landnahmen. Die Bayern sind als Stamm noch nicht existent, die Quellen in dieser Zeit sind spärlich, aber die Forschung scheint sich sicher, dass Bayern damals schon von Agilolfingern geführt wurde. Deren Abkunft wird als fränkisch, burgundisch, langobardisch oder thüringisch diskutiert, auch gelten sie als schwäbisch versippt. Der erste namentlich bekannte heißt Garibald.

~ 561/62 geht die letzte fränkische Herrschaft in Oberitalien zu Ende, mit den dort untergehenden Goten.

~ 575 scheint es ein Bündnis Bayerns mit den Langobarden zu geben, die ihrerseits mit den Franken die Klagen kreuzen.

~ 591 Frieden zwischen Franken und Langobarden.

~ 592 gibt es einen Tassilo (später als Herzog Nr. 1 geführt) und seinen Sohn, den Garibald (Nr. 2) und wir hören von den ersten Kämpfen der Slawen mit den Bayern [Spindler 147]. Das Kriegsglück wogt hin und her; mal gewinnen die Bayern, mal die Slawen.

(Diese Kriege hier um 600 mit Slawen und Mähren erinnern übrigens stark an die Ungarnkriege dreihundert Jahre später. So gibt es z.B. eine vernichtende Niederlage der Bayern 907 – und exakt 297 Jahre früher, also 610, wird Garibald II. bei Aguntum (Dölsach bei Lienz, Osttirol) von den Slawen besiegt und das Grenzland der Bayern geplündert. Im 7. ebenso wie im 10. Jh. dringen aus dem Osten Völker nach Westen vor. Wurden Slawen und Ungarn/Awaren immer sorgfältig genug unterschieden, oder sind hier dieselben gemeint; bzw. haben hier die Geschichtsschreiber Ereignisse aus Verlegenheit verdoppelt; wie anderswo auch [Zeller]? Ein Thema, das laut nach Bearbeitung ruft!)

Ab 614 geht es in das reale 7. Jh. das nun bereits dem üblichen 10. entspricht:

~ 658 (955), werden die Ungarn „endgültig“ besiegt. Klöster werden gegründet, erste Kirchen gebaut, die Ottonen regieren;

~ 703 (1000) will Otto III. Millenniumskaiser werden;

~ \approx 778 (1075) beginnt der Investiturstreit, was Sinn macht, denn die Streitigkeiten um Ressourcen wie Länder, Abteien, Bistümer usw. benötigen keinen Abstand von knapp 700 Jahren seit Abzug der Römer in Bayern.

~ \approx 825 (1122) kommt das Wormser Konkordat, also gut 400 Jahre nach den Römern.

~ Gegen \approx 900 (1200) dürfte der Verteilungskampf zum grössten Teil ausgestanden gewesen sein.

Beginnen wir nach dieser chronologischen Einstimmung mit der genaueren Betrachtung des illustren Fall eines Klosters, das etwa 30 km Luftlinie von Würzburg entfernt mainabwärts zu finden ist:

Neustadt am Main

Im Kirchenführer heißt es hierzu:

„Die Gründung des Klosters ist durch Legendenbildung, aber auch gefälschte Urkunden aus späterer Zeit weniger beleuchtet, als man es sich wünschen möchte. Als gesichert gilt jedoch das Datum 768/769 als Gründungsjahr. Als Gründer tritt uns der 2. Würzburger Bischof, Megingaud (Megingoz, † 26.9.794?) entgegen. Nach 15 Jahren von seinem Bischofsamt zurückgetreten, ließ sich der einstige Schüler des Bonifatius und der Nachfolger Bischof Burkhard an einem Ort namens ‚Rorinlacha‘, einem fränkischen Jagdsitz, nieder, den er von Graf Hatto erhalten hatte. Er scheint bei der Gründung auch familien-eigenen Grundbesitz [kein Reichsgut also!] beigesteuert zu haben. An der Weihe der neuen Klosterkirche am 19. August 793 sollen neben Karl dem Großen auch die Bischöfe Willibald von Eichstätt und Lulus von Mainz teilgenommen haben.“ [Schaelow 3]

So liest sich eine anständige Gründungslegende, auch wenn sie hier als „gesichert“ dargestellt wird, trotz zugegebenermaßen gefälschter Urkunden. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass es keinerlei Reste von dieser 793 geweihten Kirche in Neustadt gibt, auch nicht von dem Annexbau St. Peter und Paul, von dem es heißt:

„Karolingisch wurde [das Alter der ergrabenen Baureste] wegen des Gründungsdatums als sicher angenommen.“ Doch: „Heute ist die Forschung in dieser Frage weitaus vorsichtiger. [...] Eine karolingi-

sche Datierung für den im Grundriß sichtbaren Bau ist deshalb nicht mehr sicher.“ [Schaelow 27f]

Eine dieser von der Forschung heute als Fälschung erkannten Gründungslegenden hört sich so an:

„Neustadt entstand aus dem pippinschen Jagdhaus und Meierhofe Rohrlach, welchen Pippin um 725 dem hl. Burkard und seinen Gefährten schenkte. Diese schufen ihn zu einem Kloster um, welches sie Neustadt nannten. Dessen erster Abt Megingaud wurde 753 Bischof von Würzburg, welchem sodann noch mehrere Äbte von Neustadt auf den Bischofsstuhl folgten.“ [Götz II, 660]

Ob diese Legende nun von den Neustädtern geschaffen wurde oder von den Würzburgern, mag dahingestellt bleiben. Dass man die Neustädter Äbte Bischöfe von Würzburg werden ließ, spräche für eine Neustädter Erfindung. Andererseits wird Neustadt 725 dem hl. Burkard geschenkt, der als Freund Kilians gilt, dem Gründer des Bistums Würzburg. Das spräche stark dafür, dass diese Teilvariante von Würzburger Interessen geleitet ward.

Jedenfalls zieht sich ein heftiger Streit zwischen Würzburg und Neustadt durch die Geschichte um den Status dieser Abtei. Bei dieser innerkirchlichen Auseinandersetzung geht es um die Frage, wer wem unterstellt ist. Die Neustädter meinten: Wir sind reichsunmittelbar, also unabhängig von Würzburg. Die Würzburger meinten: Neustadt ist unser! Wie ein Bericht aus einem anderen Kloster (St. Emmeram in Regensburg) zeigt, konnte diese Unterstellung unter ein Bistum sehr lästig sein:

„Die übertriebenen Forderungen der Regensburger Bischöfe, die sich oft wochenlang mit ihrem Gefolge vom Kloster bedienen ließen, zehrten schon seit Jahrzehnten an der finanziellen Kraft“ [Schlemmer 17]

Und so heißt es denn zu Neustadt weiter:

„Der eigentliche Grund, warum Neustadt [obwohl reich begütert] sich nie recht entfalten konnte, ist die Tatsache, daß die Fürstbischöfe von Würzburg die Abtei zu einem würzburgischen Eigenkloster machen konnten (993). Wir können hier nicht die Auseinandersetzungen zwischen Neustadt und Würzburg, die sich an die 800 Jahre [!] hinzogen ausführlich schildern. Es kann hier auch nicht auf die gefälschten Urkunden eingegangen werden, mit deren Hilfe Neustadt sein gutes Recht gegen Würzburg durchsetzen wollte. Der Hinweis, daß Neustadt schwach, Würzburg aber mächtig war, mag genügen.“ [Schott 87]

Normalerweise ist zwar Karl der Große der „Ober“ und sticht dank seiner Größe den „Unter“ Pippin. Aber wenn eine mächtige Partei wie Würzburg Pippin ins Feld führt, verblasst selbst die Macht unseres großen Karls, den sich die Neustädter als Stifter erfanden! Blicken wir etwas im Detail in die vergeblichen Neustädter Versuche, sich auch mit Karls Hilfe Würzburg vom Leibe zu halten:

„Um von Würzburg unabhängig zu bleiben, unterstellte Megingaud das neue Kloster dem Reich, wie es in einer um 1200 [!] gefälschten, durch andere Diplome gestützten und gerade in diesem Punkt glaubhaften [!] Urkunde überliefert wird.“ [Schaelow 3]

Wir lernen daraus, dass gefälschte Urkunden dann glaubhaft sind, wenn sie den eigenen Interessen nutzen und dass frühmittelalterliche Bischöfe in Würzburg außergewöhnlich großzügig waren: Sie gründen ein Kloster und verleihen es nicht wie selbstverständlich dem eigenen Bistum ein, sondern schenken es dem Reich (um auch in realer Zeit reichsunmittelbar zu sein!)! Kein Wunder, dass sich später die realen Würzburger Fürstbischöfe dieses Märchen nicht gefallen ließen. Aber sehen wir, wie es weiter ging:

„So soll sich Karl der Große maßgeblich an der Grundbesitzausstattung des Klosters beteiligt haben.“ [Schaelow 3]

Wenn wir nicht irren, finden wir hier das oben zitierte Motiv der Besitzabsicherung als Dotationsgut; zudem musste das wohl so hingestellt werden, um den Würzburger Anspruch abzuwehren, demzufolge Pippin und der Würzburger Bischof Megingoz, dazu Graf Hatto, gestiftet hatten. Nun ist es ganz besonders bedauerlich, dass die Neustädter zugeben müssen:

„Verloren ist die im Mai 794 ausgestellte Stiftungsurkunde für die königliche [!] Abtei“ [Schaelow 4],

Hatte man doch eigens eine Schwester Karls des Großen erfunden:

„Der Legende nach war es seine Schwester Gertrud (Gertraud), die ebenfalls Mittel zur Ausstattung der Neugründung beisteuerte. Mit dieser als heilig verehrten Frau allerdings kann nur Gertrud von Nivelles gemeint sein, die nicht die Schwester Karls des Großen, sondern die Tochter Pippins des Älteren war, eines Vorfahren Karls [und damit Karls Ururgroßtante]. Da diese aber bereits 659 verstarb, ist ihre Beteiligung an der Gründung nicht möglich. Dennoch bestanden Beziehungen zu Neustadt, wie der heute noch erhaltene ‘Gertrudenmantel’ und das Patrozinium belegen. Auf sicherem Boden befinden

wir uns mit einer Restitutionsurkunde vom 12. Dezember 993, die Kaiser Otto III. in der Pfalz Tilleda am Kyffhäuser ausgefertigt hat. In ihr wird Neustadt zusammen mit weiteren Klöstern dem Bistum Würzburg 'zurückgegeben'. Offenbar hatte der Würzburger Bischof alte Rechte auf Neustadt geltend gemacht - ob zu Recht oder zu Unrecht, läßt sich dabei nicht sicher klären.“ [Schaelow 4]

Wir vermuten: eher zu Unrecht, da wie oben erwähnt nach H.C. Faußner alle Königsurkunden Fälschungen des Wibald von Stablo sind.

Die hier zitierte Erfindung einer veritablen, schenkungsfreudigen Schwester Karls des Großen durch die wackeren Neustädter (da war bestimmt keine Verwechslung mit der Pippins-Gertrud im Spiel!) dürfte ihren Grund in der oben zitierten kuriosen nachkonkordatlichen Einigung gehabt haben, wonach aller Besitz, der einmal in der Hand einer Frau war, nicht mehr Reichsgut, sondern Kirchengut war. So war zum einen gesichert, dass das Klostergut nicht mehr Reichsgut werden konnte, und zum anderen, weil doppelt genäht besser hält: Große, wenn nicht alle Teile des Besitztums wurden als fantomzeitliches Stiftungs- bzw. Dotationsgut hingestellt und waren somit noch einmal unzweifelhaft immerwährendes Kirchengut.

Hier sieht man, dass es die Fälscher damals nicht leicht hatten: Einerseits musste man sich gegen Eigentumsansprüche des Reiches nachkonkordatlich erwehren, andererseits aber alles so hinstellen, dass man als reichsunmittelbar gelten konnte und nicht unversehens zur Beute eines Bistums wurde. Da konnten Fehler passieren! Denn was half die schönste Eigentumssicherung, wenn der Ertrag daraus nicht geerntet werden konnte und die Würzburger Bischöfe samt Anhang regelmäßig die Abtei leerfraßen, wie bei St. Emmeram zu Regensburg geschehen? Auch die Entstehungszeit der oben zitierten „gefälschten, wiewohl glaubhaften“ (ist das nicht mediävistische Realsatire vom Feinsten?) Urkunde mit dem Jahr 1200, passt gut in unser Szenario.

Exkurs in Sachen mediävistischer Fragestellungen

Mit dieser Deutung erfundener Ungereimtheiten – zielgerichtet, nicht versehentlich – befinden wir uns erfreulicherweise in Übereinstimmung mit Rudolf Schieffer, der angesichts der respektablen 200-jährigen Ahnenreihe Karls des Großen meint: Es

„ist sich die Geschichtsforschung seit langem einig, daß dieser Stammbaum [...] eine phantasievolle Konstruktion ist, die zur höheren Ehre des regierenden Hauses Versatzstücke aus älteren Schriftquellen nach Belieben verknüpft. Gleichwohl verdient die fiktive Ahnengalerie unser Interesse, denn es ist offenkundig, daß hier die tragenden Fundamente der karolingischen Herrschaft über das Frankenreich beschrieben werden sollen.“ [Schieffer 11]

Wir schließen uns dieser Deutung an, denn sie scheint uns im wohlthuenden Gegensatz zur oft fruchtlosen Arbeitsweise anderer Mediävisten zu stehen: Sie scheinen immer noch hauptsächlich zu überlegen, welchen „Fehler“ die Urkundenschreiber (hier die Neustädter) gemacht haben oder welchem „Irrtum“ sie verfallen sein könnten, um so Ungereimtheiten (hier das Gertrud-Problem) zu klären: Nach einigem Hin und Her entscheiden sie sich dafür, dass die ebenfalls erfundene Gertrud von Nivelles existiert hat und nicht die Neustädter Gertraud. Die Neustädter machten hier aber keinen Fehler, sondern „verknüpften Versatzstücke aus älteren Schriften nach Belieben“, da sie just eine illustre ‚Weibsperson‘ als Schenkerin benötigten!

Würde die Mediävistik sich gerade in Sachen Fantomzeit und Umgebung – gerade bei noch nicht als gefälscht erkannten Urkunden – weniger oft fragen: „Was sagt uns diese Urkunde aus dem Jahre 80X über das Jahr 80X aus?“ sondern dafür häufiger: „Wer könnte im 11., 12. oder welchem Jahrhundert auch immer ein Interesse daran gehabt haben, die Sache im Jahre 80X so dargestellt sein zu lassen?“, so wäre das fruchtbarer. Ist doch gerade in der akademischen Zunft angeblich die

„Feststellung falscher oder verfälschter Urkunden eine der wichtigsten Aufgaben der Urkundenlehre (Diplomatik), die vom 17. Jh. an bis heute den damit zusammenhängenden Problemen nachgeht. Neben der Ermittlung des der Fälschung zugrundeliegenden ursprünglichen Sachzusammenhangs sind Zeit und Umstände der Fälschungsaktion zu erforschen, womit wichtige Erkenntnisse für die Fälschungsepoche zu gewinnen sind.“ [Volkert 272]

Neustadts trauriges Finale

Doch zurück zum Kampf Neustadt gegen Würzburg, in dem die Neustädter ihre Fantomzeit mächtig aufplusterten:

„Kloster Neustadt gilt als eine der bedeutendsten Abteien in der frühmittelalterlichen Kirchenprovinz Franken. Die Stellung des Neustädter Abtes war dementsprechend hochgestellt, er galt als zweiter Mann nach dem Würzburger Bischof.“ [Schaelow 4]

Aber eben nur als zweiter und da half es auch nichts für die eigenen Ansprüche, dass für die gefälschte Urkunde zur Reichsunmittelbarkeit

„20 originale Vorlagen ermittelt werden konnten, die für eine gewisse Glaubwürdigkeit sprechen. Anscheinend war die originale Gründungsurkunde Megingauds zu diesem Zeitpunkt nicht mehr vorhanden.“ [Schaelow 4f]

Das muss nicht unbedingt verwundern, hatte doch der Würzburger Fürstbischof Friedrich von Wirsberg (1558 - 1573) – man höre und staune – sicherheitshalber dem Kloster sämtliche Archivalien für immer abnehmen lassen [Schott 92], womöglich unter Androhung von Waffengewalt. Den Verlust – ob durch „höhere Gewalt“, eigene Schlamperei oder Versagen des Kreativkriptoriums – wollten die Neustädter bis ins 18. Jh. nicht glauben:

„Noch 1767 versuchte Neustadt in einer in der eigenen Klosterdruckerei gedruckten Schrift eine Klärung herbeizuführen: »Diplomatische Nachrichten über Ursprung und Stiftung des Klosters Neustadt, zum Beweis der dem Kloster zustehenden Immunitäten, Freiheiten und Vorzügen in temporalibus aus Veranlassung eines am Reichskammergericht gegen das Hochstift Würzburg anhängig gemachten und 1766 wieder aufgenommenen Rechtsstreites, an das Licht gestellt vom Abt, Prior und Konvent.«“ [Schott 88]

Diese Schrift zu verfassen, war zwar aus Neustädter Sicht verständlich, aber auch sehr frech, und so kam es, wie es kommen musste: Der Abtei Neustadt am Main widerfuhr keine Gerechtigkeit vor dem Reichskammergericht, sondern:

„Die Sache war rasch entschieden. Eine Kommission unter Führung des Weihbischofs von Gebsattel [vielleicht mit einem kleinen Truppenkontingent?] beschlagnahmte im März 1768 die letzten 12 Exemplare der Schrift, die von 350 Stücken noch vorhanden waren. Neustadt mußte sich der Gewalt beugen.“ [Schott 88]

Damit war das Ziel der Reichsunmittelbarkeit für Neustadt endgültig unerreichbar. Auch geteiltes Leid mag da nur ein schwacher Trost sein:

„Kein Kloster der alten Diözese Würzburg, auch nicht die mächtige und reiche Cistercienserabtei Ebrach, konnte dieses Ziel erreichen.

Heute wissen wir, daß Ebrach zu Unrecht die Reichsunmittelbarkeit beansprucht hat.“ [Schott 88]

„Ah da schau her“ könnte man auf gut bayrisch sagen: Die Ebracher sind also die Bösen, weil sie Falsches beanspruchten, die Neustädter hingegen nicht, denn es steht fest, dass ihr Kloster

„spätestens beim Tode seines Gründers Megingoz (794) königliches Kloster wurde. Die 993 von Würzburg der Kanzlei Ottos III. vorgelegten Urkunden Pippins und Karls des Großen, die nicht mehr erhalten sind bzw. deren ursprüngliche Fassung nicht mehr bekannt ist, waren Fälschungen.“ [Schott 88]

So meint also der Fälscher/Erfinder: Wir haben trotz unserer erfundenen/gefälschte Urkunden recht, weil unsere 'echten' verloren gingen, aber die anderen nur über gefälschte verfügen! So weit die spezielle Fälscherlogik – vermutlich nicht nur – der Neustädter! Und so weit der illustrative Fall Neustadt am Main, von dem auch wir nicht wissen, wer Recht hat bzw. wer im 10. oder im realen 7. Jh. zuerst da war: Neustadt oder Würzburg – unsere Sympathie gilt natürlich dem in Tapferkeit unterlegenen Neustadt!

Zwischenbetrachtung

Es bestätigt sich durch derartige Beispiele in schöner Klarheit, dass die Fantomzeit (und nicht nur die) und Fantomfiguren in späteren Zeiten benutzt wurden, um Ansprüche gegen Konkurrenten verschiedener Art durchzusetzen. Dazu werden Personen (ohne Rücksicht auf überregionale Ungereimtheiten) eigens ganz neu erfunden, wie hier eine Schwester Karls des Großen. Oder es werden erfundene Personen wie Pippin, Megingaud, Karl der Große, Graf Hatto (als Stifter) bemüht. Prominente und ebenfalls erfundene Heilige wie Bonifatius und Willibald dürfen die fiktive Gründungsfeier des Klosters verzieren, um das Kloster aufzuwerten; und auch reale Personen wie Otto III. werden benutzt, indem man ihnen Urkunden andichtet – letzteres vermutlich ein Auftrag der Würzburger Bischöfe an Wibald von Stablo in Freising. Wenn dann die Urkundenfälschungsschlacht im Patt endet, weil beide Parteien über gleich gute Kreativskriptorien verfügen, dann gewinnt eben der, der über Truppen verfügt und dem anderen das Archiv ausräumt. Voilà, das Mittelalter, wie es lebt und lebt!

Der fantomzeitliche Immobiliendreisprung

Blickt man nach diesem fränkischen Fall Neustadt-Würzburg nach Altbayern, lässt sich etwas ähnliches erkennen, das wir allgemein den *fantomzeitlichen Immobiliendreisprung mit Spurenverwischung* nennen wollen. Dieser Begriff bringt Übersicht im fantomzeitlichen Urkunden-dschungel: Danach wird z.B.

- ein Kloster zu früher, also agilolfingischer Zeit (bis 788) von örtlichen Adeligen gestiftet und reich dotiert (1);
- dann das ganze karolingisiert (2), nicht zuletzt, um später reichsunmittelbar zu werden;
- außerdem ließ man die Karolinger noch einmal kräftig im Sinne nachkonkordatlicher Regelungen schenken (3);
- schließlich werden die Spuren verwischt, indem die schenkungswütigen Adeligenfamilien aussterben und die Klöster von den Ungarn zerstört werden.

Betrachten wir die Sprünge im einzelnen.

Sprung 1: Agilolfingisieren

Besonders in Altbaiern (heutiges Ober- und Niederbayern) lässt man in der Fantomzeit zunächst sein Kloster vernünftigerweise von einheimischen Adeligen, wie den Agilolfingern (die es offensichtlich um 600 ja wirklich gab) gründen oder von Adeligen, die ihnen ‚nahe‘ stehen, wie den Huosi (oder Graf Hatto, s.o.). Dabei lässt man üblicherweise – zur Standortsicherung – einen Heiligen entstehen, der, wenn er die Reliquien dank eignem Martyrium – wie zum Beispiel Emmeram – nicht selbst liefert, sie am besten aus Rom und Umgebung eintreffen lässt. So hat sich das Kloster Benediktbeuern den Unterarm des heiligen (wiewohl) fiktiven Benedikt kommen lassen, Altötting gar den Arm eines veritablen Apostels: Philippus ... Auch die Bistümer lassen sich durch prominente (bzw. prominent gemachte) Heilige ausstatten: Kilian, Korbinian, Rupert, Wilibald, Severin, Emmeram, Virgil, Bonifatius.

Um 1200 gab es etwa 140 Klöster und Stifte des bajuwarischen Stammes- und Rechtsbereiches [Spindler 495], davon legten sich nach unseren Recherchen auf heute bayerischem Gebiet 61 diesen fantomzeitlichen Legendenteil zurecht, bzw. sind für diese Zeit erfunden worden. Auch ein Seitenblick auf die Besitzverhältnisse ist interessant:

„Von etwa 140 bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts [des 9. Jhs.] gegründeten Klöstern [...] waren 23 dem Papst aufgetragen, 15 dem Reich, aber 85 den Bischöfen.“ [ebd.]

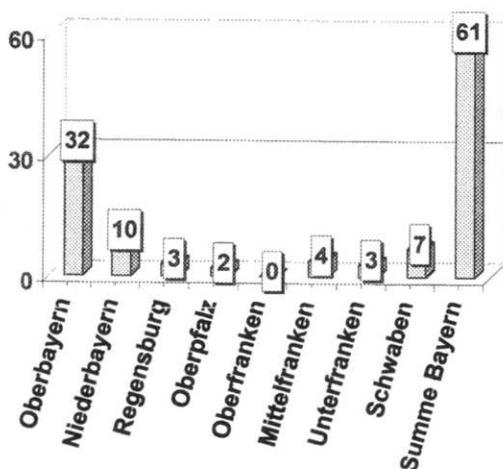
Und wieder zu unserem Sprung 1:

„Auch außerhalb dieser Zentralpunkte herzoglicher Gewalt [wie z. B. St. Emmeram in Regensburg] haben die Agilolfinger noch eine stattliche Anzahl von Klöstern gegründet oder dotiert, selbst wenn man die zahlreichen Legenden, die sich insbesondere an die Person Tassilos als Klostergründer knüpfen, abzieht.“ [Spindler 207]

Aus besagten Gründen waren diese Stiftungslegenden sehr fruchtbar bei der Güterteilung nach dem Konkordat. Denn alles, was die Tassilos, Odilos usw. schenkten, war vermutlich Dotations-, zweckbestimmtes oder Kapitel- und Stiftungsgut und damit nach 1122 für immer kirchlich und nicht mehr des Reiches!

Die Grafik zeigt die räumliche Verteilung dieser (Fantom-)Klöster. Dabei fällt die Häufung im heutigen Ober- und Niederbayern auf, zu dem man noch Regensburg rechnen darf: eine Gesamtzahl von 47. Auf den vermutlich zeitweilig slawischen Gebieten Oberpfalz und Oberfranken findet sich kaum ein Kloster der Fantomzeit – in der Oberpfalz nur Chammünster und das unauffindbare Berg im Donaugau.

Postulierte Klöster der Fantomzeit (614 - 911) in Bayern



Sprung 2: Karolingisieren

Hat man z.B. im 12. Jh. (≈9. Jh.) das Ziel für Klöster vor Augen, reichsunmittelbar zu werden, so kann es nicht besser kommen, als wie man es kommen ließ: Die regionalen Schenkungen werden mit der Karolingisierung überregional und reichsnah bestätigt:

„Gerade der gewaltsame Übergang der Macht an Karl den Großen hat für Bayern um 790 Aufstellungen von Güterverzeichnissen gebracht, die aus der Notwendigkeit erwachsen waren, die vor 788 erfolgten Schenkungen der Herzöge und des Adels an Kirchen und Klöster dem neuen Herrscher gegenüber auszuweisen und bestätigen [!] zu lassen.“ [Spindler 358]

Blicken wir nun nach Altbaiern und Regensburg und nach dem östlichen Schwaben, wo sich die meisten Fantomzeitklöster befinden, (von denen es natürlich keinen einzigen Stein gibt). Hier nun könnte wohl die Tassilo III.-Legende erfunden worden sein, weil sie eben für diese Klöster und ihre Eigentümer, die Bistümer, von großem Vorteil war! Danach wurde dieser Tassilo III. von unserem Karl den Großen auf merkwürdige Art, in Manier eines Seifenoperndrehbuchs beseitigt. So soll Tassilo eine frühe Form der Fahnenflucht, Harisliz, begangen haben:

„Der Herzog Tassilo war dem Pippin, dem Kurzen [...] verpflichtet, ihn bei seinen Kriegen zu unterstützen. [...] Wenn der Pippin zum Krieg geblasen hat, mußte Tassilo, der Bayer, mit seinen Raufbolden anrücken. Nachdem sie schon drei Schlachten für den Pippin gewonnen hatten, meinte der Tassilo, der Pippin könnte doch eigentlich einen Krieg auch mal ohne ihn auskommen. Mitten in der Schlacht bei Nevers gegen die Aquitanier dachte er sich: Ich mag nicht mehr, immer diese Rauferei, ich gehe jetzt heim! Er entschuldigte sich mit Krankheit. Vielleicht hat er Kopfweh gehabt. Der Pippin hatte dafür viel Verständnis und ließ ihn gehen . . .” [Jonas 204]

So die lebendige, offensichtlich zeitnahe Schilderung dieses Vorfalles durch den Kabarettisten Bruno Jonas. ‚Schon‘ 25 Jahre nach diesem Ereignis fiel es Karl ein, dieses Vergehen massivst zu ahnden: Er ließ seinen Schwager Tassilo gefangen setzen, zum Tode verurteilen, begnadigen und in Klöster (in welche wird leider nicht gesagt, sonst könnte man dort nach Spuren suchen!) verbringen. Das Nichttöten bewährte sich, denn beinahe wäre den Autoren dieser Geschichte dasselbe passiert, wie man-

chen heutigen, die ihre Helden zu früh sterben lassen – denn es bedurfte offensichtlich noch einer expliziten Besitzübergabe:

„Sechs Jahre später, 794, wurde Tassilo auf einer Reichsversammlung in Frankfurt vorgeführt, und hier »verzichtete er auf jeden Rechtsanspruch und auf allen Eigenbesitz [!], soweit er ihm oder seinen Söhnen und Töchtern [die auch in Klöstern eingesperrt waren] im Herzogtum rechtmäßig zugestanden war.« Über die Hintergründe dieses erneuten Verzichts können wir nur Vermutungen anstellen“ [Spindler 176; Unterzitat aus Capitulare Francofurtense]

Wenn die Mediävisten hier nur Vermutungen anstellen würden! Es kann doch nicht so schwer sein, einen Grund für eine solche Aktion des expliziten Verzichts eines – erfundenen – bayerischen Herzogs auf allen Eigenbesitz zu finden. Der verbliebene, vermutlich nicht unbeträchtliche Besitz, der sich – auf dem Papier – trotz vieler Stiftungen und Schenkungen noch in Händen der Agilolfinger befand, musste zur weiteren Verteilung aufbereitet und dann karolingisch-kaiserlich-fränkisch werden. Somit kamen die Klöster ihrem Traumziel, der Gütervermehrung und nachkonzordatlichen Absicherung, sowie der kaiserlich verbrieften Reichsunmittelbarkeit ab dem 12. Jh. ein gutes Stück näher und zwar in Verbindung mit

Sprung 3: Schenkungswut

Man lasse nun diese fiktiven Karolinger sich tüchtig vermehren (Schwestern, Brüder, Söhne, Enkel und Urenkel, auch als Neben- und Unterkaiser) und dann kräftig schenken oder allerlei (Immunitäts-)Privilegien erteilen. Selbst nach dem Tod des Oberschenkens Karl, 814, können noch 97 Jahre Zeit mit „Schankungen“ [Götz] ausgefüllt werden, zum Nutzen und Frommen der frommen Geschichtserfinder.

Eine vielleicht verwegen erscheinende Vermutung, aber wie sonst bekäme eine derart unplausible Geschichte, wie dieser ‚Abschuss‘ Tassilos wegen eines längst verjährten Deliktes einen Sinn? Man wird also die Erfinder dieser – für echte Bayern schmachlichen – Tassilo-Geschichte im Bayern des 12. Jhs. suchen müssen, denn was dem einen schmachlich dünkt, war dem anderen sehr von Nutzen!

Zur Illustration sei hierzu der Fall der niederbayerischen Stadt Dingolfing zitiert (wo offensichtlich das Regensburger Bischofskloster St. Em-

meram, später reichsunmittelbar, lange der Gewinner war), der den Immobiliendreisprung kurz und knapp in Reinkultur zeigt:

„**Dingolfing**: Die Siedlung geht aus einem auf hochwassersicherer Terrasse unweit des Isarüberganges gelegenen Herzogshof der Agilolfinger hervor [*Sprung 1*], der 770 erstmals belegt ist. 788 fällt das Gut an die Karolinger [*Sprung 2*], nachdem der Besitzwechsel [!] der zugehörigen Johannes-Kirche wohl schon unter Herzog Tassilo III. vollzogen wurde. 833 bestätigt Ludwig der Deutsche [*Sprung 3*] dem Regensburger Bischofskloster St. Emmeram Kirche und Besitzungen. Damit gelangt ein Teil der Ansiedlung unter die Grundherrschaft des Regensburger Bischofs. Die wittelsbachischen Herzöge heben diese Rechte gewaltsam auf: 1251 schleifen sie die benachbarte bischöfliche Festung Teisbach und errichten [...] die Obere Stadt. Dieser Gewaltakt wird 1265 durch Vertrag legalisiert.“ [Dehio 89]

Am Ende kommt auch hier, wie im Fall Würzburg-Neustadt, gegen die Macht der (gefälschten) Urkunden nur militärische Gewalt auf, hier die des Herzogs. Vermutlich fühlten sich die Wittelsbacher auch deshalb ermutigt, diese Gewalt einzusetzen, weil sie sich letztlich auch als Nachfolger der gegründet habenden Agilolfinger fühlen durften; (wer laut Geschichtsschreiber Aventinus von Troja abstammt, stammt auch von den örtlichen Adeligen ab, und de facto sind 1251 (≈954) seit dem vermutlich realen Tassilo I. erst 350 Jahre vergangen!).

Nach dem Dreisprung müssen nun noch die Spuren verwischt werden.

Spuren verwischen I: Klostersterben und Besatzungswechsel

Nun hat oder hätte es im 12. Jh. (≈9. Jh.) sicherlich Menschen gegeben, die (wie heute) die Frage stellten: Wo sind denn nun die vielen großen und kleinen Bauten der Karolingerepoche, alle die Kirchen und Klöster geblieben? Hier konnte nun beruhigt geantwortet werden: Die bösen Ungarn (Hunnen, Awaren, Magyaren), haben alles zerstört! (Im Norden und Westen Europas übernehmen diese Aufräumfunktion die Wikinger.) Dort, wo, aus welchen Gründen auch immer, die Ungarn oder Wikinger nicht bemüht wurden, ließ man den Feuerteufel wüten, wie in Regensburg oder Freising.

Auch prominenteste Klosterörtlichkeiten in Bayern ließ man gegen Ende der Fantomzeit von Ungarn manchmal sogar mehrfach zerstören (Thierhaupten, s.u.), darunter die Klöster: Altötting, Altomünster, Bene-

diktbeuern, Eichstätt, Engelbrechtsmünster, Feuchtwangen, Frauenchiemsee, Fultenbach, Gars am Inn, Herrenchiemsee, Tegernsee, Schlehdorf, Weilheim, Wessobrunn und Wörth am Staffelsee. Nach der Zerstörung kommt meist auch eine Neubesetzung der Belegschaft: Den erfundenen Benediktinern folgen oft (Augustiner-)Chorherrn. Diese unterstehen meist dem Bischof, so dass sich hier der Verdacht bestätigt, gerade die Bistümer hätten ein Interesse daran gehabt, ihren Klosterbesitz fantomzeitlich zu mehren und zu sichern.

Dabei scheinen die Ungarn – wie schon einmal vermutet [Anwander 1998, 87] – jeweils als verantwortungsvolle Landschaftsgärtner gearbeitet zu haben. Sie haben nicht nur Bauwerke angezündet und zum Einsturz gebracht, sondern auch noch die Fundamentmauern sorgfältig ausgehoben und die zurückgebliebenen Gräben wieder schichtengerecht verfüllt und den Brandschutt sorgfältig anderswo – geologisch korrekt – deponiert. Sonst wäre für tatsächlich existiert habende Fantomzeitklöster nicht zu erklären, warum sie nirgends Spuren im Boden zurückgelassen haben [hierzu Anwander/Illig in Vorber.].

Nun müssen diese Klöster natürlich „wiedergegründet“ werden. Wiedergründung trägt als Begriff den Widerspruch in sich. Hierzu als Beispiel das Kloster Niederalteich.

„*Niederalteich*, ursprünglich von den Agilolfingern [als Benediktinerkloster] reich bestiftet [*Sprung 1*], dann karolingisches Reichskloster [*Sprung 2*] [...] erhielt 847 die freie Abtwahl [!] und 857 die Reichsunmittelbarkeit [*Sprung 3*]. [...] Im 10. Jh. sank es zu einem kleinen Kanonikerstift herab [*Spurenverwischung*], wobei auch die Güterentziehungen Herzog Arnulfs und die Ungarneinfälle [*Spurenverwischung*] eine Rolle spielten. Nach 954 war es eine Zeitlang im Besitz des Salzburger Erzbischofs Friedrich [...] das Kloster wurde 990 unter Abt Erkanbert wieder Benediktinerabtei“ [Spindler 466f].

Nach unseren Unterlagen sind 50 der 61 Fantomzeitklöster in Bayern entweder vorübergehend oder für immer zerstört und/oder ab dem 10. Jh. (17. Jh.) neu belegt worden. Das heißt, nur 11 Klöster aus der Fantomzeit (hauptsächlich Bischofssitzklöster) haben sich irgendeine Kontinuität über das 10. Jh. hinweg zurechtlegen können oder wollen, selten einmal eine kontinuierliche Besetzung wie z.B. durch den Orden der Benediktiner, der ja angeblich schon vor der Fantomzeit gegründet wurde! Warum sind die von den Ungarn vertriebenen Benediktiner in Benediktbeuern nicht einfach zurückgekehrt, um ihr Kloster wieder aufzubauen? Ein doch

erstaunlicher Befund, zwar nicht für Anhänger der Fantomzeittheorie, aber für jemanden, der hier geschichtliche Kontinuität annehmen muss.

Ein Grund könnte gewesen sein, dass die vielen Klöster der Augustiner-Chorherren-Bewegung, die im 10. Jh. aufblüht, zwangsläufig bei der nachkonkordatlichen Besitzsicherung auf die angeblich seit etwa 550 existierenden Benediktiner zurückgreifen mussten. (Vielleicht wurden die Benediktiner überhaupt nur aus diesem Grund so veraltet bzw. erfunden?) Ein anderer Grund mag gewesen sein: dass man eben auch auf dem Papier, bzw. Pergament Spuren verwischen musste!

Spuren verwischen II: Adelstod

Zur Spurenverwischungsstrategie gehört auch, dass alle bayerischen und karolingischen Adelsgeschlechter, die im 8. Jh. und 9. Jh. kräftig stifteten und schenkten, spuren- und damit auch archivlos, spätestens im frühen 10. Jh. (ab \approx 614) „stiften“ gingen. So tauchen mehr oder weniger aus dem Nichts die Luitpoldinger in Bayern zu Beginn des 10. Jhs. auf:

„Der Aufstieg des mehrere Generationen in Bayern führenden Geschlechts der Luitpoldinger erfolgte in engem Zusammenhang mit den bayerischen Karolingern. Die Dynastie des ersten, der uns aus dieser Familie entgegentritt, Markgraf Luitpold, läßt sich nicht mit Sicherheit zurückverfolgen.“ [Spindler 278]

Auch hat man keinen tödlichen Virus bemüht, der die Adeligen im Bett dahingerafft hätte, aber die bewährten Ungarn! So erbrachte die oben schon gewürdigte Schlacht bei Preßburg gegen die Ungarn 907 (\approx 610; Aguntum, Dölsach Osttirol) eine vernichtende Niederlage,

„in der Markgraf Luitpold, Erzbischof Thietmar von Salzburg, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Säben sowie zahlreiche Grafen fielen. 'Der bayerische Stamm ist beinahe vernichtet worden' heißt es in einer zeitgenössischen Annalistik.“ [Spindler 277]

Somit war eben gesichert, dass hierorts im 12. Jh. kein frecher Adeliger (auch Söhne und Töchter des Tassilo wurden von Karl verklöstert, von weiteren Nachkommen ist nie mehr die Rede!) sein Archiv hätte öffnen können, um nachzuweisen, dass alles nicht stimmt, was die Klöster und Bischöfe behaupten, oder gar – noch schlimmer – auf Idee gekommen wären, das eine oder andere Kloster gehöre gar noch ihm. (Nur bei den Agilolfingern bestand eine gewisse Gefahr, denn Tassilo I. scheint tat-

sächlich um 600 existiert zu haben, und unser jetzt so genanntes 10. Jh. beginnt realiter um das Jahr 614!) Ebenso hielt sich durch die vorhergehende Karolingisierung die analoge Gefahr in Grenzen, dass – nichttextente – Karolingerarchive geöffnet werden, so dass die Schenkungen in Sprung drei gesichert blieben.

Das ist wiederum ein erstaunlicher Befund, der in der Mediävistik noch kaum gewürdigt wird. Adelsgeschlechter sterben zwar sonst immer wieder einmal aus, aber dass um 900 alle frühmittelalterlichen Adelsgeschlechter, wie Agilolfinger, Huosi, Fagana, Hahilinga, Draozza und Anniona, einschließlich der Karolinger, auf einmal, ‚ratzeputz‘, sich im Nichts verlieren, ist doch mehr als merkwürdig und macht nur unter der Spurenverwischungsvermutung im Zusammenklang mit der Fantomzeithypothese Sinn! Prüfen wir nun unser Szenario an drei Fällen.

Thierhaupten

Clevere Klöster legten sich offensichtlich gleich eine ganze Reihe von Gründungslegenden zu, um für alle Fälle gerüstet zu sein, wie am Beispiel des Klosters Thierhaupten, gut 20 km nördlich von Augsburg gelegen, abzulesen ist. Hier besteht Sprung 1 aus mehreren ‚Hupferern‘, wie man in Bayern sagt, also aus mehreren kleinen, vielleicht auch Seitensprüngen, fünf an der Zahl; aber zunächst muss eingestanden werden:

„Die Urkunden des Klosters Thierhaupten reichen nicht annähernd in die Zeit seiner Gründung hinauf. Sie beginnen erst mit dem Jahre 1312. Im 12. und 13. Jahrhundert dagegen finden wir Kloster Thierhaupten nur in fremden Urkunden erwähnt. Andere Nachrichten aus den frühesten Jahrhunderten des Klosters haben sich ebenfalls nur sehr spärlich erhalten. So kann nicht einmal ein bestimmtes Gründungsjahr angegeben werden.“ [Debler 1]

So beginnt Debler die Beschreibung der Geschichte dieses Klosters. Urkunden für diese frühe Geschichte dürften sogar existiert haben, aber verlorengegangen sein, bei einer der vielen Katastrofen, die dieses Kloster heimgesucht haben: Landshuter Erbfolgekrieg, Schmalkaldischer Krieg, Dreißigjähriger Krieg, 1704 plündern noch einmal österreichische Truppen das Kloster. So ist schwer auszumachen, worauf die folgenden Gründungslegenden beruhen. Nummer 1:

„Es soll Herzog Tassilo III., der letzte Bayernfürst aus dem Hause der Agilulfinger, das Kloster Thierhaupten um das Jahr 750 oder 770 an

jener Stelle gegründet haben, wo sein Sohn Gunther auf der Jagd von einem Keuler überfallen und getötet worden sei. Indes wird das gleiche Jagdungleck auch als Anlaß für die Gründung des Klosters Kremsmünster in Oberösterreich erzählt [...] und auch die Geschichte keinen Sohn Tassilos mit Namen Gunther kennt. [...] In Thierhaupten wurde diese unglaubwürdige Sage unter Abt Joachim Fendt (regierte von 1547-1553) an der Kirchenmauer aufgezeichnet.“ [Debler 2]

Das Vor-Ort-Erfinden von anverwandten Frühmittelalterpromis kennen wir schon von Neustadt: Dort wurde eine Schwester Karls imaginiert, hier ein Sohn Tassilos III. Interessant ist die Frage, warum diese Variante noch im 16. Jh. gebraucht wurde – die Antwort wissen wir nicht. Aber wenn die eine Geschichte unglaubwürdig erscheint, dann gibt es dafür noch andere, die glaubwürdiger sein möchten (Nr. 2):

„Häufiger noch wird als Gründungsanlaß ein Jagdabenteuer des jugendlichen Herzog Tassilo III. angegeben. Kaum 10 Jahre alt [!], habe er sich in der Gegend, in der jetzt Thierhaupten liegt, auf der Jagd verirrt. Da habe er das Gelübde gemacht, an der Stelle, wo er wieder zu den Seinigen komme, ein Kloster zu stiften. Bald kam eine Hirschkuh. Dieser setzte er nach. Sie führte ihn wieder zu seinem Jagdfolge.“ [Debler 3]

Diese Legende hätte den Vorteil, dass bei Sprung 1 (Agilolfingisierung), ein kleines (Hirschkuh-)Wunder mitentsteht, das einem Klosterstandort immer förderlich ist; und auch der frühreife Jäger Tassilo III. macht etwas her. Die frommen Erfinder scheinen sich allgemein über den Geburtszeitpunkt dieses Tassilo III. nicht ganz im Klaren gewesen zu sein: hat er doch noch ebenfalls im minderjährigen Zustand das Kloster Wessobrunn 752 gegründet! Debler fährt fort und kommt zu ‚Hupferer‘ 3:

„Andere Geschichtsschreiber geben den nämlichen Herzog Tassilo III. als Stifter von Thierhaupten an, ohne einen nähern Anlaß für die Stiftung beizufügen. Ich nenne: Bernhard von Kremsmünster, Veit Arnpeck und Johann Staindel.“ [Debler 2]

Diese Variante ist blass, sie stammt offensichtlich nicht von Klosteranhängern selber, sondern von den zitierten, allerdings namhaften Geschichtsschreibern, aber wo haben diese wieder die Legenden her? Für den Fall, dass Tassilo III., aus welchen Gründen auch immer, zur Besitz-

sicherung nicht ausreicht, haben die Thierhauptener noch einen Joker im Ärmel versteckt:

„Es ist auch die Ansicht vertreten worden, daß nicht erst Herzog Tassilo III., sondern schon sein Vater, Herzog Oatilo [Odilo] von Bayern, der Gründer des Klosters Thierhaupten sei. [...] Dem Tassilo bliebe in diesem Falle das Verdienst, das Kloster reicher fundiert und so in seiner Existenz gesichert zu haben“ [Debler 3].

Hier hätten wir die Variante, dass Sprung 3 (Beschenkung) noch vor der Karolingisierung erfolgte. Gründungsvariante 5 bringt hingegen eine Verschiebung der Sprünge in die karolingische Zeit, denn:

„Verschiedentlich wird auch Kaiser Lothar I. [Sohn Ludwigs des Frommen und sein sog. Mitkaiser] als Wiederhersteller oder Bereicherer des Klosters Thierhaupten bezeichnet. Aventin in seinen Annalen der bayerischen Herzöge läßt ihn sogar um 816 Stifter des Klosters Thierhaupten sein. Das Thierhauptener Nekrologium gedenkt dieses Kaisers am 3. Dezember.“ [Debler 5]

So weit die 5. Gründungslegende dieses Klosters, in der man zur Abwechslung einen Karolinger gründen lässt, was auch zielführend ist für den Fall, dass die Agilolfinger insgesamt einmal ‚out‘ sein sollten. Interessant ist hier auch, dass sich eine Abtreihe für die Fantomzeit nicht auffinden lässt. Vier oder fünf Äbte werden aus der Zeit vor dem Verfall des Klosters in den Ungarnkriegen angegeben. Zudem:

„Es kann auffallend erscheinen, daß das Kloster Thierhaupten auf keiner der Synoden, die in den Zeiten der Karolinger in Bayern oder im übrigen Deutschen Reiche gehalten wurden, erwähnt wird. Man liest nichts von Thierhaupten oder seinen Aebten in den Berichten über die Dingolfinger (772) oder die Reibacher (779) Synode, sowie über die Versammlung von deutschen Aebten, welche Kaiser Ludwig der Fromme im Jahre 817 nach Aachen berufen hatte.“ [Debler 5]

Hier hatten die Erfinder der Legenden es offensichtlich verabsäumt, sich in überregional wirkende Fälschungen einzubringen, so dass diese Lücke als wenig ruhmreich gedeutet werden muss:

„Jedenfalls wird man daraus schließen dürfen, daß das Kloster Thierhaupten damals nach außen keine hervorragende Stelle eingenommen hat.“ [Debler 5]

Tragischerweise bricht dann das Verderben über dieses doch so leicht übersehbare Kloster herein, die Ungarn zerstören es um 910 nach Aventin ein erstes, aber nicht ein letztes Mal:

„Diese Schrecken [der ersten Zerstörung] erneuerten sich in furchtbarer Weise im Jahre 955. Thierhaupten wurde abermals geplündert und in einen Schutthaufen verwandelt. Dies geschah vor der Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld. [...] Thierhaupten blieb noch ungefähr 70 Jahre öde.“ [Debler 6]

Binnen 45 Jahren ist das Kloster offensichtlich wieder großräumig aufgebaut worden, sonst hätten die Ungarn nicht schon wieder etwas zu zerstören gehabt. Um so verwunderlicher mag eine folgende Ödnis von 70 Jahren (also gut zwei Menschengenerationen zu 33 Jahren) erscheinen, nachdem die Ungarn doch endgültig besiegt waren und die Luft sozusagen rein war! Der Grund dürfte darin liegen, dass jetzt erst die tatsächliche Gründungsgeschichte des Klosters (obwohl man nie sicher sein kann!) beginnt:

„Im dritten Jahrzehnt [1022; ≈725] des 11. Jahrhunderts erfolgte die Wiederherstellung [?] des Klosters durch Bischof Gebhard von Regensburg, der vielleicht durch das Beispiel Kaiser Heinrich des Heiligen, eines besonderen Gönners der Kirche, seine Anregung empfing.“ [Debler 6]

Muss noch erwähnt werden, dass es keinen Stein aus dem frühen Mittelalter in Thierhaupten gibt? Die ältesten Bauteile der heutigen ehemaligen Klosterkirche St. Peter und Paul stammen aus dem 12. Jh. Nun zu Fall 2:

Kloster Tegernsee

Betrachten wir nun den Fall des Klosters Tegernsee, das diese Reichsunmittelbarkeit erreicht hat und nicht zuletzt deshalb zu den bedeutendsten Abteien Bayerns gehört hat, wenn auch diese Unmittelbarkeit im 15. Jh. zur Last und deshalb abgegeben wurde:

„Über die Gründung des Klosters Tegernsee [746] erfahren wir erst aus der Passio s. Quirini, deren älteste Fassung Ende des neunten Jahrhunderts entstanden ist. Danach haben zwei im ‘Sundergau’ am Tegernsee begüterte Brüder Adalbert und Otkar eine Kirche mit dem Salvator-Patrosinium und ein Kloster errichtet. Bei einem Besuch in Rom erhielten sie Quirinus-Reliquien. Adalbert wird als Abt von Te-

gernsee in zeitgenössischen Urkunden erwähnt, doch Otkar ist historisch nicht so gut faßbar.“ [Spindler 213f]

Sprung 1 ist hier variiert: Nicht die Agilolfinger gründen das Kloster, sondern Brüder der Adelsippe der Huosi, die im 9. Jh. schon verschwunden sind und natürlich keine Archive hinterlassen haben. Man kann ihnen also Gründungslegenden ebenso andichten wie den Tassilonen.

Interessant ist nun hier wieder mitanzusehen, wie in der Gemeinschaft der Frühmittelalterforscher, mit geschichtssinnstiftender Absicht die Jagd nach der „tatsächlichen“ Person des Otkar beginnt, nach dem Motto, es darf sehr frei assoziiert werden, selbst bis nach Dänemark (was beweisen könnte, wie weltoffen der bayerische Adel damals schon war):

„Löwe setzt ihn mit einem um die Mitte des achten Jahrhunderts auch anderwärts belegten Autcharius dux gleich, Bauerreiß sieht in einem dänischen [!] Gefolgsmann Karls des Großen, Ogier li Danois, einen Otkar von Dießen und rechnet ihn zu den Huosiern. Zöllner identifizierte ihn mit dem königlichen missus Audaccrus, rückte aber später von dieser These wieder ab, und setzte ihn dann mit einem bei Mainz begüterten Grundherrn gleich. Die in einer späteren Urkunde behauptete Erlaubnis Pippins und die von Metellus berichtete Verwandtschaft mit den Karolingern sind in ihrer Glaubwürdigkeit umstritten.“ [Spindler 214]

Wer hätte Letzteres zu denken gewagt! Wir hingegen glauben, dass hier versucht wurde, eine nutzbringende Verwandtschaft der Huosier mit den Karolingern herzustellen, denn die Huosier haben nicht so wie Tassilo III. explizit ihren Besitz an die Karolinger übergeben. So ist es günstig, wenn die Huosier gleich karolingisch versippt sind.

Bei Götz [I, 326f] liest sich die Gründungsgeschichte des Klosters Tegernsee noch immobilenträchtiger und wieder mehr agilolfingisch:

„Das einst hochberühmte Kloster wurde 746 durch die Brüder Adalbert und Otgar, agilolfingisch-burgundischer [!] Herkunft, gegründet. Vorher soll an den Ufern des *tegarinseo* schon eine *cella* bestanden haben. Die Stifter statteten das Kloster (nach der anonymen Chronik von T[egernsee ...]) mit 11866 Gütern und 22 Pfannen zu (Reichen-) Hall aus; es zählte dasselbe bald 150 Mönche nach St. Benedikts Regel.“

„Da hamm's ganz schön hingelangt“ würde der Einheimische hierzu sagen: 11.866 Güter und 22 Salzpfanen wurden Stiftungsgut und damit, wenn alles gut geht, nach 1122 immerwährendes Klostergut. Das war der Riesensprung 1 und der zweite (Karolingisierung) folgt sogleich:

„Das Kloster wurde nach 788 [Sturz Tassilos] Königskloster der ersten Zensusklasse, was seine wirtschaftliche Potenz beweist.“ [Dannheimer / Dopsch 456]

Ein perfekter zweiter Sprung, direkt in die gewünschte Reichsunmittelbarkeit; so hatten es die Erfinder später gewollt. Sprung drei erübrigt sich, nachdem beim ersten schon fast 12.000 Güter angefallen waren. Doch nun kommt eine Störung:

„Nach seiner [des Klosters] Verwüstung durch die Magyaren im Jahre 907 überließ Herzog Arnulf [der Böse] das Kloster [...] Laien und verteilte die Güter unter seine Anhänger.“ [Götz I, 327]

Was kann man als Adeliger im 12. Jh. machen, wenn einem Kloster im 8. Jh. knapp 12.000 Güter gehört haben sollen? Antwort: Man lasse im frühen 10. Jh. „säkularisieren“, um für Adel, Herzog und König wieder etwas zurückzuergattern. Diese weltliche Störung des frommen Immobiliendreisprungs könnte der erfolgreiche königlich-herzogliche Versuch gewesen sein, einen Teil der 11.866 Güter, die die Huosi oder wer auch immer 150 Jahre zuvor so großzügig verschenkt hätten, zurückzugewinnen. Die natürliche Ordnung kehrt ein, wenn der Besitz erneut den frommen Männern geschenkt wird:

„Am 10. Juni 979 stellte Kaiser Otto II. das Kloster wieder her...“ [Götz I, 327].

So wäre es in Ordnung, wenn nicht der hoch begründete Verdacht von Faußner im Raum stünde, wonach alle Königsurkunden dieser Zeit Fälschungen Wibalds seien. Warum wurde nun diese Fälschung Kaiser Otto II. für das Jahr 979 unterschoben und wem konnte das nützen? Eine Frage, die wir im Moment nicht sicher beantworten können. Denkbar wäre, dass es eine Auftragsarbeit an Wibald war, um die Reichsunmittelbarkeit per königlichem Neugründer weiter zu sichern; dem hätte aber das Interesse Freising's widersprochen, auf dessen Bistum sich Tegernsee befand.

Eine weitere Variante lässt Mönche aus St. Maximin in Trier das Kloster ein Jahr zuvor wieder gründen:

„Aus St. Maximin in Trier brachte Abt Hartwig 978 die Gorzer Reform“ [Bosl 736].

So viel zur fantomzeitlichen Geschichte des Klosters Tegernsee samt seinen Ungereimtheiten. - Und zu guter Letzt Fall 3:

Altötting

Altötting, einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte Bayerns, glänzt schon bei Sprung 1, der die Ursprünge des Ortes und der Kapelle sehr früh ansetzt:

„... ist das Oktagon an der heutigen Gnadenkapelle, das um 700 errichtet wurde. Diese runde, eigentlich achteckige Kapelle mit einem Durchmesser von 9 m galt vielfach als Pfalzkapelle“ [Hoedl 16]

Es war zweckmäßig, dem Oktagon zu Aachen den dringend benötigten Vorgängerbau zu liefern, auch wenn diese ‚Vorlage‘ mittlerweile aufgegeben werden musste. Explizit als Legende wird bezeichnet,

„daß der Agilulfinger Herzog Theodorf [Theodo?] (696-718) hier durch Bischof Rupert von Salzburg die heilige Taufe erhalten haben soll.“ [Hoedl 18]

Zunächst ist Altötting nur villa publica, die 748, 770 und 772 in Zusammenhang mit Tassilo erwähnt wird. Richtig zur Sache geht es hier bei Immobiliensprung 3, wenn die ‚bayerischen Karolinger‘ loslegen. Unter dem Enkel Karls des Großen, Ludwig dem Deutschen wird Ötting Pfalz, und Sohn Karlmann liebt diesen Ort besonders:

„Seine Vorliebe für diesen Ort zeigte er auch dadurch, daß er die Öttinger Pfalz neu erbaute und am 24. Februar 877 ein Pfalzstift errichtete und ihm die Pfalzkapelle, die reich begüterte Abtei Mattsee und den Königshof Buch bei Ötting schenkte. [...] Von einem Römerzuge brachte Karlmann für die Stiftskirche Reliquien des heiligen Maximilian und der heiligen Felizitas sowie einen Arm des Apostels Philippus mit. [...] Auf Karlmann folgte sein Bruder Ludwig der Jüngere und nach dessen Tod 882 Karl der Dicke, der eine bedeutende Schenkung an das Öttinger Stift machte.“ [Hoedl 18f]

Danach folgte Arnulf von Kärnten, der, schon vom Schlag gezeichnet, in einer letzten Beurkundung vom 2. Juli 899 eine Schenkung an das Öttinger Pfalzstift tätigt. Und noch sein Sohn,

„Ludwig das Kind, für den Bischof [!] Hatto von Mainz die Regierung führte, beschenkte die Öttinger Pfalzkapelle, und zwar am 7. August 901 mit einem Hof in Burgkirchen am Wald. [Hoedl 20]

Nun müssen doch bald die Ungarn kommen, denkt sich der geschichtsbewusste Leser; sie kommen auch, aber zuvor sichert sich Passau den Happen:

„903 wurden die Einkünfte der Pfalzkapelle dem Bischöflichen Stuhl von Passau übertragen. Burkhard, der zweite Probst des Stiftes, war Bischof in Passau geworden und konnte wohl auf Grund persönlicher Beziehungen zum jungen König, das Stift auf seine Person übertragen. Damit löste sich das Stift Ötting auf, also nicht wegen der Ungarneinfälle, [bischöfliche Einfälle sind eben oft schlimmer!], wie manchmal angenommen wurde.“ [Hoedl 20]

Soweit die spezielle Illustration zum Thema Schenkungswut der Karolinger, vermutlich inszeniert vom Passauer Bistum. Vom Stift Ötting hört man seitdem nichts mehr; Bodenspuren sind natürlich auch nicht mehr vorhanden. Die höchst spannende Urkundenstreitgeschichte Altöttings ist übrigens damit noch nicht beendet, aber weitere Darlegungen würden den Rahmen dieses Artikels sprengen.

Chronologische Übersicht

Um nun unsere von der Fantomzeit bereinigte Chronologie noch einmal auf Plausibilität zu prüfen, seien bei unseren zitierten drei großen Klöstern die Gründungsdaten umgerechnet. Wir stellen jeweils den Zeitraum bis zum Beginn des Investiturstreits (1075; \approx 778) und bis zum Wormser Konkordat dar (1122; \approx 825).

Tegernsee: „Neugründung“, also echte Gründung: 978 \approx 681; fast 100 Jahre bis zum Investiturstreit, 144 Jahre bis zum Konkordat.

Neustadt am Main: „Neugründung“, also echte Gründung: 993 (?) \approx 696; 82 Jahre bis zum Investiturstreit, 129 Jahre bis zum Konkordat.

Thierhaupten: „Neugründung“, also echte Gründung: 1022 \approx 725; 53 Jahre bis zum Investiturstreit, 100 Jahre bis zum Konkordat.

Es blieb in diesen genannten Jahren allen Klöstern genügend Zeit, um die Ressource Kloster aufzubauen und ein begehrenswertes Objekt daraus entstehen zu lassen. Die Tegernseer hatten am meisten Zeit. Vielleicht

wurden sie deshalb reichsunmittelbar. Es blieb auch genug Zeit, sich jeweils Gründungslegenden zurechtzulegen und diese rechtzeitig – vor oder nach dem Konkordat – mit fabrizierten Urkunden abzusichern.

Schlussbemerkungen

Klöster und Bistümer haben offensichtlich im kleinen mit Hilfe der Fantomzeit (Immobilienpreisprung) genauso Besitzansprüche sichern wollen, wie das Rom und die Päpste mit dem Kirchenstaat im Großen versuchten [Illig 199, 142-148]. Dabei wurde die durch die Millenniumssehnsucht Otto III. geschaffene leere Zeit von 297 Jahren zum eigenen Nutzen und Frommen mit Personen und Ereignissen ohne Rücksicht auf überregionale Stimmigkeit aufgefüllt und somit ein geschichtliches Chaos erzeugt, das die Mediävisten durch punktuelles Herausnehmen von Fälschungen mit Mühe ‚auf die Reihe‘ gebracht haben.

Damit wäre auch das Argument der Gegner der Fantomzeithypothese entkräftet, die immer wieder behaupten, eine koordinierte Fälschungssaktion sei im Mittelalter auf dem Gebiet des Reiches im 12. Jh. technisch-organisatorisch gar nicht möglich gewesen. Gerade weil sie nicht möglich war, war eine solche Koordination auch nicht nötig! Denn nur eine koordinierte überregionale Zusammenschau der Erfindungen hätte sie als solche aufgedeckt. Sie hätte es im Byzanz des 10. Jhs. gegeben, aber dort wurde wiederum systematisch alles Schriftliche erfasst und neu geschrieben. Die mühsam erstellte Ordnung der Personen und Geschehnisse des frühen und späteren Mittelalters, so wie sie sich heute in Lehrbüchern darstellt, leisteten erst die Mediävisten.

Das Fälscherwesen in Sachen Immobilien kochte erst nach den Regelungen des Wormser Konkordates (1122, \approx 825) hoch, weil erst ab dieser Zeit klar war, was Sache ist und was im Besitzstreit zählt und was nicht. Das erleichtert zukünftig die Suche nach den Fälschern.

Ein Verkürzung der Zeitachse um 297 Jahre zwischen 614 und 911 macht auch hier Sinn, da nicht einzusehen ist, warum die Besitzstreitigkeiten (Investiturstreit ab 1075; \approx 778) zwischen Kaiser und Kirche und den anderen Parteien, erst 600 bis 700 Jahre nach Beginn der Einwanderung aufbrechen sollen.

Da sind insgesamt knapp 400 Jahre wesentlich plausibler (von 400 bis \approx 778), wenn man sich weiter vor Augen hält, dass die frühen Klostergründungen möglicherweise tatsächlich ab \approx 658 (955) stattfanden. Es blieb somit immer noch genügend Zeit (100 Jahre) bis zum Investitur-

streit, um Wertvolles aufzubauen und sich über die Nutzung zu streiten. Viele Fragen wären weiter zu klären, insbesondere die, ob es strukturelle Wiederholungen in der Fantomzeit gibt, wie es sich anhand der Slawen/Ungarnschlachten um 600 und wieder um 900 aufdrängt.

Zudem drängte sich die Hypothese auf, dass die schwache Tassilo III.-Geschichte von bayerischen Parteien geschaffen wurde, welche ein Interesse daran hatten, aus bayerischen Immobilien karolingische werden zu lassen und zu vermehren, um im nachkonzordatlichen Güterstreit besser dazustehen.

Literaturverzeichnis

- Dannheimer, Hermann / Dopsch, Heinz (1988): *Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788*; München · Salzburg
- Debler, Nikolaus (1909): *Geschichte des Klosters Thierhaupten*; (Sonderausgabe für den Freundeskreis Kloster Thierhaupten, 1984)
- Dehio, Georg (Bearbeit. Ernst Götz u.a., 1990): *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bayern*; München · Berlin
- Dinzelbacher, Peter (Hg., 1992): *Sachwörterbuch der Mediävistik*; Stuttgart
- F = Faußner, Hans Constantin = (1993): *Die Königsurkundenfälschungen Ottos von Freising aus rechtshistorischer Sicht*; Sigmaringen
- Götz, Wilhelm (1895): *Geographisch-Historisches Handbuch von Bayern*. Band I, II; München
- Handbuch der historischen Stätten Deutschlands*. Bd. 7. Bayern; Stuttgart
- Hoedl, Franz Xaver (1998): *Altötting. Geschichte eines Wallfahrtsortes*; Altötting
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Jonas, Bruno (2000): *Bin ich noch zu retten?*; München
- Kirchenführer (1997): *Neustadt am Main*; Peda-Kunstführer 411
- Petzet, Michael (Hg., 1986): *Denkmäler in Bayern*. Bd. I.2. Oberbayern; München
- Schaelow, Karen (1997): *Kirchen und Kapellen der Pfarrei Neustadt am Main*; Passau
- Schieffer, Rudolf (1997): *Die Karolinger*; Stuttgart
- Schilling, Beate (1998): *Guido von Vienne – Papst Calixt II.*; Hannover
- Schlemmer, Hans (1994): *St. Emmeram in Regensburg*; Kallmünz
- Schott Josef (1964): *Der Landkreis Lohr a. Main und seine Gemeinden*; Lohr am Main
- Spindler, Max (1981): *Handbuch der bayerischen Geschichte*. Bd 1: Das alte Bayern; München
- Volkert, Wilhelm (1999): *Kleines Lexikon des Mittelalters*; München
- Zeller, Manfred (1996): „Die Landname der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598“; in *ZS* 8 (2) 186

Gerhard Anwander 81249 München, Schwojerstr. 38

Alte und neue Katastrophenszenarien

Heribert Illig

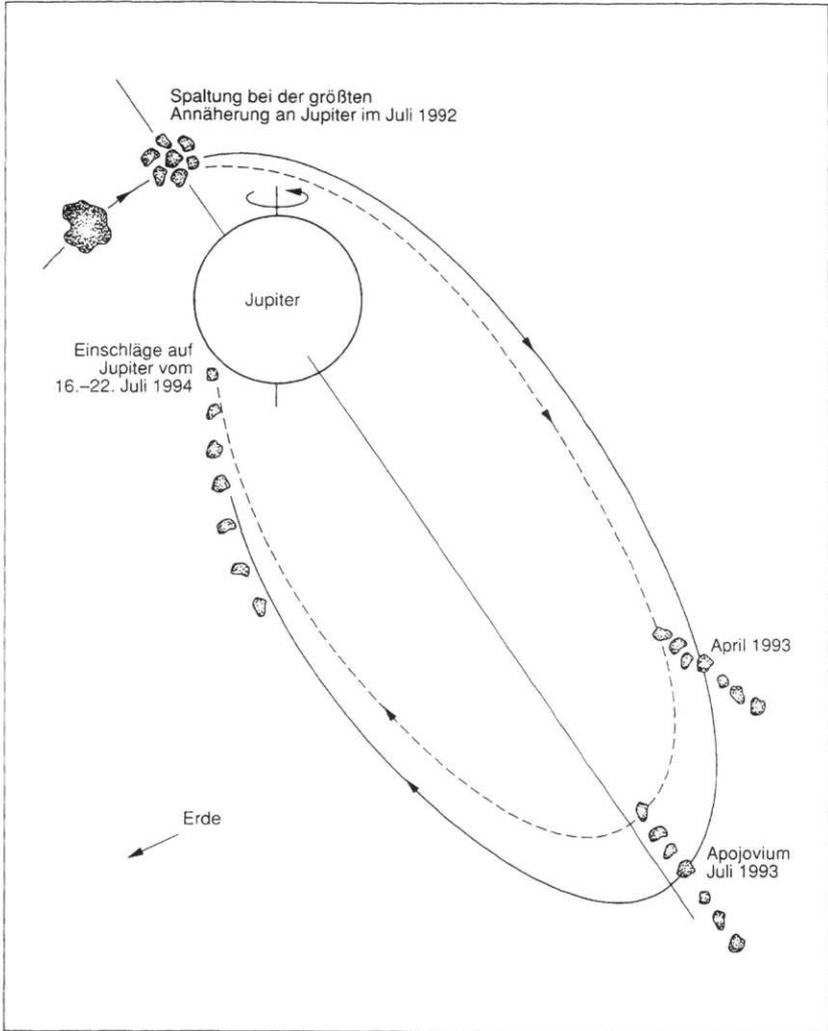
„Viele der Helden und Götter dieser beeindruckenden Stammbäume waren ihrerseits mögliche Personifikationen von Himmelskörpern und von in grauer Vorzeit beobachteten Himmelsereignissen“.

So einfach kann das sein. Der Stoff, mit dem Immanuel Velikovsky vor genau 50 Jahren einen Wissenschaftsskandal sondergleichen auslöste, wird heutzutage von einem Professor für Planetologie [L = Lewis 28] als Selbstverständlichkeit vorgetragen. Aber schließlich hat sich zwischenzeitlich der Neokatastrophismus in Astronomie, Geologie und Biologie in einem Ausmaß etabliert, wie es vor 25 Jahren, ja auch vor 15 Jahren undenkbar erschienen wäre. Neue Forschungsergebnisse gestatten einen Blick auf den Stand dieser Entwicklung.

Shoemaker/Levy

Im Gegensatz zu den Weltuntergangspropheten bietet die Natur kosmische Katastrophen nur gelegentlich als Schauspiel an. Am Ende des Juli 1994 gab es ein derartiges Spektakel, dem die Erdenbewohner unbesorgt zuschauen konnten. Die 23 im Teleskop sichtbaren Bruchstücke des Kometen *P/Shoemaker-Levy 9* schlugen, aufgereiht wie eine Perlenkette, auf dem Jupiter ein. Da der Komet rechtzeitig geortet worden war – seine Bezeichnung weist darauf hin, dass es sich um den neunten periodischen Kometen handelt, den das Trio Eugene und Carolyn Shoemaker sowie David Levy aufgespürt hat –, wurden die Impakte von zahllosen Wissenschaftlern und Hobby-Astronomen verfolgt, auch wenn die Einschläge auf der erdabgewandten Seite des Planeten erfolgten. Dass zwei Raumsonden einigermaßen zur Stelle war und sogar die Einschlagstellen direkt beobachten konnten, war ein besonderer Glücksfall [FH = Fischer/Heuseler 146]. So haben wir nun reiches Anschauungsmaterial über eine Kollision zwischen Himmelskörpern.

Bald nach der ersten Ortung des Kometen im Frühjahr 1993 war klar, dass er von Jupiter eingefangen und in eine kurzperiodische Bahn gezwungen worden war [FH 29]. Bei seiner letzten Annäherung an Jupiter dürfte der Kern gespalten worden sein. Und die nächste Annäherung sollte noch dramatischer werden: Die Vorausberechnungen ergaben bald, dass die Fragmente des Kometen auf dem Planeten zerschellen würden.



Die Bahnen von Shoemaker-Levys Kernfragmenten (schematisiert, nicht maßstabgerecht [FH 38, nach Sekanina/Chodas/Yeomans])

Bei dem Kometen ist erstaunlicherweise noch keine Klarheit darüber erzielt, ob es sich nun um den ‚Normaltyp‘ handelte oder um einen anderen Materierest, da mehrere Spektralmessungen – z.B. die von ionisiertem Magnesium II – nicht zum üblichen Kometenbild passen [FH 142].

Die 23 sichtbaren Fragmenten produzierten nur 16 sichere Einschlagsphänomene [FH 150]. Die Einschlagwolken („plumes“) stiegen ca. 3.000 km auf, um dann als kollabierte Feuerbälle in die Atmosphäre zurückzustürzen, ein für den irdischen Saurierimpakt bereits gemutmaßtes Ereignis, das globale Waldbrände verursacht haben musste [FH 154f].

„Einige der Einschlagsnarben waren größer als die gesamte Erdoberfläche, obwohl die Ausbreitung dieser Staubwolken auf dem Jupiter ein Ankämpfen gegen eine Gravitationsbeschleunigung erfordert, die etwa zweieinhalb Mal so groß wie auf der Erde ist“ [L 205].

Da die Bruchstücke mit einer Geschwindigkeit von 180.000 kmh einschlugen [L 205], wird die Einschlagsenergie auf bis zu 100 Mio. Megatonnen TNT geschätzt [FH 215; L 205] – zum Vergleich: Dem Krakatau-Ausbruch wird ein Äquivalent von 100 Megatonnen TNT oder gerade ein Millionstel zugebilligt [L 211]. Ansonsten war 1996 und damit auch für die zweite Auflage des Buches von Fischer/Heuseler die Auswertung der riesigen Datenmengen noch nicht hinreichend gediehen. Zumindest für die Kometenforschung scheint der fall-out an Wissen nicht unmäßig groß zu werden, sonst hätte der Kometenforscher Paul Weissman nicht folgenden Schluss gezogen:

„Aus dem Kometencrash etwas über Kometen lernen zu wollen, sei, wie wenn man Insektenkunde anhand toter Fliegen auf der Windschutzscheibe betreiben wolle – und das auch noch aus einem Kilometer Entfernung“ [FH 163f].

Planetare Neuigkeiten zwischen Jupiter und Merkur

Auch unser Bild von *Jupiter* hat sich bislang allenfalls in Details verändert. Er besitzt mit 318 Erdmassen ein Promille der Sonnenmasse und 2,5mal so viel Masse wie alle anderen Planeten zusammen. Bei einem maximalen Durchmesser von 142.000 km (Erde: ~12.700 km) liegt seine Dichte mit 1,3 viel näher bei der von Wasser (1) als bei der eines festen Planeten (Erde =5,6). Er rotiert in 9 h 56 m einmal um seine Achse. Ein Kern von vielleicht 15 Erdmassen besteht wohl aus Eisen und Silizium, umgeben von erst metallischem, dann flüssigem molekularen Wasser-

stoff, der wiederum von einem mehrere Tausend Kilometer tiefen Gas-ozean bedeckt wird, in dem auch Ammoniak und Methan gefunden werden [FH 40ff]. Strahlungsmessungen ergaben, dass Jupiter zwei- bis dreimal mehr Wärme abstrahlt, als er von der Sonne empfängt. Dieses Phänomen ist bislang genauso schlecht erklärt wie seine Radiostrahlung auf Langwelle [FH 44].

Wie sieht es bei den anderen sonnennahen Planeten aus? *Mars* präsentiert sich seit Mariner 9 als Planet der Gegensätze. Drei frühere Sonden hatten eine kraterübersäte Marshälfte gezeigt, die wegen dieser ‚Pockennarbigkeit‘ sehr alt taxiert wurde.

„Die andere Hälfte offenbart innere Vorgänge und das frühere Vorhandensein von fließendem Wasser. Ein Teil der Oberfläche ist sehr jung und deshalb fast frei von Kratern [...] riesige Vulkane, ausge-dehnte Systeme ausgetrockneter Flußläufe, alte Seen- und Meeresbecken, Hinweise auf kilometerdicke Ablagerungen von Grundeis und alter Vergletscherung“ [L 98].

Dort finden wir auch den größten Vulkan des Sonnensystems, Olympus Mons: 25 km hoch, 624 km im Durchmesser [FAZ].

Die Oberfläche der *Venus* ist unserem Blick verborgen. Erst seit 1990 hat die Raumsonde Magellan eine Radarkartierung vornehmen können. Sie enthüllte nicht nur vulkanisch und tektonisch verursachte Strukturen, sondern vor allem „etwa 1000 von Impaktereignissen verursachte Krater und Ringwälle“ [FH 171]. Es handelt sich durchwegs um Strukturen von mehr als 3, laut Lewis [L 168] von mehr als 1,5 km Durchmesser. Das erklärt sich zwanglos mit der Abschirmwirkung der Venus-Atmosphäre, deren Druck in Bodennähe 90mal höher als auf der Erde ist. Die fehlende Atmosphäre auf Merkur und Mond, die fast fehlende auf dem Mars haben ungleich mehr und vor allem auch kleinere Einschläge zugelassen [FH 168ff]. Damit korrespondiert, dass auf Venus Krater mit Durchmessern von 25 bis 100 km am häufigsten auftreten, während auf Mond und Mars die Zahl der Krater mit abnehmenden Durchmesser stetig zunimmt [L 167].

Damit kommt Velikovskys These vom Ausstoß der Venus aus dem Jupiter in ärgste Bedrängnis. Ein solches Ereignis zu Zeiten des Menschen war immer schon extrem unwahrscheinlich, weil die Schwerkraft des Jupiters den Verlust eines Kernteils zuverlässig verhindert und nur bei gleichzeitigem Zerschlagen des Jupiters möglich scheinen könnte. Aber eine in historischer Zeit entstandene Venus könnte nicht derartig

viele große Impaktspuren aufweisen. Nicht zuletzt hätte ein derartiges Bombardement auch die Erde als ihren Nachbarplaneten erreicht und mit größter Wahrscheinlichkeit alle Beobachter ausgelöscht. Insofern wird auch die allein von Velikovsky prognostizierte und dann bestätigte Radiostrahlung des Jupiters nicht mehr als zwingendes Indiz dafür dienen können, dass Velikovsky das richtige Szenario entwickelt hat. Ein Ausweg könnte allenfalls der Versuch amerikanischer Velikovskianer sein, die Kraterbildung anders als durch Impakte oder Vulkanismus zu erklären [mündlicher Hinweis durch Birgit Liesching]. Die Chancen dafür erachte ich jedoch als sehr gering, auch wenn schon einmal Kraterstrukturen falsch erklärt worden sind – als Kryptovulkanismus, der keinerlei vulkanische Spuren hinterlassen habe [vgl. Illig 1992, 232].

Merkur ist von massiven Einschlägen genau so gezeichnet wie der halbe Mars oder unser Mond, was bei seiner Atmosphäre, die einem hochgradigen Vakuum entspricht [L 185], nicht verwundern muss:

„Fast die gesamte Oberfläche ist mit übereinandergerüttelten Schichten riesiger Krater bedeckt. [...] Offenkundig stellt die Kraterbildung einen ungeheuer mächtigen Prozeß dar, aber die Rate, mit der große Krater in der heutigen Zeit auf dem Merkur entstehen, kann nur grob abgeschätzt werden“ [L 101].

Aber der Merkur scheint Polkappen aus Wassereis zu haben. Das wirft grundsätzliche Fragen auf: Warum hat Merkur ein bisschen Wasser, die Erde hingegen gewaltige Ozeane, während die Venus weniger Wasser besitzt, als ein einziger der bei ihr niedergegangenen Asteroiden mitgebracht hat? Und Mars scheint mehr gefrorenes Kohlendioxid als Wasser an der Oberfläche zu besitzen, darüber hinaus aber wohl auch Wasser in der Kruste. Wie erklärt sich diese Ungleichverteilung?

Erde, Mond und Saurier-Impakt

Das Entstehen des Systems **Erde-Mond** wird weiterhin mit einer Katastrophe erklärt (erstmalig George Wetherill vor rund 20 Jahren [vgl. Illig 1989, 68]), aber jetzt mit besseren Computersimulationen modifiziert. Vor 4,5 Mill. Jahren traf ein Proto-Planet mit (nunmehr) der *dreifachen Größe* des Mars die Ur-Erde mit einer Geschwindigkeit von etwa 36.000 kmh. Der nicht ganz frontale Aufprall zerstörte die Krusten beider Körper und katapultierte Gestein und Staub in den Weltraum. Ein Großteil dieser nicht aus den Kernen stammenden Materie verdichtete sich zum Proto-Mond.

So erkläre sich seine geringere Dichte von 3,34 [Bührke 2000]. Im Lauf der Zeit sammelte dieser weiteres Kollisionsmaterial und wurde so zum heutigen Mond, während aus der Proto-Erde durch den Verlust von leichter Erdkruste (Stichworte Mond und Pazifik) unsere Erde entstand, ausgezeichnet durch eine besonders schnelle Rotation und durch die Gezeitenwirkung des Mondes [FH 166f].

„Es mag nachdenklich stimmen, daß unser Dasein im Grunde genommen einem kosmischen Crash zu verdanken ist“ [FH 168].

Und es stimmt genauso nachdenklich, dass es auch durch einen Asteroideneinschlag abrupt beendet werden kann.

Wie steht es um den Impakt am Übergang von Kreide zu Tertiär? Heute wird mit 98%iger Wahrscheinlichkeit der Chicxulub-Krater auf und vor der Halbinsel Yucatan als Einschlagsort gesehen, drei weitere große Einschlagkrater in Rußland und eine 300 km große Ringstruktur im Indischen Ozean scheinen aber dasselbe Alter von 65 Mio. Jahren aufzuweisen, so man der Argon-Methode Vertrauen schenkt [FH 175, 178f].

Die Modellrechnungen ergeben für den Yucatan-Einschlag einen 8 bis 16 km großen Himmelskörper, der mit einer Geschwindigkeit von 160.000 kmh eingeschlagen ist und dabei eine Sprengkraft von 100 bis 300 Mrd. Tonnen TNT entwickelt hat (auch die Umrechnung in 15 Mrd. Atombomben vom Hiroshima-Typ übersteigt die Vorstellungskraft). Die Druckwelle muss sich bis 20 km Tiefe verheerend ausgewirkt haben, „eine kilometerhohe Flutwelle leerte möglicherweise den halben Golf von Mexiko“ [FH 179], gigantische Hurricanes, Giftgaswolken, globale Waldbrände und anschließender kosmischer Winter sind uns als ‚delikate‘ Beigaben solcher Kataklysmen geläufig.

Leicht überlesen werden kann ein Hinweis von Fischer/Heuseler in einem separaten Kasten. Demnach sind schon die Auswirkungen von Vulkanausbrüchen wichtiger als alles, was der Mensch gegenwärtig in der Atmosphäre veranstaltet. Verglichen wurden die beiden Zeitabschnitte 1951-1980 und 1980-1993.

„Werden die im Erwärmungstrend liegenden Jahre 1980/81 als Nullpunkt gesetzt, so ging die globale Mitteltemperatur des Zeitraumes 1982-1993 gegenüber 1980/81 um 0,08°C zurück! Demnach wurde in den vergangenen zwölf Jahren die nach dem Trend zu erwartende weitere Erwärmung (möglicherweise allein?) durch Vulkanismuseffekte vollständig kompensiert“ [FH 181].

Diese ‚Anomalien‘ sind selbstverständlich unter Berücksichtigung des Treibhauseffektes errechnet worden, dessen Venus-Herkunft bekannt und dem sehr skeptisch zu begegnen ist [vgl. Heinsohn 1996].

Der Sintflutimpakt

„Moderne Bibelkundler scheinen sich im allgemeinen damit zufriedenzugeben herauszufinden, welche eschatologischen Schriften aus anderen Kulturen übernommen worden sind, und übersehen dabei die allerwichtigste Frage: Was geschah eigentlich damals?“ [L 252]

Dieser Frage von Prof. John S. Lewis hat sich Prof. Heinrich P. Koch gestellt, den Lesern der *Zeitensprünge* als Autor bekannt. Er hat in schneller Folge drei Bücher zum „Sintflutimpakt“ publiziert [K = Koch 1998; 2000a; 2000b] und damit den Stab von A. und E. Tollmann [1993] übernommen. Denn es geht um den von diesen postulierten siebenfachen Einschlag, der im -8. Jtsd. die gesamte Erde um- und umgestürzt haben soll.

Diese Bücher verraten nicht, warum der Autor auch in den *Zeitensprünge*n publiziert. Katastrophe ja, aber kein Zweifel an irgend einer Datierung, das gesamte Szenario der Tollmanns durch „die Forschungsergebnisse der unbestechlichen Naturwissenschaften“ bestätigt [K 11]; keinerlei Zweifel an der Leistungsfähigkeit oraler Überlieferung über viele, viele Jahrtausende hinweg, und kein Velikovsky als Vorgänger, obwohl Koch weiß: „Wir stehen auf den Schultern unserer Vorgänger, daher reicht unser Horizont ein Stück weiter als der ihre“ [K 13].

Er lässt auch nicht erkennen, wie weit ihm seine Wiener Landsleute Alexander und Edith Tollmann vorausgegangen sind. Schon bei seinem zentralen Begriff werden die Prioritäten verwischt.

„Für den jüngsten kosmischen Großimpakt vor rund 10.000 Jahren, an der Wende vom Pleistozän zum Holozän, habe ich den Namen »Sintflut-Impakt« gewählt“ [K 16].

Doch dieser Begriff stammt von Ehepaar Tollmann, das ihn schon in den großen Überschriften bringt: „Vom Dinosaurier-Impakt zum Sintflut-Impakt“ und vor allem „Gesamtschau des Sintflut-Impaktes“ [Tollmann 89, 243]. Die beiden Tollmanns haben auch versucht, den aus der Bibel abgeleiteten „Sintflut-Impakt“ mit Hilfe von Zitaten aus Altem wie aus Neuem Testament zu illustrieren. Insbesondere beziehen sie sich auf die Apokalypse des Johannes [Tollmann 97-133 passim, insb. 109], doch erst Koch will

mit seiner identischen Deutung deren „Siegel gelöst, das große Geheimnis ‚entsiegelt‘“ haben [K 306].

Weder der Rückgriff auf die Mythen noch auf die Bibel als wertvolle Geschichtsquellen ist ein originärer Gedanke von Koch oder den Tollmanns. Aber er hat ihn aufgegriffen und für das Buch der Bücher methodisch sauber und vollständig ausgeführt. Konsequenter hat er die gesamte Bibel, die Apokryphen wie die Pseudepigraphen auf katastrophische Berichte durchforstet und ist an erstaunlich vielen Stellen fündig geworden. Hierin liegt der Wert seines Buches.

Es krankt aber daran, dass nun zwar die Bibel Zeugnis ablegen darf für eine Katastrophe, aber alle Zeugnisse viel früheren Ereignissen zugeordnet werden. Die Genesis schildert – wie schon bei Tollmann – die Regeneration unseres Planeten nach einem Impakt vor ungefähr 10.000 Jahren [K 116]. Die Legende von der Arche Noah enthält als wahren Kern eine Erkenntnis über die Fähigkeiten, bereits im Mesolithikum Schiffe zu bauen, die auch globale Tsunamis abwettern:

„Einigermaßen seetüchtige Wasserfahrzeuge wie Schiffe, Boote, Kanus, Flöße und dergleichen boten, so sie unmittelbar verfügbar waren, eine reelle Chance, die Flutwelle nach dem Impakt heil zu überstehen“ [K 122].

Wenn beim Auszug der Israeliten über den Blutregen und den vergifteten Nil berichtet wird [K 33; Ex 7,20f], dann ist das nunmehr der eingblendete Bericht einer 6.000 Jahre zurückliegenden Katastrophe. Dasselbe gilt für den Untergang von Sodom und Gomorra ([K 34; Gen 19,23f], der allerdings wenig später auch für mehrere Meteoriten- oder Kometenfragmente zeugen darf, die im -2. Jtsd. niedergegangen seien [K 127]). Dasselbe gilt für die übrigen Biblepisoden. Den krönenden Abschluss bildet die Geheime Offenbarung, in der der Teufel ganz eindeutig als „der Impaktor aus dem All“ auftritt [K 253].

Allerdings gefährdet Koch sein ganzes Bild, wenn anschließend die verschiedenen biblischen Himmelfahrten nicht dem Impaktor geschuldet sind, sondern rezenten Windhosen, wenn wundersame Erscheinungen plötzlich von Epilepsien, Vergiftungen, Massenpsychosen oder halluzinierenden Schamanen herrühren können [K 294f]. Dann bräuchte es den Impaktor gar nicht, den Koch auch als „Exterminator“ bezeichnet [K 271].

Indem er seine Rückgriffe auf Bibel und Mythen mit den allzu wenigen Impaktspuren des -8. Jtsds. verknüpft, gewinnt Koch den Nachweis, dass das kollektive Gedächtnis mühelos die Jahrtausende überspanne:

„Die Ähnlichkeit bis Gleichheit der Aussagen in den Mythen und Legenden von der ‚Sintflut‘ ist so überzeugend, dass an dem Ereignis und seinem grundsätzlichen Ablauf kein Zweifel mehr bestehen kann. Einer oder einige wenige können vielleicht irren, so viele Menschen gleichzeitig wohl kaum. Das ist für uns zugleich der Beweis dafür, dass die mündliche Überlieferung, also das ‚kollektive Gedächtnis der Menschheit‘, auch einen Zeitraum von 10.000 Jahren zu überwinden vermag“ [K 309].

Hier liegt, wie schon bei den Tollmanns [1993, 273ff] nur ein Zirkelschluss, kein Beweis vor. Es ist dem Autor nicht vorzuwerfen, dass er Velikovskys Gedanken an eine Katastrophe innerhalb der Hochkultur nicht erträgt und den Ausweg der Tollmanns wählt. Aber er wendet Velikovskys ureigene Idee, dass Katastrophenberichte nur verklausuliert in Mythen, keineswegs offen in geschichtlichen Berichten weitergegeben wurden, gegen ihren Urheber. Denn er schreibt unmittelbar weiter:

„Es macht dabei nichts aus, dass man auch vom »kollektiven Vergessen«, gerade im Hinblick auf die verdrängten Katastrophen der Menschheit, gesprochen hat [Fußnotenhinweis auf Velikovsky]. Die kosmologischen Mythen sind vertrauenswürdige Berichte der Augenzeugen von wirklichen Geschehnissen am »Anfang der Dinge« [...] Man darf diese Berichte nicht verächtlich als bloße Erfindungen von Märchen-erzählern abtun“ [K 309f].

Hier scheint Velikovsky unter die Vielzahl jener eingereicht zu werden, die alte Überlieferungen *nicht* als Berichte realen Geschehens werten. So kann man sich seiner Vorgänger entledigen, nachdem man ihnen auf die Schultern geklettert ist.

Das Buch zeugt ansonsten von dem umfassenden Wissen des mehrfach promovierten Professors. Er referiert uns Tollmanns geologische Befunde – ohne jedoch ihre Widerlegungen anzuführen, insbesondere die Unmöglichkeit, in Höhlen vor Giftgasen und letalem Überdruck geschützt zu sein [K 120, 127; Becker 1993]; er schildert uns auf 40 Seiten die komplette Geschichte Palästinas bis weit in die Römerzeit samt allen Prokuratoren (biblisch „Landpflegern“); er gibt uns einen Überblick über die semitischen Sprachen genauso wie über das assyrische Großreich und die Seleukiden in Mesopotamien. Beiläufig lässt er noch einmal Velikovsky

gegen sich selbst bürgen. Dieser hatte die These vertreten, dass die bei den Ägyptern genannten Seevölker genauso wie Ramses III. nicht ins -12., sondern ins -4. Jh. gehören. Koch [53] aber ruft ausgerechnet Velikovsky als Zeugen für die herrschende Chronologie an.

Koch hat wie die Tollmanns Probleme mit diesem Mann, der als einer der ersten „die Bibel als historisches Dokument“ gesehen [K 18] und damit als Wegweiser zu kosmischen Katastrophen benutzt hat. Bezeichnenderweise fehlt gerade Velikovskys erstes und skandalträchtigstes Buch, *Worlds in Collision (Welten in Aufruhr, 1950)* in Kochs Literaturverzeichnis, das lieber *Die Seevölker* nennt. Nur in einer Fußnote erfährt man, dass Velikovsky zu jenen modernen Autoren gehört, die auch „den Verlauf des Impaktereignisses in ihren kosmologischen Theorien in ganz ähnlicher Weise geschildert haben“ [K 212f, Fn. 14].

Aber die Zitationen werfen ohnehin Rätsel auf. So besteht Koch auf der herkömmlichen Chronologie von „bekanntlich 4 bis 6 Millionen Jahre“ für die Entwicklung des Menschen. Als wichtigster Kritiker dieser Ansicht wird aber nicht Heinsohn herangezogen, obwohl dessen Buch „*Wie alt ist das Menschengeschlecht?*“ im Literaturverzeichnis aufgeführt ist, sondern Blöss und der Rezensent [hierzu K 119]. Wenn es darum geht, dass den verschreckten Menschen nichts anderes übrigblieb, „als die unverstandene Erscheinung anzubeten“ [K 261], dann hätte man wieder Heinsohn in den Fußnoten nennen können, wenn schon das Literaturverzeichnis sein Buch über „*Die Erschaffung der Götter*“ aufführt. Warum Schriften von Christian Blöss, Georg Menting, Hans-Peter Mikolasch oder vom Rezensenten im Literaturverzeichnis stehen, obwohl die von ihnen vertretene Chronologie vor Kochs C14-gestützter Chronologie nichts gilt, bleibt dunkel. Ob Koch sich doch eine andere Chronologie vorstellen kann? Anders ist nicht zu verstehen, dass er als unbeirrbarer Vertreter eines Impakts vor 10.000 Jahren [s. Titel von Koch 2000a] extra für die *Zeitensprünge* ein Einschlagintervall „zwischen 12.500 BP und 1200 v. Chr.“ kreiert und so doch Velikovsky Rechnung trägt [Koch 2000b, 534].

Aber diese Situation ist eine vertraute. Ich recurriere auf das Schlusswort eines elf Jahre alten Artikels:

„Wer solches liest, wird lächelnd konstatieren, daß Velikovskys Gedanken, am Portal entsetzt abgewiesen, längst den Hintereingang der Astronomie passiert haben und hier farbenprächtige Blüten treiben. Die katastrophische Sicht ist von den mainstream-Gelehrten voll übernommen worden, der Unterschied liegt nur noch in der zeitlichen

Perspektive, denn solches darf bislang ausschließlich in grauer Vorzeit passiert sein“ [Illig 1989, 68].

Der nächste Impact

Und unsere Aussichten? Gegenwärtig kennt allein das „Lincoln Laboratory Near Earth Asteroid Research Projekt“ (dieses „Linear“-Programm ist eines von einem halben Dutzend Beobachtungsprogrammen) 60.000 Objekte, von denen 400 als potenzielle Einschlagskandidaten gelten. Allein im September wurden fünf erdnahe Objekte gesichtet, zwei davon flogen im zwölffachen Mondabstand an uns vorbei [Plait]. Ein Objekt bürgt mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit dafür, dass die menschliche Hochkultur am 21.9. 2030 endigt. „Die Experten erklärten jedoch zugleich, dass es keinen Grund zur Panik gebe“ [AP]. Immerhin würde es die Rentenreform vereinfachen.

Literatur

- AP (2000): „Objekt aus dem All rast auf die Erde zu“; in *SZ* vom 6.11. 2000
- Becker, Heinrich (1993): [Leserbrief zu Illigs Tollmann-Kritik]; in *VFG* 5 (5) 82
- Bührke, Thomas (2000): „Kosmischer Unfall. Forscher simulieren die Mond-Entstehung“; in *FAZ* vom 10.10. 2000
- FAZ: [Bild von Olympus Mons, Schildvulkan auf dem Mars]; in *FAZ* vom 5.11.2000
- FH = Fischer, Daniel / Heuseler, Holger (²1996): *Der Jupiter Crash*; Basel
- Heinsohn, Gunnar (1996): „Venushitze und Erderwärmung“; in *ZS* 8 (2) 223
- Illig, Heribert (1994): „Donnelly - Muck - Tollmann. Eine Rezension“; in *VFG* 5 (3-4) 134
- (1992): *Chronologie und Katastrophismus*; Gräfelfing
 - (1989): „Merkur oder Die katastrophische Saat geht auf“; in *VFG* 1 (2) 67
- K = Koch, Heinrich P. (2000c): *Sintflut. Die Bibel berichtet von der Urkatastrophe der Menschheit*; Wien
- Koch, H.P. (2000b): „Ostasiatische Petroglyphen und die Urkatastrophe der Menschheit. Ein Nachtrag“; in *ZS* 12 (3) 532
- (2000a): *The Diluvian Impact. The Great Flood Catastrophe 10,000 Years Ago as the Consequence of a Comet's Impact*; Frankfurt/M. (Zweitaufgabe von 1998)
 - (1998): *Der Sintflut-Impakt*; Frankfurt/M.
- L = Lewis, John S. (1997): *Bomben aus dem All. Die kosmische Bedrohung*; Darmstadt
- Plait, Philip (2000): „Die Himmel stürzen“; in *FAZ* vom 25.10. 2000
- Tollmann, Alexander u. Edith (1993): *Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit*; München

Replik auf Leserbriefe

Zu den Leserbriefen von Angelika Müller und Stefan Diebitz [ZS 3/2000]:

Da ich meine Antwort nicht länger werden lassen möchte als die Briefe selber, kann ich nicht zu allen Punkten Stellung nehmen. Anscheinend habe ich mich in entscheidenden Punkten schlecht erklärt. Ich vermute das generelle Problem in Folgendem: Uns Menschen sind in universeller Weise Eigenschaften eigen, zum Beispiel soziale und moralische Wesen zu sein. Das Soziale und Moralische nimmt aber in verschiedenen Gesellschaftsformen verschiedene Formen an, und manchmal treten völlig neue Effekte auf. So würde ich Stefan Diebitz zurufen wollen: Der Mensch ist universellerweise ein soziales Wesen, aber damit nicht universellerweise ein Verträge abschließendes Wesen. Letzteres tut er nur bzw. kann er auch nur tun in einer Eigentumsgesellschaft.

Ähnlich zu Angelika Müller: Der Mensch ist universellerweise ein moralisches Wesen, aber damit nicht universellerweise ein Ethik hervorbringendes Wesen. Letzteres tut er nur bzw. kann er auch nur tun in einer Eigentumsgesellschaft. Denn diese allein garantiert (weitestmöglich) die Freiheit und Gleichheit. Und die sind die Voraussetzungen, um ethisch fragen zu können (näheres dazu in meinem Aufsatz). Letztlich gehe ich also immer wieder von der Eigentumsgesellschaft aus, die, so meine ich, als einzige zwangsläufig das Wirtschaften und Zins und Geld, aber eben auch den Schuldvertrag und damit das Recht, den Staat und auch die Ethik hervorbringt. Das ist sozusagen ihre originäre Leistung. Diese neu hervorgebrachten sozialen Effekte oder auch Formen scheinen nun anderen alten oder universellen sozialen Formen in anderen Arten von Gesellschaft sehr ähnlich zu sein. Und nun verwirrt es, wenn ich plötzlich viele von diesen Begriffen für die Eigentumsgesellschaft reservieren will. Das Recht zum Beispiel wird von mir sehr eingeschränkt verstanden; konventionell würde man wahrscheinlich Zivil- oder Privatrecht sagen zu dem, was ich unter Recht verstehe. Ähnlich bei der Ethik. Sie ist für mich ohne die Eigentumsgesellschaft nicht denkbar bzw. verstehbar. Warum? Und warum schränke ich (scheinbar) Recht, Staat und Ethik so stark ein?

Ich meine: Die Ethik entspringt dem Eigentumskonzept, also dem Gesellschaftsvertrag, wie ich es genannt habe. Die Ethik kann sich nur in einer Eigentumsgesellschaft halten, weil der Anspruch, dass die Eigentümer vor dem Gesetz gleich sind, über das Recht an Eigentum abgesichert ist. „Recht“ sind nicht alle Regeln in einer Gesellschaft, sondern nur die

Regeln, die die Vollstreckbarkeit von Verträgen sichern, eben ohne Ansehen der Person. Darin steckt die (letztlich dem gegenseitigen Misstrauen entsprungene!) Gleichheit – und zwar *unaufhebbar*!! Das ist der Schutzmechanismus, der dafür sorgt, das dieses Recht Recht ist und kein Privileg, das ein Herrscher willkürlich aufheben kann (deshalb kann es beim Recht eigentlich auch keine Gnade geben! Und Freiheit hat man oder man hat sie nicht – man kann sie niemals als Privileg bekommen, denn dann wäre sie widerrufbar, also keine Freiheit!).

Und das alles kommt in die Welt, weil die Revolutionäre und dann Eigentümer es so *wollen*. Und diese Konstruktion von Eigentum, Vertrag, Recht und Staat usw. schützt auf Dauer sowohl die Gleichheit und Freiheit als auch die Ethik. Nur so wird und vor allem bleibt Ethik überhaupt möglich. Es ist also nicht das metaphysische Verwundern über die Ungewissheiten dieser Welt – wie A. Müller es sieht –, sondern politisches Kalkül, das zur Ethik führt.

All das und insbesondere die Ethik kommen ohne jede Letztbegründung auf die Welt, und kommen auch ohne diese aus – bis heute! Allein der Wille der Gruppe entscheidet. Die von Angelika Müller aufgeführten – angeblich ethischen – Religionen (Judentum, Islam, Christentum) bieten Letztbegründungen und sind deshalb vielleicht eine Moral, aber niemals ethisch bzw. eine Ethik. Und außerdem: Gleichheit und Freiheit sind Kriterien für die Ethik. Und die haben Religionen wie zum Beispiel der Islam nun mal nicht zu bieten. Und das betont Angelika Müller auch extra – und zu Recht! Weil also Moral Moral ist und Ethik Ethik, muss man sie auch so analysieren und sauber unterscheiden.

Kurz zum Recht: Die Definition von Kant ist ja sehr schön – aber völlig idealistisch. Er erkennt nicht den Antrieb, der Recht überhaupt erst ermöglicht und vor allem schützt und *unaufhebbar* macht (im Gegensatz zu Privilegien und Regelsetzungen wie die Verkehrsregeln). Für einen Herrscher gelten Verkehrsregeln natürlich nicht, obwohl er welche setzen muss, wenn er sein Herrschaftsgebiet effizient verwalten will. Er muss sich pragmatischerweise selber an sie halten, wenn er nicht verunglücken will. Und deshalb sieht sein „Verkehrsrecht“ fast genauso aus wie das einer Eigentumsgesellschaft.

Dennoch ist der Unterschied fundamental: Denn in der Eigentumsgesellschaft gibt es keinen Herrscher – und jeder muss sich an die Regeln halten, auch der Bundeskanzler. Und nur Sonderregelungen gestatten ihm Sonderrechte - und selbst die muss er einhalten. Ansonsten kann er be-

langt werden. Es ist eben kein Privileg. Kants Konzept für Recht klingt einsichtig, aber – und nun zitiere ich mich selbst – das „ökonomische Problem ... und damit die Grundlage vieler unserer Probleme und Hoffnungen, nämlich den vollstreckbaren Schuldvertrag und die aus ihm folgende zugleich fortschrittliche und gefährliche Dynamik ... hat keiner der Philosophen als die Grundlage unserer Gesellschaft erkannt“. Das zu erkennen und für die Analyse zu nutzen, ist eben das Nicht-Idealistische (und Kant und Radbruch Überwindende) an dem neuen Denkansatz.

Nun behaupte ich eine Unaufhebbarkeit des Rechts und der Gleichheit. Werde ich schon wieder „unverständlich“? Ein jeder weiß doch, dass Recht und Gleichheit schon mehrfach in der Geschichte aufgehoben wurden. Das ist richtig. Aber mit der Aufhebung von Recht und Gleichheit wurde auch immer zugleich die Eigentumsgesellschaft mit aufgehoben, d.h. abgeschafft. Die Unaufhebbarkeit meint also: innerhalb der Eigentumsgesellschaft sind Recht und Gleichheit unaufhebbar.

Wir wissen, dass das Recht in einer Eigentumsgesellschaft an neue Bedingungen angepasst werden muss, also nicht unveränderlich sein darf. Das Kunststück der Parlamente besteht eben darin, trotz der Veränderung der Gesetze diese Unaufhebbarkeit zu sichern und zu bewahren. Parlamente sind ja als Garanten dieser Unaufhebbarkeit eingerichtet worden! Wie die Erfahrung zeigt, ist es oft leichter, Recht und Gleichheit aufzuheben, als sie – in allen notwendigen Veränderungen – zu bewahren. Gerade diese Schutzlosigkeit, gerade diese Gesetzgebungskonstruktion, die oft erst im Nachhinein erkennen lässt, dass ein Gesetz etwas aufgehoben hat, das es nicht hätte aufheben dürfen, macht die Eigentumsgesellschaft so anfällig. Hitler kam doch völlig legal an die Macht – oder? Und der Euro wurde doch völlig legal eingeführt – oder?

Gerade Manipulationen am Geldwesen sind die beliebteste Einfallspforte, mit der potenzielle Herrscher sich zu wirklichen Herrschern machen oder mit der dumme Demokraten den Herrschern den Weg ebnen – siehe „Weimar“ und Hitler und heute den Euro. Geld hat eben entscheidend etwas mit Eigentum – und damit mit Recht und Gleichheit – zu tun. Wer das nicht sieht, fällt Herrschern zum Opfer. Und hier zeigt sich, wie wichtig, praktisch und nicht „aus-wirkungslos“ und nicht „nutzlos“ diese Art der Analyse ist (vgl. dagegen den Leserbrief von A. Müller, S. 537).

Vielleicht noch einmal zum Problem der richtigen Begriffswahl. Das hat ja sehr viel mit Sprache und mit „verstehen“ und mit „wirksam anwenden“ zu tun. Dazu ein Beispiel aus der Technik und Naturwissen-

schaft. Dort gibt es drei wichtige Begriffe, nämlich Kraft, Energie und Information, um die es jeweils ein langes Ringen um begriffliche Klarheit gab. Zuerst gab es zum Beispiel nur den intuitiven, umgangssprachlichen Begriff „Kraft“. Dann gelang es Newton, Kraft physikalisch exakt zu definieren. So haben wir heute zwei Kraftbegriffe. Erstens den scheinbar intuitiv verständlichen und zweitens den von Newton, der ziemlich schwer zu verstehen ist, dessen Anwendung aber erst die Mechanik mitsamt der zugehörigen Technik ermöglichte. Beide Begriffe der Kraft sind einander so ähnlich, dass man sie begrifflich nicht auseinanderhält. Deshalb meint man oft vom selben zu reden, um im Spezialfall dann doch in Verwirrung zu enden – fragen Sie Studenten der Mechanik im ersten Semester! Dennoch hat man (leider!) für Newtons Definition keinen neuen Begriff gewählt.

Ähnliches gilt für die Energie (zwischen etwa 1850 und 1900 exakt erfasst) und die Information (zwischen ca. 1940 und 1972 exakt erfasst). Die wenigsten Menschen unterscheiden sauber zwischen Kraft und Energie (denken Sie an unsere „Kraftwerke“, die elektrische Energie liefern) oder zwischen Signal und Information usw. Wer nun als Techniker oder Naturwissenschaftler nicht in der Lage ist, diese Begriffe richtig zu verstehen und anzuwenden, wird scheitern – und hoffentlich nur er alleine!

Wie soll ich es nun in unserem Fall mit den neu und meiner Meinung nach richtig definierten, aber „alt“ klingenden Begriffen Wirtschaften, Staat, Recht, Ethik usw. halten? Haben Sie einen Vorschlag? *Einen* Vorschlag werde ich aber nicht akzeptieren: alles beim alten lassen. Denn es besteht der Bedarf, diese Welt *wirklich* zu verstehen. Und „wirklich“ heißt ganz wörtlich zu erkennen: Wie was wann wo weswegen *wirkt* – zum Beispiel eben der Wille derjenigen, die den Gesellschaftsvertrag abgeschlossen und die Eigentumsgesellschaft eingeführt haben. So zu fragen vergrößert die Chance, *wirklich*, d.h. richtig zu verstehen. Es gilt insbesondere, die von uns Menschen selbst konstruierten Welten, wie zum Beispiel die Eigentumsgesellschaft, zu verstehen. Da lasse ich mir das Ringen um die richtigen Begriffe – und hinter diesem Ringen steckt eben nicht die Lust an Begriffsrabulistik oder unmoralischem Verhalten – nicht nehmen.

Hans-Ulrich Niemitz, Leipzig, 7.11.2000

Register für den 12. Jahrgang, 2000

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die vier Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 178, Heft 2 bis S. 362, Heft 3 bis S. 546. Das aktuelle Gesamtregister finden sie auf der Home-page, s. Impressum.

Albrecht, Gisela: Zum Leserbrief von Franz Kloppenburg [ZS 4/99] 223-227

Anwander, Gerhard: „Eine einzige Spatelknopfnadel...“ Die Lücke in der Regensburger Siedlungsarchäologie [mit H. Illig] 234-258

- : Von Klöstern, Karolingern und Konkordat 680-709

Brätz, Herwig: Das Karlsmonogramm 113-123

- : Name, Herkunft und Wanderungen der Slawen 391-418

- : Das Heiligtum der Semnonen (Tacitus, *Germania* 39) 612-625

Brandt, Daniela-Maria: - [Cartoon] 150

Diebitz, Stefan: - [Leserbrief zu H.-U.Niemitz, 318] 536

Fischer, Konrad: Zu Fragen der christlichen Lehre. Personen, Geschichte und Kosmologie 46-52

Görlitz, Dominique: Gegen den Wind – mit Steckschwertern. Mit dem Schifboot ABORA von Sardinien zu den Kanarischen Inseln – auf den Spuren der ältesten Seefahrer des Mittelmeers 365-383

Heinsohn, Gunnar: Jerusalems mittelalterliche Synagogenabfolge 53-58

- : Kaiserelefanten des deutschen Mittelalters: Karl der Große und Friedrich II. von Staufen 228-233

Illig, Heribert: Darwins Amöbe. Ein Diskussionsbeitrag 8-16

- : Brennpunkt Phantomzeit. Ein Situationsbericht 126-147

- : „Eine einzige Spatelknopfnadel...“ Die Lücke in der Regensburger Siedlungsarchäologie [mit G. Anwander] 234-258

- : Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen. Zur laufenden Phantomzeit-Debatte 281-295

- : Irgendwo im Nirgendwann. Uchronien und Katastrophen 310-317

- : Chronologische Irrfahrten des Odysseus. Hellenistische Fragezeichen 384-390

- : Naturwissenschaftler verteidigen ‚ihren‘ Thron. MA-Diskussion mit emotionalen Verwerfungen 476-492

- : Aachener Printen oder Jahrestreffen 2000 548-553

- : Den Mythos erinnern, Karl vergessen. Rings um den Historikertag zu Aachen 626-637

- : Astromanie und Wissenschaft. D. Herrmann · F. Krojer · S. Rothwangl
W. Schlosser 662-679
- : Alte und neue Katastrophenszenarien 710-720
- Jurisch, Alexander: - [Leserbrief zum frühmittelalterlichen Ischia] 359f
- Karls-Lese-Früchte [von verschiedenen Autoren] 151, 360-362, 541f
- Klier, Walter: Eine große, eigensinnige Forscherin. Ein Nachruf auf Johanna
Felmayer 495-497
- Kniep, Klaus: - [Leserbrief zu H. Koch: Mudur] 176f
- Koch, Heinrich P.: Ostasiatische Petroglyphen und die Urkatastrophe der
Menschheit. Ein Nachtrag 532-535
- Lüling, Günter: Das Problem „Hebräer“ 180-193
- Martin, Paul C.: Können Münzen Karl den Großen retten? 88-112
- : Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil I 449-475
- : Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil II 639-661
- Menting, Georg: Noch einmal zur explosiven Artbildung bei ostafrikanischen
Buntbarschen, zum biologischen Artbegriff und zum (Neo-) Darwinis-
mus – eine Antwort auf Andreas Birken 5f
- : - [Replik auf Niestrojs Leserbrief, 7] 7
- : Matt Ridley: Eros und Evolution. Die Naturgeschichte der Sexualität.
Eine Zusammenfassung und Besprechung 339-358
- : Funktioniert Darwins Evolutionsmechanismus? Kann die Entstehung der
Artenvielfalt durch Zufallsmutationen erklärt werden 554-581
- Müller, Angelika: - [Leserbrief zu H. Koch: Mudur] 174-176
- : (Einleitung zum von A.M. herausgegebenen Lüling-Text) 180
- : Die Wiedererweckung Jesu – einige Streiflichter 519-531
- : - [Leserbrief zu H.-U. Niemitz, 318] 536-539
- : - [Leserbrief zu G. Menting, 339] 539f
- Müller, Werner: - [Leserbrief zum Kreationisten W. Gitt] 542f
- Niemitz, Hans-Ulrich: Das Konzept „Eigentum“ und seine Rolle in der Dis-
kussion um Chronologie, Evolutionismus, Ethik, Recht und Gesell-
schaftsvertrag 318-338
- : Replik auf Leserbriefe 721-724
- Niestroj, Jens: - [Leserbrief zu Menting, 5] 7
- Pfister, Christoph: Bern – eine Zähringerstadt im Lichte ihrer ältesten Urkun-
de. Mit Seitenblicken auf Freiburg im Uechtland und Villingen 152-173
- Phantomzeitdebatte, Dokumentation: 147-149, 492-494, 637f
- Plotke, Olaf: - [Leserbrief zur Phantomzeit-Debatte] 540f
- Richter, Dietmar: „Sie und ihre Gesinnungsgenossen...“ Bericht über einen
Vortrag 124f
- Schlegel, Helmut: - [Leserbrief zu Darwin] 362
- Voigt, Ulrich: Zeitensprünge und Kalenderrechnung 296-309

- Weissgerber, Klaus: Zur Phantomzeit in Georgien (I) 59-87
 - : Zur Phantomzeit in Georgien (II) 259-280
 - : Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I) 419-448
 Winzeler, Peter: Der „Mescha-Stein“ – Die unerkannte hebräische Inschrift Davids? 17-45
 - : Die Chronologie des Davidsreiches (I). Rekonstruktion der assyrisch-babylonischen Chronologie 194-222
 - : Verfasste denn Julius Caesar die Mescha-Stele? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches (II) 582-611
 Zuberbühler, Robert: „Neue Blicke durch alte Löcher“ (G. Chr. Lichtenberg) 498-518

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen und Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe oben unter „1. Aufsätze“.

- | | |
|--|----------------------------------|
| Aachen 151, 449, 626 | Bagdad 421 |
| Pfalzkapelle 131, 490, 635 | Balten 399 |
| Ringanker 479 | Becher, Matthias 481 |
| Thron 361, 476 | Bern 152 |
| Abd-al-Walid II. ar-Raschid 232 | Handfeste v. 159 |
| Achämeniden 212, 596 | Beutler, Christian 294 |
| Achasja v. Juda 203, 608 | Bibel 717 |
| Ademar v. Chabanne 485, 490 | Bibliotheken 656 |
| Ägypten, vordynastisch 370 | Birken, Andreas 5, 336, 551, 559 |
| Agilolfinger 699 | Blaschke, Karlheinz 124 |
| Al-Mas'udi 434 | Borgolte, Michael 291, 632 |
| Altötting, Kloster 706 | Brätz, Herwig 550 |
| Amarna 199, 582 | Brakteate 467 |
| Amenophis III. 199, 591 | Brandenburg 612 |
| Amery, Carl 316 | Brincken, Anna-Dorothee von |
| Ampurias 287 | den 488, 666 |
| <i>Archäologie in Deutschland</i> 141, | Bromme, Erich 525, 552, 595 |
| 281, 481, 662 | Brunner, Karl 638 |
| Armenien 266 | Buchproduktion, karol. 653 |
| Artbegriff 5, 557 | Bulgaren 404 |
| Artbildung (explosive) 5, 7, 13 | Buntbarsche 5, 7, 559 |
| At-Tabari 425 | Byzanz 89, 146, 422 |
| Augustus, Sonnenuhr d. 667 | |

- Caesar, Iulius 46, 488, 520, 582
 Caesarea 599
Capitulare de villis 463, 643
 Carotta, Francesco 46, 520, 601
 Cassiodor 658
 Chattuschili III. 194, 582
 Cheopspyramide 178
 China 422, 532
 Christen 523
 Chronik Kartlis 75
 Chronikkritik 59, 262, 291, 424,
 626
 Cividale, Tempietto v. 129
 Cochrane, Ev 88
 Corbie, Kloster 451
- Darwin, Charles 8, 343, 362, 554
 Darwinismus 5, 8, 362, 554
 David 17, 194, 582
 Dendrochronologie 477, 496
 Diebitz, Stefan 721
 Dodo 567
 Dopsch, Alfons 643
 Dopsch, Heinz 127
 Drosophila 561
- Eickhoff, Ekkehard 89, 145, 541
 Eigentum(sgesellschaft) 318,
 499, 536, 721
 Elefanten 228, 361
 Elefanten-Jahr 441
 Ely, David 311
 Erdrotation 483
 Ernst, Ewald 548
 Eros 339
 Ethik 318, 538, 721
 Evolution 5, 7, 8, 11, 318, 339,
 498, 554
- Faussner, Hans Constantin 683
 Felmayer, Johanna 495
- Fillitz, Hermann 127
 Flusser, Vilém 314
 Föbel, Amalie 258, 283
 Frauen 340, 504, 539
 Freiburg im Uechtland 152
 Handfeste v. 154
 Freising 316
 Fricke, Burkhard 281, 481
 Friebe, F.H. Rainer 226, 622
 Fried, Johannes 100, 290, 626
 Friedrich II. von Staufen 228
 Fries-Knoblach, Janine 281, 481
 Frühmittelalter 53, 59, 88, 113,
 124, 126, 228, 234, 259, 281,
 296, 314, 359, 419, 449, 476,
 626, 639, 662, 680
 Fulda, Kloster 451
- Galiläa 587
 Gallien 584
 Gedächtnisfunktion 626
 Geerlings, Wilhelm 140
 Geld 319, 537
 Georgien 59, 259
 Herrscherliste 76
Germania 612, 623
 Gesellschaftsvertrag 320, 536,
 721
 Gil, Moshe 53, 126
 Gitt, Werner 362, 542
 Gurdshani, Kirche v. 68
- Hägermann, Dieter 228, 290,
 449, 646
 Halberstadt 226
 Halley, Edmond 483
 Harun al-Raschid 94, 229
 Hebräer(tum) 180, 407
 Hedschra-Rechnung 442
 Heinsohn, Gunnar 126, 146, 178,
 318, 499, 536, 549, 607, 716

- Heisterbach, Mönch v. 138
 Hellenismus 384
 Hellenkemper, Hansgerd 286
 Herrmann, Dieter 486, 662
 Heyerdahl, Thor 365
 Hippokrates 649
 Horn, Heinz Günter 285
 Hydatius 677
- Ilant-Hort 95
 Illig, Heribert 53, 59, 88, 151,
 261, 302, 419, 548, 605, 664
 Impakte 670, 715
 Innsbruck (Gold. Dachl) 495
 Instinkt 353
 Investiturstreit 683
 Ischia 359
 Islam 264, 419
 Israeliten 181
 Itchner, Hans 498
- Jehu 200
 Jerusalem 53, 211, 229, 419
 Jesus 46, 519, 541, 584
 Juden 181, 523
 Jupiter 50, 672, 712
 Justinger, Konrad 156
- Kalenderzahl 298
 Kalkriese 223
 Kammeier, Wilhelm 155, 519,
 639
 Karl der Große 3, 88, 135, 150,
 228, 290, 360, 364, 450, 490,
 540, 548, 626, 644, 688
 Monogramm 99, 113
 Münzreform 96
 Karolinger s. Frühmittelalter
 Katastrophismus 9, 175, 499,
 532, 710
 Keller, Béatrice 141, 481
- Kerner, Max 295, 479, 635
 Kloppenburg, Franz 223
 Kloster(bibliotheken) 449, 680
 Koch, Heinrich P. 174, 716
 Köln 285
 Koelzer, Theo 154
 Kometen 710
 Konstantin VII. Porphyrog. 422
 Kraft (Energie) 724
 Kreationismus 362, 542, 557
 Krojer, Franz 487, 664
 Kyburger 163
- Lamarck, Jean B. 13
 Lange, Klaus-Peter 490
 Laokoon 387
 Livius 281, 546
 Logik, formale 508
 Lüling, Günter 430
 Lug 621
- MacLaine, Shirley 291
 Magdeburg 622
 Mantis 544
 Maria, Hl. 410
 Mars 49, 713
 Martin, Paul C. 146, 438, 549,
 627
 Mauren 645
 Mayr, Ernst 11, 554
 Mekka 442
 Menschheit, Alter d. 543
 Menting, Georg 8
 Merkur 49, 714
 Meroth/Golan 53
 Mescha-Stele 17, 199, 582
 Messias-Kult 522
 Millennium 547, 634
 Minkenberg, Georg 151
 Minuskel 451
 Mirian v. Georgien 81

- Mittelmeer 365
 Mohammed 264, 419
 Mond 714
 Montecassino 657
 Moral 323, 538, 721
 Mosy, der Daibonit 17
 Mudur 174, 532
 Müller, Angelika 721
 Münzen s. Numismatik
 Murschili III. 34
 Mutation 554
 Mythenforschung 717
 Mzcheta, Kirche v. 64
- Nebukadrezar II. 204, 582
 Neustadt/Main, Kloster 686
 Newton, Robert R. 484
 Nicäa, Konzil v. 142, 488, 666
 Niccoli, Niccolò 640
 Niemitz, Hans-Ulrich 311, 511,
 525, 536, 551
 Nietzsche, Friedrich 519
 North, J.D. 144
 Numismatik 88, 146, 224, 249,
 286, 435, 592
- Odyssee 384
 Omajjaden 419
 Omri 18, 582
 Osterrechnung 142, 297
 Ostmission 135
 Otto III. 165
- Palästina 53, 583
 Parisse, Michel 627
 Paulus-Apokalypse 461
 Pedersen, O. 143
 Persien 265
 Petroglyphen 174, 532
 Phantomzeit s. Frühmittelalter
 Pippin d. J. 695
- Planetengottheiten 48
 Plinius d. Ä. 387
 Plutarch 282
 Poggio Bracciolini 585, 640
 Polen 405
 Polis 503
 Polyphem 384
 Potenzenrechnung 49
 Präzession 667
 Privateigentum s. Eigentum
 Ptolemäus, Claudius 399, 676
 Punktualismus 572
 Pyramiden 178
- Qumran 593
- Ralswiek-Hort 435
 Ramses II. 24, 197, 591
 Rawls, John 331
 Recht 327, 503, 722
 Regensburg 234
 Lesefunde 236
 Niedermünster 253
 Siedlungsfunde 240
 St. Emmeram 254
Reichsannalen 632
 Ridley, Matt 339, 539
 „Rote Königin“ 344, 539
 Rothbard, Murray N. 331
 Rothwangl, Sepp 672
- Samarra 422
 Samschwilde, Kirche v. 72
 Samuel 38
 Sargoniden 212, 583
 Saturn 50, 672
 Schalmaneser III. 194, 582
 Schieffer, Rudolf 628, 689
 Schiffahrt 365
 Schilfboote 365
 Schlosser, Wolfhard 673

- Schmidt, Hanjo 549
 Schütte, Sven 476
 Schwintowski, Hans-Peter 334
 Selektion, natürliche 569
 Semnonen 612
 Seneca 46
 Sexualität 339, 539
 Shoemaker-Levy 710
 Siegel (Blei, Wachs) 106
 Singer, Wolf 629
 Sintflut 175, 716
 Skasa, Michael 138
 Skylla 384
 Skythen 198, 403, 583
 Slawen 391
 Smolinsky, Heribert 141
 Sonnenfinsternisse 281, 483, 662
 Sonnenschmidt, Reinhard 550
 Sperlonga 384
 Staat 328, 536
 Staffelsee 463
 Stammesrecht 499, 521
 Staufer 170
 Stauffer, Ethelbert 599
 Stecchini, Livio 46
 Steckschwerter 365
 Steiger, Otto 178, 318, 498, 536
 Stephenson, Richard 483
 Sternberg, Thomas 140
Sterne und Weltraum 481, 662
 Stratigraphien 53, 251, 286
 Synagogen 53

 Tacitus 224, 612
 Tageslänge 483
 Tang-Dynastie 422
 Tassilo III. (-Kelch) 128, 695
 Tausend 120
 Tegernsee 703
 Textüberlieferung 649

 Theophanes (+Continuator) 424
 Thierhaupten, Kloster 700
 Tiflis (Tbilissi) 278
 Tiglatpileser III. 34, 195, 587
 Tollmann, A. u. E. 716
 Tolstoj, Lev 540
 Topper, Uwe 296, 395, 423, 595
 Treibhauseffekt 715

 Uchronie 310
 Udenheimer Kruzifixus 294
 Ungarn 405
 Ungericht, Hans-Martin 549
 Urkundenkritik 152, 283, 294,
 633
 Urman, Dan 53, 126

 Varus-Schlacht 223
 Velikovsky, Immanuel 175, 412,
 516, 556, 596, 669, 716
 Venn, Hubert vom 295, 550, 636
 Venus 50, 410, 520, 713
 Villingen 165
 Vivarium, Kloster 657
 Vogtherr, Thomas 491
 Vollmert, Bruno 362

 Waräger 407
 Wesel, Uwe 334
 Wibald von Stablo 683
 Winzeler, Peter 517, 550
 Wirsching, Armin 551
 Wörth s. Staffelsee
 Wormser Konkordat 680

 Zähringer 152
 Zahlensymbolik 49
 Zeitrechnung 59, 296, 441
 Zeller, Manfred 419

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 12, Heft 4, Dezember 2000

- 547 Editorial
- 548 Heribert Illig: Aachener Printen oder Jahrestreffen 2000
- 554 Georg Menting: Funktioniert Darwins Evolutionsmechanismus?
- 582 Peter Winzeler: Verfasste denn Julius Caesar die Meschastele ? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches (II)
- 612 Herwig Brätz: Das Heiligtum der Semnonen
- 626 Heribert Illig: Den Mythos erinnern, Karl vergessen. Rings um den Historikertag zu Aachen
- 639 Paul C. Martin: Was las man denn zur Karolingerzeit ? Teil II
- 662 Heribert Illig: Astromanie und Wissenschaft. D. Herrmann · F. Krojer · S. Rothwangl · W. Schlosser
- 680 Gerhard Anwander: Von Klöstern, Karolingern und Konkordat
- 710 Heribert Illig: Alte und neue Katastrophenszenarien
- 721 Hans-Ulrich Niemitz: Replik auf Leserbriefe
-
- 546 Impressum
- 637 Nachträge zur Mittelalterdebatte
- 725 Register für den 12. Jahrgang, 2000

ISSN 0947-7233